niversity Library
064246646

0902
.671

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

VICTOR MOREAU.

Digitized by Google

Nemesis.

Zeitschrift

für

Politik und Geschichte,

herausgegeben

von

Heinrich Luden,

Hofrath und Professor der Geschichte zu Jena.

Erster Band.

Mit Kupfern und Charten.

Weimar,

im Verlage des H. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs.

1814.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nemesis.

Zeitschrift für Politik und Geschichte.

Ersten Bandes I. Stück. 1814.

I.

Ankündigung und Plan.

Seit einer Reihe von Jahren schien das Leben der Menschen und Völker alle alten Grundfesten verloren zu haben; ein wunderlicher Geist trieb dasselbe durch Nebel und Luft, ohne Halt, ohne Aussicht, ohne Hoffnung, unvermeidlichem Verderben entgegen. Was im Ablaufe der Jahrhunderte im regen Menschen- und Völkergetreibe für Geist und Bildung errungen war, das große, heilige Resultat des Lebens aller Geschlechter der Vorzeit blieb ungebraucht liegen, wie eine unnütze Erbschaft; es zerfiel in sich selbst, und drohete den Untergang. Gemeinere Menschen beklagten den allgemeinen Verfall des Wohlstandes und die einreißende Armuth; sie wiesen hin auf die Leichen unserer Städte,

510497

Digitized by Google

auf die Verödung unserer Straßen, auf die Leere unserer Häven und Märkte; edlere Naturen fürchteten die Vernichtung aller Wissenschaft und Kunst, das Verschwinden aller guten Ordnung und Zucht, aller Sitte und Schaam, aller Rechtlichkeit und Tugend: und die Unterdrückung jeder Geistesregung, das Lauern und Lauschen auf Alles Ausgezeichnete, die Gesetzmäßigkeit der Unzucht, die Begünstigung der Zügellosigkeit und Frechheit, endlich die Zerrüttung im Innern der Familien und der einzelnen Menschen und der entsetzliche Widerspruch, der zwischen Wollen und Handeln erzwungen ward, schienen diese Furcht zu rechtfertigen. Freilich blieben Viele ihrer selbst gewiß, weil sie wußten, was in ihnen war: aber für die kommenden Geschlechter wagten sie kaum zu stehen. Andere mochten die Hoffnung nicht aufgeben: aber sie suchten dieselbe nur an Zufälle zu knüpfen, etwa an den Tod Eines Mannes; dieser und jener hing sich auch wohl an die Zerstörer, aus eigenthümlicher Nichtswürdigkeit, oder aus Verzagtheit und Schwäche; selbst Manchen der Besten schien Unterwerfung die höchste Weisheit; hin und wieder wurde in sinnlichen Genüssen jeder Gedanke an die Würde und den Werth des Lebens erstickt; und nur Wenige mögen, ohne zu wanken und zu weichen, im heiligen Glauben an den Gott, der von Alters her die Schicksale der Völker bestimmt hat, und an den Menschengeist, dem die Nothwendigkeit nach Tugend und Weisheit zu streben inwohnt, festgehalten haben an dem kühnen Vertrauen zu sich selbst, und an der Zuversicht eines erneuerten Lebens und eines wiederkehrenden Glücks.

Diese Wenigen haben sich nicht getäuscht. Vom Norden her, wo die Stärke wohnt, ist die Rettung gekommen. Die Jahre 1812 und 1813 haben gezeigt, daß die Gesetze der Natur nicht altern, daß das Leben noch in der alten, wohl begränzten, Bahn läuft, daß derselbe Geist, der in alten Tagen die Verhältnisse der Menschen bestimmte, auch jetzt noch unverändert durch das Leben waltet; sie haben gezeigt, daß Trotz und

Digitized by Google

Uebermuth, Frechheit und Frevel ins Verderben führen, daß, wie der heilige Seher sich ausdrückt, „der Zerstörer, nachdem er Alles zerstört hat, selbst zerstört, der Verächter, nachdem er Alles verachtet hat, selbst verachtet wird," daß „über den Fall dessen, der die Gränzen der Völker zusammenrafft, Keiner trauert, sondern Jedermann mit den Händen klappt," daß, „wer Wind säet, nur Sturm ärndtet," und daß „der Stecken Holz ist." Aber sie haben auch gezeigt, daß Freiheit, Ordnung, Ehre, Glück, und jedes Schöne und Große des Menschenlebens nach denselben großen und einfachen Grundsätzen noch gewonnen und erhalten werden, nach welchen sie im grauesten Alterthume gegründet und bewahrt wurden, und daß Volkssinn in den Fürsten, und Fürstenliebe in den Völkern, in beiden aber, in Fürsten und Völkern, Ein und derselbe Geist der Gottergebenheit, der Ehre und Freiheit, der zur Anstrengung aller Kraft, und zur Aufopferung jedes Gutes um Freiheit und Recht treibt, dieses heilige Ziel gewiß erreicht, und Ruhm gewinnt und Ehre. Also ist die Hoffnungslosigkeit geendet; die Niedergeschlagenheit, das Klagen und Jammern, die Ungewißheit und die Verzagtheit haben aufgehört, Vertrauen und Liebe sind wiedergekehrt, und ein freies, frisches, heiteres und kraftvolles Leben hat begonnen. —

Wir Teutschen können wohl nicht sagen, daß der gegenwärtige Augenblick der schönste sey in unserer Geschichte, aber gewiß ist er der wichtigste. Wir hatten sehr schwere Sünden auf uns geladen durch Selbstversäumniß und durch Vernachlässigung aller der großen Grundsätze, deren Befolgung, nach der Erfahrung der Jahrtausende, allein dem Leben Ehre und Freude geben kann. Wir haben diese Sünden schwer gebüßt. Unsere Väter hatten das Höchste der Ehre und Freiheit erreicht, wir sind bis auf den tiefsten Grund der Schande und Knechtschaft hinabgewürdigt worden. Nunmehr aber scheint das Schicksal versöhnt. In den großen Tagen der Schlachten bei Leipzig sind

unsere Ketten gesprengt, und wir haben das beispiellose, von uns wahrhaftig nicht verdiente, Glück, daß die ersten Monarchen der Welt, die erhabenen Sieger in jenen großen Tagen, zugleich die edelsten Menschen sind; daß Sie, bei der Erhabenheit ihrer Gesinnung, den schönen Ruhm: die Völker befreiet, die alte Ordnung hergestellt und die Ruhe der Welt gegründet zu haben, höher achten, als den verführerischen, aber jammervollen Glanz, welchen Gewalt und Herrschaft bieten. Wir Teutsche sind uns selbst zurückgegeben; von nun an ruht unser Schicksal in unsrer eignen Hand; wir haben schönere Gelegenheit, als je ein Volk, zu zeigen was wir werth sind; was wir künftig sind, das werden wir zu seyn verdienen. Wir werden elend seyn und armselig und nichtswürdig, und früher oder später werden wir zurückfallen in fremde Gewalt, und ausgesetzt seyn jeder Mißhandlung und jeder Schmach, wenn wir die Selbstversäumniß fortsetzen und auf dem Wege der alten Sünden weiter wandern; wir werden hingegen ein großes Volk werden, gefürchtet, geachtet, geehrt, frei, stark, gebildet, keinem andern nachstehend, wenn wir uns Alle zu großer Gesinnung erheben, wenn wir uns des göttlichen Geschenks der Freiheit, welches uns der hohe Edelmuth unserer Retter gegeben hat, werth zeigen, wenn wir das große Beispiel von Gottergebenheit, von Aufopferung und Anstrengung befolgen, welches uns die Völker dieser großen Fürsten auf so bewunderungswerthe Weise vorhalten, und wenn wir in Krieg und Frieden die Grundsätze treu bewahren, die solche Anstrengungen und Aufopferungen möglich und leicht machen. —

Man wird dem Unterzeichneten in einer Zeit, wo Wechsel der Verhältnisse auch Wechsel der literarischen Bestrebungen erzeugen wird, nicht verargen — denn er sagt es, wie die alten Römer ihr Leben zu erzählen pflegten, sine gratia aut ambitione, bonae tantum conscientiae pretio ductus, — wenn er

hier bemerkt, daß er seit einer Reihe von Jahren nichts gewollt und erstrebt hat, als solche Gesinnungen und Grundsätze, nach seinen Kräften, zu verbreiten und festzuwurzeln. Dafür können nicht nur seine Schriften den Beweis liefern, wie seine „Ansichten des Rheinbundes", seine „Vorlesungen über das Studium der vaterländischen Geschichte", sein „Handbuch der Staatsweisheit", seine, bald erscheinende, „allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums" und a., die alle in einem Geist und Sinn, über welchen kein Verständiger ungewiß bleiben kann, geschrieben sind, wenn sie gleich alle Spuren der schweren, gefahrvollen Zeit an sich tragen, sondern auch tausend Jünglinge, die seine Vorträge gehört haben, und von welchen sehr viele für die große Sache des Vaterlandes kämpfen, werden einstimmig dafür zeugen. Wie sollte er also in diesem großen Augenblicke dem Drange seines Herzens widerstehen, wie sollte er schweigen und aufhören können, nach seinen Kräften und auf die Weise, die ihm allein vergönnt ist, mitzuwirken zur Begründung eines ächt teutschen Volksgeistes und eines wahrhaftigen Volkslebens, für das Glück seines Vaterlandes und für die Freiheit der Welt! Also hat sich der Unterzeichnete entschlossen, unterstützt von einer Anzahl der ehrwürdigsten, edelsten, gelehrtesten und einsichtsvollsten Männer unsers Volks, eine Zeitschrift herauszugeben, die dem angegebenen Zwecke geweiht, unter dem Titel:

Nemesis

mit Anfange des nächsten Jahres erscheinen und in zwanglosen Heften herauskommen wird.

Die Verhältnisse Teutschlands sind noch nicht bestimmt; und es würde Vermessenheit seyn, der Weisheit unserer Befreier auf irgend eine Weise vorzugreifen. Aber, was auch in politischer Rücksicht aus Teutschland werden mag: das wird immer unsere Ehre vor Gott und Menschen seyn, es wird

allein unser Glück begründen, und den Fürsten und Völkern, denen wir unsere Befreiung verdanken, die Verbindung mit uns, die nicht wir, wohl aber Sie entbehren können, werth machen, daß wir Teutschen sammt und sonders alle alten Zwiste vergessen, daß wir ohne Mißtrauen, ohne Zweifel, ohne Groll, ohne Fehde, von Einer großen Gesinnung für Freiheit und Recht, von Einer kindlichen Liebe für das gemeine Vaterland, von Einem Geiste der Ordnung, der Mäßigung, der Besonnenheit und Tapferkeit durchdrungen, uns eng aneinanderschließen und die Kräfte zur Kraft vereinen; daß wir Unterthanen mit altgewohnter Treue zu unsern Fürsten stehen, unsere Fürsten aber redlich und fest aneinanderhalten, und daß auf solche Weise Eine Seele aus allen Gliedern, wie groß oder klein auch ihre Zahl sey, Einen Leib mache. Und dafür durch Wort und That mitzuwirken, wird zu jeder Zeit eben so heilsam als erlaubt seyn.

Am besten aber glauben wir in diesem Sinne mitwirken zu können, wenn wir einmal im Allgemeinen die großen Grundsätze, auf welchen, nach der Erfahrung der Jahrtausende, das Leben der Menschen nur allein fest und sicher ruhen kann, nach und nach darlegen, und die Ideen über Volk und Vaterland, deren Befolgung uns für Fürsten und Unterthanen nothwendig scheint, aussprechen; wenn wir ferner auf mannichfaltige Weise zeigen, was aus Völkern und Staaten geworden ist, wenn diese Grundsätze beachtet und befolgt oder versäumt und verachtet wurden; und wenn wir endlich den möglich klarsten Ueberblick über die Verhältnisse unserer Zeit, des Vaterlandes zu andern Staaten und der andern Staaten unter sich, zu geben suchen, damit dem Streben die Richtung nicht fehle und die Einsicht ins Handeln gewiesen werde. Deßwegen denken wir folgenden Plan bei unserer Zeitschrift dergestalt zu befolgen, daß am Ende des Jahres kein Abschnitt gefunden werden dürfte, für welchen nicht irgend etwas Bedeutendes geliefert worden wäre.

I. Zeitgeschichte:

1. Darstellung der Kriegsereignisse und überhaupt aller bedeutenden Staatshändel, erzählend, mit Anführung der Quellen. Plane und Charten werden, wo es nöthig ist, die Erzählung erläutern.

2. Ausführlicher Abdruck aller Staatsverträge vom Anfange des gegenwärtigen Kriegs an — als Beilagen.

3. Mittheilung solcher Verfügungen im Innern der Staaten, welche entweder eine Veränderung der Verhältnisse bezwecken, oder wenigstens als charakteristisch für die Zeit erscheinen — als Beilagen.

4. Merkwürdige Züge aus der Geschichte unserer Zeit von Augenzeugen. — Berichte von interessanten Ereignissen; Erläuterungen und Aufklärungen der Ereignisse ꝛc.

5. Nachrichten von dem, was teutsche Länder und Völker von den Franzosen gelitten haben.

6. Nachrichten von dem, was teutsche Länder und Völker für die Befreiung geleistet haben.

7. Anekdoten zur Charakteristik von Fürsten, Feldherren, Staatsmännern unserer Zeit. Zuweilen mit ihren Porträts.

II. Abhandlungen:

1. Politische Betrachtungen:

a) Allgemeine, sowohl über die Verhältnisse des Staats zu andern Staaten, als des einzelnen Staats im Innern.

b) Besondere, an die Begebenheiten und Verhältnisse unserer Zeit geknüpft; also

α) Bemerkungen über die Verhältnisse unserer Zeit im Allgemeinen; über die Verhältnisse einzelner Staaten, besonders des Vaterlandes; über Fürsten und andere bedeutende Menschen.

β) Bemerkungen über einzelne Ereignisse und Begebenheiten der Zeit und deren Folgen.

γ) Bemerkungen über amtliche Berichte — Zusammenstellungen ꝛc.

δ) Vollständige Uebersetzungen vorzüglicher, politisch-bedeutender Reden im Engländischen Parlamente.

2. Literarische Beobachtungen:

a) Recensionen bemerkenswerther historischer und politischer Schriften, kurz und deutlich.

b) Anmerkungen über den Volksgeist, der sich in andern literarischen und Kunst-Werken ausspricht — (ein literar. Schauamt und Rügegericht, von namhaften Männern gebildet.)

3. Historische Darstellungen:

a) Züge aus der vaterländischen Geschichte, die ächten Volksgeist, oder die traurigen Folgen des Mangels an ächtem Volksgeiste zeigen können.

b) Züge von Heldenmuth, Edelsinn ꝛc. aus der vaterländischen Geschichte.

c) Parallelen und Erläuterungen der Gegenwart aus der Vergangenheit.

III. Gedichte, in welchen sich Volksgeist und Freisinn ausspricht, oder die sonst bedeutend für unsere Zeit zu seyn scheinen.

Schließlich empfehlen wir diese Zeitschrift allen wohlgesinnten Männern und Frauen unsers Volks zu günstiger Aufnahme und thätiger Beförderung.

Jena, im November 1813.

Luden.

II.

Nemesis,

ihr Sinn und ihre Deutung.

Unter allen Mythen des Alterthums ist Nemesis einer der geist- und sinnreichsten, ja! ich möchte sagen, der menschlichste, weil ihr Sinn so tief in das praktische Menschenleben und in den Gang der größeren Weltbegebenheiten eingreift. Vielfach, wie diese, erscheint sie daher mit ihren zahlreichen Attributen, so wie irgend ein Völkchen Griechenland's, ein Philosoph, ein Dichter oder ein denkender Künstler dies höhere, mystische Wesen, seinen Ideen, seinem Gefühl oder seinem geistigen Bedürfnisse aneignete. So trägt sie, als schön geflügelte weibliche Gestalt, bald den gleich und gerecht vertheilenden Maasstab der zeitlichen Güter in der Hand, und ihr Fuß stehet auf einem Rade, dem Symbol der schnellen Wandelbarkeit der weltlichen Dinge; bald zügelt sie mit einem Zaume den unbändigen und verheerenden Ehrgeiz, oder züchtiget mit der Geisel den stolzen und übermüthigen Tyrannen, oder bestraft mit Waage und Schwerdt, als göttliche Gerechtigkeit, die Verbrechen des Despoten auf dem Throne, und rächt an ihm die gemißhandelte und unterdrückte Menschheit. Bald erscheint sie mit Steuerruder und Füllhorn, und belohnt mit Volksglück und reicher Fülle das edle Streben und die Sorgen des weisen Regenten. In ihrer höchsten, und ich darf wohl sagen, religiösen Symbolik, erscheint sie mit aufgehobenem Busen-Schleier, und sieht sich selbst, als strafendes oder freisprechendes Gewissen, ins eigene Herz.

Unter allen diesen Formen und sinnreichen Gebilden stellte sie, die Göttliche, der denkende, plastische Künstler den Griechen vor die Augen und zur Verehrung in ihren Tempeln auf.

Am schönsten und reinsten spricht eine, ihr allein gewiedmete Orphische Hymne ihr Wesen und ihre hohe göttliche Bestimmung folgendermaßen aus:

„Nemesis, die Göttliche, allsehend, allwissend,
Schaut und wägt das ganze Leben der Menschen,
Freut sich allein des Gerechten, und ändert, stets wechselnd,
Maas und Glück der Sterblichen. Alle
Beugen sich fürchtend unter ihr Joch, weil Alle
Streng ihr Richterspruch trifft; denn unverhohlen
Ist ihr die blinde Leidenschaft des Uebermüthigen,
Des Frevlers, ihr, der Hocherhabenen, der Reinen,
Ihr, die Alles sieht, Alles hört und Alles beschränkt.
Sie giebt Geradsinn und Liebe zur Tugend,
Dämpft Feindseligkeit und Uebermuth,
Stolz und ungerechte Begierden."

Aus Allem, was wir bei den Alten über die Nemesis finden, geht klar hervor, daß die Griechen — welche unstreitig die Schöpfer dieses Mythos waren — ihm eine politische Tendenz gaben, und daß er vermuthlich in dem harten Kampfe, den die Griechen mit den übermüthigen Persern um ihre Freiheit und politische Existenz führten, gebraucht wurde, um den Muth der Kleingläubigen und Verzagten gleichsam durch die Aufstellung einer allmächtigen, die gerechte Sache schützenden, und den Frevel des Uebermuthes rächenden, Göttin zu stählen.

Dies zeigt uns offenbar die interessante Anekdote, welche Pausanias erzählt. Die Perser brachten nämlich, als

sie der Eroberung und Unterjochung Griechenland's gewiß zu seyn glaubten, einen ungeheuern, 10 Ellen hohen Parischen Marmorblock mit nach Griechenland, in der Absicht, daraus eine Trophäe und ein Monument der Besiegung Griechenland's zu fertigen, und in Athen aufzustellen. Dieser Block fiel nach der gänzlichen Niederlage der Perser bei Marathon den Griechen in die Hände, und der vortreffliche Bildhauer Phidias verfertigte nun, vermuthlich auf obrigkeitlichen Befehl, eine kolossale Statue der Nemesis daraus, um diesen herrlichen Mythos zu versinnlichen, und ihm die National-Sanction zu geben.

Ihr Name entstand unstreitig aus dem Worte: *νέμω*, ich vertheile, und das Wort: *νέμεσις* hieß bei den Griechen immer die göttliche Rache, die rächende Gerechtigkeit.

Adrast bauete ihrem Dienste den ersten Tempel, und sie bekam davon den Namen: Adrastea, ebenso wie Rhamnusia, von ihrem berühmten Tempel und Haine in dem Flecken Rhamnus, unweit Athen.

Auf das bürgerliche Leben scheint eine einzige ihrer Darstellungen hinzudeuten, wo sie nämlich mit emporgehobenem rechten Arme ihren Busenschleier hebt, und sich selbst mit gesenktem Haupte, als strafendes Gewissen, ins Herz sieht. Platon giebt uns darüber einen schönen Wink, indem er sagt: Nemesis wache besonders über Verbrechen und Vergehungen der Kinder an ihren Aeltern.

Die Römer, welche unstreitig den politischen Sinn dieses Mythos auffaßten, brachten den Dienst der Nemesis aus Griechenland nach Rom, und erbauten ihr einen Tem-

pel auf dem Capitol, wo sie ihr Opfer brachten, wenn sie in den Krieg ziehen wollten, um glücklich und siegreich zu seyn. Allein man sieht offenbar, daß die Römer den ganzen schönen und reinen Sinn der Griechen, welche die Nemesis als Rächerin aller politischen Frevelthaten, und Schutzgöttin gegen Tyrannei und Freiheitsraub verehrten, umkehrten, sie bloß zu einer Göttin des Kriegsglücks machten, um ihren eigenen, ungerechten und stolzen Eroberungskriegen einen Anstrich und falschen Schein einer gerechten Sache zu geben.

Kurz, dieser schöne Mythos, so vieldeutig er auch ist, hat tiefen Sinn und tausendfache Anwendung. Nemesis waltet auch jetzt noch über die großen Begebenheiten der Welt, und das Schicksal der Völker und Staaten; sie wägt auf ihrer göttlichen Waage Schwerdt und Zepter, und lohnt allein dem Gerechten, dem weisen Regenten und Vater seines Volkes mit der heiligen Bürgerkrone.

F. J. B.

III.

Das Vaterland, oder Staat und Volk.

I.

Die Geschichte.

Wer das Leben der Menschen, wie es in seinem Spiegel und Abbilde, der Geschichte, erscheint, mit einiger Aufmerksamkeit beachtet, dem kann die Bemerkung kaum entgehen, daß dieses Leben in allen Ländern und Zeiten, wo

es gesellschaftliches oder gemeines Leben wird, zwischen zwei Kreisen läuft, die von keinen größeren umschlossen werden, und die unsere Sprache Staat und Volk nennt. Ueberall, wo Menschen mit einiger Bildung zusammen leben, da leben sie in einem Staate; und überall zeigt sich bei jedem Menschen in Sprache, Geist und Art eine gewisse Eigenthümlichkeit, die ihn von allen andern Menschen sondert, die er aber mit einer gewissen Anzahl gemein hat: mit diesen macht er Ein Volk aus. Eine größere Gemeinschaft, als die, welche durch den Staat oder durch das Volk gebildet wird, zeigt sich nie und nirgends unter den Menschen; und wenn gewisse Verbindungen über die Gränzen von Staat und Volk hinauszugehen scheinen, so kommt es daher, daß alle Staaten und alle Völker aus Menschen bestehen, mit welchen die Menschen dieses Staates und dieses Volkes in mannichfaltige Verhältnisse treten können, aber alle diese Verbindungen können doch nur in sofern eine Gemeinschaft unter den Menschen begründen, als diese den Staaten, in welchen sie leben, und den Völkern, zu welchen sie gehören, untergeordnet bleibt.

So sind die Wissenschaften allgemein, und verknüpfen die Menschen aller Zeiten und Länder, die für sie leben: aber sie gedeihen nur, sie können überhaupt nur seyn, unter dem Schutze eines Staates und in der Eigenthümlichkeit eines Volks. So ist die Religion in ihrem Wesen ewig, und rein und wahr. In dieser ewigen Wahrheit durchdringt sie jedes Menschen Gemüth. Aber in ihrer Erscheinung im Leben bildet sie Kirchen, und diese Kirchen sind von Staat und Volk nicht zu trennen, das soll heißen: die Glieder der Kirche hören nicht auf Bürger zu seyn und Volksgenossen; die Gemeinschaft der Kirche kann die Gemeinschaft des Staats und Volks nie vernichten; auch kann der Mensch wohl

die Kirche verlassen, aber er kann nie aufhören Bürger zu seyn, wenn er ein menschlich-geselliges Leben führen will, und eben so wenig kann er die Eigenthümlichkeit seines Volks in sich aufheben. Also läßt sich wohl nicht nur behaupten, daß im Leben nichts Reinmenschliches erscheine — das Reinmenschliche lebt in der innersten Tiefe unserer Brust —, sondern auch, daß keine Offenbarung des Menschengeistes, kein reges Wollen und Streben, unabhängig von Staat und Volk erscheinen könne; es läßt sich behaupten, daß Staat und Volk die beiden heiligen Ringe seyen, in welchen das ganze gemeine Leben der Menschen hängt. —

Von dieser Bemerkung aber dürfte eine andere kaum zu trennen seyn. Staat und Volk nämlich fallen, im historischen Zusammenhange des Lebens, bald dergestalt zusammen, daß das Volk in einem bürgerlichen Vereine, nach eigenen Gesetzen, lebt, oder einen besonderen Staat ausmacht; bald aber sind sie getrennt, und die Kreise schneiden sich auf mannichfache Weise, sey es, daß in einem Volke mehrere Staaten sind, sey es, daß ein Staat mehrere Völker umfaßt, sey es endlich, daß Völkertheile, in bürgerlicher Rücksicht, hierhin geworfen sind und dorthin. Aber immer und überall streben Staat und Volk, man möchte sagen, mit liebevoller Sehnsucht zu einander, um sich einander zu halten oder zu gewinnen, wie wenn sie ohne einander nicht seyn möchten, wie wenn sie beide nur in Einheit gedeihen könnten! Sind Staat und Volk eins: so ist der höchste Wunsch und das heiligste Streben der Menschen, diese Einheit zu bewahren; sind sie getrennt: so ist, wenn nicht immer der Wunsch, doch gewiß das Streben da, diese Einheit zu erringen: die Volksgenossen suchen sich in Einen Staat zu vereinen, die Bürger Eines Staates suchen ein Volk zu werden: bald überwiegen diese, bald jene, und die gewaltigsten Bewegun-

gen und die interessantesten Erscheinungen im Leben unseres Geschlechts gehen aus diesen Bestrebungen hervor. Ruhiges Gedeihen aber, fester Friede, kräftige Bildung und allgemeines Glück wird nur da gefunden, wo die Einheit von Volk und Staat erreicht ist, und diese Erreichung scheint von gewissen Naturgränzen abzuhängen, von Höhen und Tiefen, von Meeren und Wüsten, welche entweder das Volk umschließen oder den Staat.

Wir halten diese Bemerkung für höchst wichtig; darum sey uns erlaubt, sie an Beispielen der Geschichte theils zu erläutern, theils zu bewähren.

Von Alters her ist darüber in allen Zeiten und Ländern nur Eine Stimme gewesen, daß es kein größeres Unglück gäbe, als wenn ein freies Volk, d. h. wenn Menschen, die durch Geist, Sprache und Bildung verwandt sind, und nach eigenen Gesetzen in einem besonderen Staate, oder auch wohl in mehreren besonderen Staaten, leben, von einem anderen Volke bezwungen, und demselben unterworfen oder mit ihm zu Einem Staate vereint würden. Der Name eines Eroberers ist in allen Zeiten und Ländern ein verfluchter Name gewesen, und selbst späte Geschlechter, die durch ihn nichts gelitten hatten, die vielmehr im Besitze der Vortheile waren, die sich etwa im Verfolge der Zeiten aus seinen Unternehmungen entwickelten, haben ihn nur mit Abscheu genannt. Wo ein Eroberer auftrat, wo sich die Gefahr einer Unterjochung, oder einer Losreißung des Staats vom Volke nahete, da wurden die Gemüther der Menschen überall aufs Furchtbarste aufgeregt; sie wurden mit unendlichem Hasse und mit ungeheuern Ingrimme gegen die Frevler erfüllt, welche ihnen die Gefahr brachten, sie wurden ergriffen von Angst

und Entsetzen. Wenn noch irgend einige Hoffnung da war, das Unglück abzuwenden, so haben die Völker nie gescheuet, Alles aufzubieten, jede Kraft anzustrengen, das Theuerste und Köstlichste des Lebens freudig hinzugeben, um demselben zu entgehen. Sahen sie sich aber durch Uebermacht bewältigt, oder durch Argliſt und Verrath gelähmt, so beugten sie sich vielleicht dem Unvermeidlichen, aber sie beugten sich nur mit einem Wehklagen, mit einem Jammer, mit einem Rachschrei, der durch alle Zeitalter hallt, so daß in ihnen unverkennbar das Gefühl lebte, es stehe hier nicht etwas Gemeines auf dem Spiele, wie Habe und Gut, sondern es gelte um das Heiligste, um die Würde und den Werth des Lebens, das Gefühl, fremde Herrschaft sey eine wahre Bejochung, Schändung, Entmenschlichung! So war es, als der schreckliche Eroberer aus Chaldäa mit seinem bittern, schnellen Volke gegen die Israeliten anstürmte; so war es, als der große Perserkönig gegen Aegypten seine Schaaren führte; so, als eben dieser Perserkönig über die Griechen zu kommen drohete; so überall, wo sich der römische Adler zeigte; so, wo Attila die Geißel Gottes schwang; und so war es in unsern Tagen in Spanien, Holland, Teutschland und Preußen, oder wohin sonst Argliſt, Verrath oder Gewalt die Franzosen führte. Ja, die Geschichte hat Beispiele, daß kleine Staaten, die, einem gewaltigen fremden Feinde gegenüber, auch von der größten Anstrengung und der vollendetsten Aufopferung keine Sicherheit erwarten durften, in der Verzweiflung hierüber lieber sich selbst, und Weiber und Kinder, besonnen und ruhig dem Schwerde und den Flammen übergeben, als es dulden wollten, daß fremde Gewalt sie an ein fremdes Leben kettete, und in einen fremden Staat zwänge. Die Männer von Xanthos, in Lycien, sahen ein, daß sie, wenige gegen viele, den Schaaren des Cyrus umsonst Widerstand leisten würden. Da brachten sie Weiber,

Kinder, Habe und Knechte in die Burg, steckten diese an, und verbrannten sie bis auf den Grund; dann schwuren sie sich gegenseitig einen furchtbaren Eid, fielen aus der Stadt hinaus, und kamen um, mit den Waffen in der Hand, bis auf den letzten Mann. Mit ähnlichem Entschlusse und ähnlicher That fiel Sagunt vor Hannibal; mit ähnlichem Entschlusse und ähnlicher That unterlag Numantia den Römern. Und kein Zeitalter ist leer an solchen Erscheinungen, und selbst das unsrige kann sich glänzender Beispiele rühmen.

Aber solchen Untergang bei Anstrengung aller Kraft haben nur kleine Staaten erduldet, einzelne Städte, deren Bewohner sich, getrennt von ihrem Volke, zu einem besondern gemeinen Wesen vereinigt hatten, oder die durch Lage und Geschick von ihrem Volke nicht gehörig unterstützt werden konnten. Daß ein ganzes Volk, welches nichts wollte, als ein freies und eigenthümliches Leben, welches an seinen väterlichen Sitten kräftig festhielt, dessen Glieder, unter sich eins, sich eng und treu, wie Ein Mann, zusammenstellten, fest entschlossen, ihre Freiheit zu bewahren oder unterzugehen, — daß ein solches Volk jemals in die Gefahr einer Unterjochung gekommen, daß es je von der Gewalt, welche Verkehrtheit oder Verruchtheit gegen dasselbe gerichtet hatte, bewältigt wäre, davon hat die Geschichte kein Beispiel. Allerdings sind ganze Völker unter fremde Herrschaft gerathen, aber das ist nie geschehen, als wo das Volk, in mehrere Staaten oder Parteien getrennt, sich selbst feindlich bekämpft, und so die Kraft des Widerstands vernichtet hatte; es ist nie geschehen, als wo das Volk, untreu den väterlichen Sitten, sich an die fremden gehängt, wo es im Bruderhaß die Fremden selbst herbeigerufen, wo es sich thöricht durch die List der Fremden zur Uneinigkeit, zur Unent-

schlossenheit, zur Unthätigkeit hatte verlocken, oder wo es sich im verkehrten Sinne zur Unterjochung anderer Völker hatte verleiten lassen. Dagegen aber hat die Geschichte Beispiele, daß die gewaltigsten Entwürfe gescheitert sind, wenn nur einen bedeutenden Theil eines Volkes Ein Sinn, Ein Geist, Ein Glaube beseelte, und zu kühnem Entschluß und zu kühner That trieb. Wir wollen nur von alten Zeiten reden, was vor unsern Augen geschehen ist, das lebt in jedes Menschen Andenken.

Israel, ohnehin mehr ein Stamm als ein Volk, fiel in die Gewalt der Assyrischen und Chaldäischen Eroberer, aber Israel hatte sich auch in zwei Staaten aufgelöset, welche mit jammervoller Feindschaft über zweihundert Jahre gegen einander gekämpft, welche, verblendet durch diese Feindschaft, sich wechselsweise an Aegypten, Syrien und Assyrien gehängt, und darüber den Gott der Väter vergessen, die alten Sitten zertreten, in ungeheuerer Zerrüttung und Verwirrung gelebt, und die eigene Kraft den Fremden zur Verzehrung Preis gegeben hatten. — Der alte Thron der Pharaone wurde durch den König der Perser zusammengestürzt; aber die Aegyptier hatten vorher die alten Gränzen ihres Volks verlassen; sie hatten Eroberungsgedanken verfolgt, und zugleich in bürgerlichen Zwisten, durch Thronrevolutionen, durch die Herbeiziehung fremder Söldner, und auf andere Weise, die alte Einheit des Lebens zerstört und die alte Kraft zerbrochen. — Die Freiheit der Griechen sank vor dem Könige von Macedonien zu Boden; aber wie lange und wie schrecklich hatten die Staaten, in welche die Griechen getrennt waren, wider einander gestritten, alle Kraft vernichtend, und alle Tugend! wie lange war Alles verwirrt, zerrüttet, zerfallen! und wie taub waren die Griechen gegen die heilige Stimme, die sie zurückrief von dem Abgrunde,

welchem sie zueilten! — Eben dieses Macedonien fiel mit Griechenland in die Gewalt der Alles verschlingenden Römer; aber vorher hatte Macedonien seine Kraft in der Eroberung der Welt vergeudet, und dann hatten innere Stürme eine Wiedergewinnung der alten Macht verhindert; die Griechen aber waren unbelehrt geblieben durch die Erfahrung der Vorzeit; sie kannten weder Freunde noch Feinde, noch sich selbst; sie ließen sich mit Worten äffen, gaben sich kindischen Spielen und Täuschungen hin, gehorchten allein der Leidenschaft, und halfen selbst eifrig die Fesseln schmieden, in welche sie geschlagen werden sollten. — Die Sachsen endlich — denn warum sollten wir die Beispiele häufen? — wurden durch Karl den Großen nach dreißigjährigem Kampfe mit den Franken vereint; aber die Sachsen waren kein Volk, welches den Franken eigenthümlich und fremd gegenüber stand; auch kämpften sie niemals für ihre gemeinsame Unabhängigkeit mit gemeinsamer Kraft; sie waren vielmehr den Franken selbst verwandt; sie bestanden aus verschiedenen Vereinen, die sich nur zu gemeiner Vertheidigung verbunden, aber höchst lose verbunden hatten; und war vielleicht nicht gerade in diesem Benehmen ein tiefer Sinn für die Einheit von Staat und Volk?

Dagegen war die ganze Macht des ungeheuern Persischen Reichs nicht im Stande, eben das kleine Griechenland zu bewältigen, welches später so unwürdig fiel und so schmachvoll, obgleich nur ein Theil seiner Söhne vereint war; aber dieser Theil war unüberwindlich durch alte eigenthümliche Tugend, und Alle vollbrachten Heldenthaten, weil in Vielen eine Heldenseele lebte. — Die Römer wähnten die Welt besiegt zu haben; Hermann aber und seine Teutschen, ergrimmt über ihr frevelhaftes Beginnen, und begeistert von dem großen Gedanken des Vaterlands, vernichte-

ten die Legionen, welche ihnen die Sclavenketten bringen sollten, zerschmetterten die Adler, vor welchen viele Völker gebebt hatten, und gründeten ihre und die Freiheit der Welt. — Die Araber, die von Kriegslust, Religionsfeuer und von dem Bewußtseyn unerhörten Glücks gleichmächtig getrieben wurden, hielt Karl der Hammer mit seinen Franken kühn auf in ihrem Sturm, und rettete den Glauben und die Freiheit, und alle Bildung Europa's. — Und die Oranier mit ihren Niederländern konnten weder durch Philipp's II. sieggewohnte Heere, noch durch Alba's Henker und Scheiterhaufen überwältigt werden, als sie durch den hohen Entschluß, zu siegen oder unterzugehen, zu vereinter Anstrengung für Freiheit und Glauben getrieben wurden. Und hat nicht jeder Eroberer sein Ziel gefunden in der Kraft eines Volkes, welches sich ihm mit diesem Entschlusse zu widersetzen wagte?

Beachtet man nun aber die Verhältnisse, welche entstanden, wenn die Unterwerfung eines Volks durch ein anderes gelang: so bietet sich dem Blicke Nichts dar, als Verwirrung, Zerrüttung, Zwiespalt, Unheil! Sieger und Besiegte mochten kräftig und stark gewesen seyn bei ihrer Trennung; sie wurden schwach und elend durch ihre Vereinigung. Das siegende Volk mißtraute dem besiegten, und suchte die Eigenthümlichkeit desselben zu zerbrechen, und seine Kraft in neuen Unterjochungen zu beschäftigen, wohl fühlend, daß es so lange nach einem besondern Staate streben würde, als es eine eigenthümliche Bildung hatte; das besiegte Volk vergaß der alten Freiheit nicht, sondern strebte stets zu derselben zurück; es haßte seine Besieger unbegränzt, wandte sich mehr als je zu den väterlichen Sitten zurück, hielt fester als zuvor an seiner Eigenthümlichkeit, war stets

zur Empörung geneigt, und ſtand gern zu jedem Fremden, von welchem es Zerbrechung der Feſſeln hoffte.

Schon die älteſten Eroberer, von welchen die Geſchichte weiß, pflegten die bezwungenen Völker, zuweilen ganz, häufiger theilweiſe, dergeſtalt zu verſetzen, daß diejenigen, welche hier gewohnt hatten, anderswo ihren Aufenthalt erhielten, während ihre Sitze andern anderswoher eingeräumt wurden. Man hoffte des Gehorſams gewiß zu ſeyn, wenn man die Menſchen aus allen Verhältniſſen, die ihnen theuer geweſen, herausriß, wenn man ſie von Denen, mit welchen ſie durch Sprache, Sitten und Geiſt eins waren, trennte, wenn man Völker und Völkertheile durch einander würfe. Dieſes Verfahren haben nicht nur die Aſiatiſchen Deſpoten angewandt, zum unendlichen Schmerz Derer, gegen welche ſie es beobachteten, ſondern auch die Römer ſind auf ähnliche Weiſe gegen unſere Väter verfahren, und auch Karl der Große hat zu derſelben ſeine Zuflucht genommen.

Als die Aegypter durch die Perſer bezwungen waren da wüthete Kambyſes auf die gewaltthätigſte Art gegen Alles, was Landes-Brauch und Sitte war; er vermengte frevelhaft Heiliges und Gemeines ohne Schaam vor Menſchen, ohne Scheu vor den Göttern, und ohne Schonung irgend eines menſchlichen Gefühls. Er that dieſes leidenſchaftlich, aber wohl nicht im Wahnſinne. Sein Verfahren ging darauf hinaus, das Eigenthümliche des Aegyptiſchen Volks zu zerſtören, die Kraft zu zerbrechen, und jeden Gedanken an die Herſtellung der Selbſtſtändigkeit zu vernichten. Er handelte wie ein Deſpot, welcher ſelbſt die Früchte ſeiner Saaten ärndten will. Aber wollten die Römer, obgleich verſtändiger, etwas anders, wenn ſie den Beſiegten überall ihre

Sprache aufdrangen, ihre Rechtsverfassung, ihre Sitten und Weisen? Wollten die Macedonier etwas anders, wenn sie in Asien und Aegypten das Griechische Wesen und Leben einführten? und wollten in unsern Tagen nicht die Franzosen dasselbe, wenn sie bei denen, die ihnen gehorchen zu müssen schienen, dem Beispiele der Römer folgten?

Endlich haben nicht bloß Darius Hystaspis oder Philipp und Alexander die Macedonier die bezwungenen Völker zu neuen Kriegen geführt, um sie zu beschäftigen, und die Kraft, die sonst nach einem unabhängigen Staate hätte streben, also in Widersetzlichkeit und Empörung sich hätte offenbaren mögen, abzuleiten und zu zerbrechen gesucht, sondern auch die Römer haben dasselbe gethan, und Karl der Große, Dschingis-Khan, Tamerlan und Napoleon und jeder Eroberer. Immer haben Unterjochungen zu neuen Unterjochungen geführt; eine Eroberung schien nur durch eine neue gesichert werden zu können, und so wurden die Gränzen der Völker immer mehr durchbrochen, und Alles in Eine Herrschaft zusammengezwängt, und Alles mit Jammer erfüllt.

Aber mit solchem Verfahren wurde für den Zweck der Unterjocher nichts erreicht! Wo die Zerbrechung der eigenthümlichen Kraft der Unterjochten auf despotische Weise mit Gewaltthätigkeit schnell bewirkt werden sollte: da wurden die Menschen nur um so stärker auf sich selbst zurückgeworfen, und je demüthiger, je gehorsamer sie zu seyn schienen, desto widerspenstiger war ihre Seele, und je ruhiger sie sich stellen mußten, desto tiefer brannte das Feuer der Rache in sie hinein. Wurde hingegen die Vernichtung des alten Volkslebens mit der kalten Bedächtlichkeit langsam betrieben, mit welcher Rom überhaupt seine Schritte zur Unterjochung

der Welt zu berechnen pflegte, so wurde zwar die Eigenthümlichkeit der Bezwungenen vernichtet, aber für die Zwingherren wurde nichts gewonnen.

Die Reiche Asien's bestanden alle nur wenige Menschenalter, weil die Völker zu arg durch einander geworfen wurden, als daß nicht das Streben, die alten Gränzscheiden wieder herzustellen, hätte allgewaltig seyn sollen. Die Juden, die im Lande der Väter immer mit fremden Göttern gebuhlt hatten, wandten sich in der Babylonischen Gefangenschaft mit voller Seele zu dem Gott ihrer Väter, und sonderten sich ab von allen Völkern; das mosaische Gesetz, das sie zuvor so oft vergessen und versäumt hatten, drang hier so tief in ihr innerstes Wesen ein, daß zwei Jahrtausend und eine beispiellose Verstreuung in alle Länder nicht im Stande gewesen sind, sie von demselben zu entfernen. Nicht minder hingen sich die Griechen fest an ihren Sitten und Weisen, und je weiter sie von der Heimath hinweggerissen wurden, desto gewaltiger ward die Sehnsucht aufgeregt, und desto kühner wagten sie die fürchterlichste Gefahr, um wieder zu ihrem Volke zu gelangen. Und auch von Teutschen, die von den Römern hinweggeschleppt waren, werden Unternehmungen, um wiederum zu den theuern Volksgenossen zu gelangen, erzählt, die ans Fabelhafte gränzen, und die zu ihrer Ausführung der höchsten Begeisterung bedurften. — So die versetzten Völker! — Blieben hingegen die Bezwungenen in der alten Heimath, so waren sie zu jeder Zeit zur Empörung bereit. Medien und Babylonien erhoben sich über den Trümmern der Assyrischen Herrschaft. Die Perser zerbrachen die Gewalt der Meder, und erweiterten ihr Reich gen Morgen und Abend; gegen sie aber standen unaufhörlich Aegypter auf, und Meder, Babylonier, Phönicier und Griechen. Und woher kam es denn anders, daß Alexander der Große

mit so geringen Mitteln ein so ungeheueres Reich, wie das Persische, zusammenbrechen konnte, als weil die Unterworfenen die Herrschaft haßten, weil er den Völkern als Retter und Befreier erschien, weil Die mit ihm waren, welche der Perserkönig gegen ihn führte; woher anders, als daß schon in diesen alten Zeiten dasselbe Gefühl die Menschen leitete, welches sie gerade jetzt gegen den neuesten Weltstürmer so laut an den Tag legen? woher anders, als daß, wie der Prophet sich ausdrückt, „die Welt fröhlich jauchzete, wenn die Ruthe zerbrochen ward, mit welcher der Treiber die Völker grimmig schlug, und ohne Barmherzigkeit verfolgte?" Nach dem Tode Alexanders des Großen blieb zwar Asien ruhig, aber diese Ruhe war sehr natürlich. Die Völker Asien's waren durch den unaufhörlichen Wechsel der Herrschaft, durch die, daraus hervorgehenden, verschiedenen Maaßregeln zu ihrer Schwächung, durch die Empörungen, welche sie gewagt, durch die Mißhandlungen, welche sie darüber erduldet hatten, endlich ermüdet und ermattet; sie bedurften der Ruhe; von außen erhielten sie keine Aufreizung, eine Aussicht zur Selbstständigkeit war nicht da, höchstens durften sie hoffen, den Herrn zu vertauschen. Darum ertrugen sie, was zu ertragen war, wenn nicht ohne Thränen, doch ohne That.

Die Römer hatten Gallien und Spanien schon früher unterworfen als Griechenland, aber durch ähnliche Künste und unter ähnlichen Verhältnissen. Anfänglich hatten sie überall Aufruhr und Empörung zu bekämpfen. Aber im Ablaufe von vier, von fünfhundert Jahren gelang ihnen durch schlaue Künste aller Art, durch kluge Mäßigung und feine Berechnnng, durch listige Verlockung und geheime Trennung, durch verführerische Schmeicheleien und berükkende Milde, endlich durch kühne Strenge, die bis zur

Härte und Grausamkeit ging, und durch schnelle Kämpfe, die bis zur Vernichtung getrieben wurden, Alles zu seiner Zeit, und darum mit erstaunenswerther Consequenz, — es gelang ihnen Alles Eigenthümliche in den Völkern, wenn nicht zu vertilgen, doch zu verschwemmen, und damit jede Widersetzlichkeit zu vernichten. Die Völker gehorchten mit der größten Hingebung, und in Gallien und Spanien schienen Sprache und Sitten ein Römisches Leben zu beweisen. Dennoch, welch' einen Schirm fand Rom in Gallien und Spanien, als Teutsche Völker über den alten Teutschen Rhein gingen, um an Rom die Knechtschaft der Welt zu rächen, und um das Gespenst des alten Lebens zu vernichten, dessen Sinn und Werth durch Roms Künste vernichtet, oder um den Lebensact der alten Welt zu endigen, nachdem, durch Roms Künste, Lebenslust und Lebenskraft abgestorben war? Jene großen Länder wurden die Beute aller Derer, die sie nehmen mochten; jedes Teutsche Volk plünderte sie, wo es wollte, und setzte sich fest, wo es ihm beliebte. Endlich aber vernichtete ein Teutscher Jüngling mit einem Geleite von wenigen Tausenden die Herrschaft Roms in diesem Gallien, welches dem großen Cäsar einen achtjährigen Kampf, den Römern aber leicht eine Million Menschen gekostet hatte.

Sollen wir nun noch an das Betragen der Sachsen gegen die Franken erinnern? oder an die Gesinnung der Baiern? oder sollen wir fragen, welchen Gewinn an Kraft Teutschland aus der Erwerbung des Arelatischen Königreichs, oder aus seiner Herrschaft über Italien zog? oder sollen wir auf die Umkehrung der Welt in den neuesten Zeiten kommen? — Allerdings ist es wahr, um über Eins etwas anzumerken, daß die Teutschen durch ihre kostbaren und blutigen Züge nach Italien für Geist und Bildung sehr Vieles gewonnen haben; und vielleicht ist durch diesen Ge-

winn der Verluſt an Menſchen und Gütern, den ſie dabei erlitten, reichlich erſetzt. Aber einmal könnte man doch hiergegen ſagen, daß das Gute, welches zufällig aus einer menſchlichen Unternehmung erwächſet, oder beſſer, zu welchem die ewige Vorſehung die menſchlichen Unternehmungen hinleitet, dieſen doch nicht angerechnet werden kann. Dann aber könnte man auch fragen: haben denn die Teutſchen jenen Gewinn gewiß ihrer Herrſchaft über Italien zu verdanken, und nicht etwa dem Umſtande, daß dieſe Herrſchaft nicht viel bedeutete, und daß ſie dieſelbe verloren, ohne das Italiſche Leben zerſtört zu haben? und endlich könnte man auch noch wohl zweifeln, ob die Teutſchen nicht mehr erreicht hätten, wenn ſie die Kräfte, die ſie gegen Italien verwandten, im Vaterlande für eigenthümliche Bildung zu verwenden geſucht und zu verwenden gewußt hätten.

Mit dieſen Erſcheinungen in der Geſchichte, wie wir ſie bisher betrachtet haben, hängen nun, wie uns vorkommt, noch zwei andere zuſammen, die auf demſelben Grunde zu ruhen ſcheinen.

Die bewohnbare Erde iſt durch die Lage des Meers zum Lande, durch den Zug der Gebirge, endlich durch den Lauf der Flüſſe, in gewiſſe Abſchnitte getheilt, die in ihrem Verhältniſſe zu einander eigene Ganzheiten ausmachen. Bald iſt die Gränze zwiſchen dieſen Abſchnitten ganz unverkennbar: man denke an die Länder, welche wir Großbritannien, Spanien und Italien zu nennen gewohnt ſind; bald weniger auffallend: wir erinnern an die Länder, welche wir Frankreich und Teutſchland heißen. Aber wenn man auch in dieſem Falle vielleicht über die natürliche Scheidung der Länder (abgeſehen von den Menſchen, die ſie bewohnen) ſtreiten könnte: ſo wird doch ein Jeder einräumen, daß dieſe Länder nicht in dem Sinne Ein Ganzes ausmachen, wie Italien oder die

Pyrenäiſche Halbinſel: nicht nur die Größe der Länder wird ihn dazu bewegen, ſondern auch der Umſtand, daß die Rhone, die Garonne, die Loire und Seine mit ihren Nebenflüſſen in ganz anderer Richtung, und in ganz andere Meere laufen, als die Schelde, die Maas, der Rhein, die Weſer, die Elbe, die Oder, die Donau. Wenn nun die Geſchichte den Fall zeigt, daß in einem ſolchen, von Natur begränzten, Lande lauter Menſchen lebten, die Einem Volk angehörten, die ſich aber zu verſchiedenen Staaten vereint hatten: ſo zeigt ſie auch, daß dieſe Staaten wohl eine Zeitlang in Ruhe neben einander beſtanden, und ſich in ſich ſelbſt ausbildeten, höchſtens die Kraft gegen einander in einzelnen Fehden, aus Heldenſinn, Tapferkeit, Raufluſt, übend und ſtärkend, aber immer kam ein Zeitpunct, von welchem an ſie beſtändig gegen einander ſtrebten, um ſich gegenſeitig zu unterwerfen, und in ſich aufzunehmen. Dieſen Zeitpunct pflegte die Gefahr zu geben, welche eine fremde Gewalt der allgemeinen Freiheit drohete, und von dieſem Augenblick an pflegte der Kampf dieſes Volkes mit ſich ſelbſt, oder dieſer Staaten Eines Volks gegen einander, nicht eher wieder aufzuhören, als bis entweder die Einheit von Volk und Staat errungen war, oder bis daſſelbe, durch den inneren Streit erſchöpft, in die Gewalt von Fremden fiel. — Wenn hingegen die Geſchichte in einem ſolchen, von der Natur begränzten, Lande Menſchen zeigt, die, von ganz verſchiedenen Völkern abſtammend, durch Erſchütterung mancher Art zuſammengeworfen, in Einem Staate lebten: ſo zeigt ſie auch im Verfolge der Zeit zuverläſſig, daß alle dieſe Menſchen ſich nach und nach zu Einem eigenen Volke bildeten, ſo daß Staat und Volk wiederum Eins wurden.

In Griechenland war von uralten Zeiten her ein reges Getreibe von verſchiedenen Stämmen, die wahrſcheinlich alle

Einem Volk angehörten. Im Fortgange der Zeit setzte sich dies Gewühl; es bildeten sich eine Reihe von kleinen Staaten. Diese Staaten lebten friedlich neben einander, und strebten sich in sich selbst auszubilden; einzelne Fehden, welche die Nachbarn mit einander bestanden, waren gewöhnlich mehr Kämpfe der Häupter, als Kriege, welche die Bürger führten. Nun wurde der große Perserkönig von Rache und Eitelkeit nach Griechenland getrieben. Da fehlte es an Ordnung und Einheit. Alle fühlten wohl die gemeinsame Gefahr, alle zitterten vor dieser Gefahr; aber Viele unterwarfen sich angstvoll dem großen Könige, andere glaubten durch Stillsitzen das Daseyn sichern zu können, und nur Wenige standen treu zu einander. Dennoch gelang diesen Wenigen durch hohe Kühnheit und edeln Heldensinn, unter Begünstigung des Glücks, welches die Götter Dem selten versagen, der es durch Anstrengung und Hingebung verdienen mag, die Gefahr abzuwenden, die Freiheit Griechenland's zu retten, und sich den schönsten Ruhm der Sterblichen zu erwerben. Aber in demselben Augenblicke, in welchem man vor Persien gesichert zu seyn schien, wurden die Kämpfe der Griechen gegen sich selbst eingeleitet. Denn nun sollte Griechenland verbunden seyn, und Eins mit sich selbst. Die Athenäer hatten für die Freiheit Griechenland's am meisten gethan; sie setzten den Krieg gegen die Perser am kräftigsten fort; sie stellten sich nach der Natur der Dinge in die Mitte, und suchten jeden andern Griechischen Staat an sich und unter sich zu bringen. Aber sollten die Lacedämonier dieses dulden, und zuletzt auch unter Athen kommen? Sie hatten ja auch rühmlich mitgekämpft; sie waren gewohnt zu herrschen; sie waren so lange in der Meinung der Griechen durch Tapferkeit, Kriegszucht und strenge Sitten die Ersten gewesen! Also traten sie den Athenäern gegenüber, und fanden leicht Freunde an solchen, die sich ans Gehorchen nicht gewöhnen konnten. Hierauf führ-

ten die Griechen — wenn man Vorbereitung und Unterbrechungen mitrechnet — über anderthalb hundert Jahre die gräuelhafteſten Kriege mit einander; Kriege, welche die ſchönſten Kräfte verzehrten, die edelſten Tugenden verſchlangen, die köſtlichſten Güter des Lebens vernichteten. Dieſe Kriege führten ſie jedoch noch rein unter ſich, und von Fremden, von den Perſern, erhielten die Schwächeren höchſtens Geld, damit ſie nicht ermatten ſollten. Da kamen ſie in die Vormundſchaft der Macedonier. Nach dieſem aber ſetzten ſie noch faſt zweihundert Jahre lang mit altem Sinn die alten Kriege fort, die aber nun menſchlichem Gefühle ſo unerträglich wurden, weil ihnen die alte Kraft fehlte, und weil ſie ſich mehr und mehr an Fremde hingen, die ſie auf den heimiſchen Boden zogen. Dann gefiel es Rom, den Griechen auf den markloſen und ſchuldvollen Nacken das Joch der Knechtſchaft zu legen.

In unſerem Vaterlande lebten in alten Tagen unſere Vorfahren unvermiſcht und eigenthümlich in kleinen Gemeinheiten, in welchen ſie ſich der häuslichen und perſönlichen Freiheit auf die ſchönſte Weiſe erfreuten; das Uebermaas der Kraft, welches Jagd und Spiel nicht verzehrten, lebten ſie in männlichen Fehden aus. In der Lebensart mochten ſie verſchieden ſeyn; in Sprache und Brauch aber war kein bedeutender Unterſchied; ſie gehörten Alle zu Einem Volke. Aber allen jenen kleinen Gemeinheiten droheten die Römer den Untergang. Dieſe Gefahr für gemeine Freiheit trat zu einer Zeit ein, als die kleinen Gemeinheiten ſich noch nicht beſonders ausgebildet hatten. Daher vereinigten ſie leicht ihre Kräfte, und es bildeten ſich Heermanneien oder Landwehren, in welche ſich die kleineren Verbindungen, theils freiwillig, oft durch Gewalt, auflöſeten. Durch eine ſolche Heermannei wurde die Freiheit gerettet. Von einer ſolchen Heermannei ward in der Folge

Gallien erobert. Mit Hülfe dieser Eroberung gelang es dann, die übrigen Heermanneien im alten Vaterlande, wiewohl erst nach harten und langen Kämpfen, zu bezwingen. Dadurch wurden die letzten Gränzscheiden vernichtet, welche noch zwischen den einzelnen Verbindungen im Teutschen Volke bestanden; und daher ward möglich, daß alle Teutsche Volksgenossen, sobald sie sich von dem Fränkisch-Gallischen Reiche losrissen, zu Einem Teutschen Reiche vereinigt werden konnten. Dieses Reich ward bald das erste der Welt. Im Verfolge der Zeit aber erschlaffte das Reichsverband. So wie dieses geschah, so wurde der Grund zu neuen kleinen Staaten im Teutschen Volke gelegt. Beim gänzlichen Untergange dieses Reichs traten diese kleinen Staaten, als einzelne Trümmer, selbstständig hervor. Jeder derselben brachte sogleich von dem Ganzen an sich, was er nur vermochte; wer nichts erhalten hat, ist schwerlich selbst Schuld; und wenn diese Staaten noch keine Kriege mit einander geführt haben: so scheint das eben nicht gegen die alte Erfahrung zu sprechen.

Die Geschichte der Aegypter und der Juden, England's und Scandinavien's, könnte dasselbe zeigen, was die griechische und teutsche Geschichte gezeigt hat. Aber wir glauben für die erste Bemerkung genug gesagt zu haben; für die zweite mag Folgendes hinreichen.

In Italien lebten von uralten Zeiten her Menschen von ganz verschiedener Abkunft; theils waren sie einheimisch, d. h. sie lebten in Italien vor dem Anfange der Geschichte, theils waren sie eingewandert aus Süden und Norden, aus Osten und Westen. Alle Mythen und Sagen kommen darin überein, daß von jeher Einwanderungen aller Art Statt gefunden haben. Spätere Bräuche wiesen

unläugbar zu Fremden hin, und bestättigten die Sagen. Ja, manche Einwanderungen haben sich in historischer Zeit ereignet, und die Geschichte giebt von ihnen Zeugniß. Die Massen dieser Ankömmlinge waren keineswegs klein; sie bildeten besondere Staaten, und standen in eigenen Gemeinheiten schroff gegen einander. Denn was hatten Gallier, Etrusker, Latiner, Sabeller und Griechen mit einander gemein? Rom aber vereinigte alle diese besonderen Massen, wenn nicht zu Einem gemeinen Wesen, doch in Eine Herrschaft; und die Folge war, daß sie alle mehr und mehr zu Einer Eigenthümlichkeit gelangten. Das römische Reich stürzte zusammen. Ein Barbarenschwarm nach dem andern goß sich über Italien hin. Die Herrschaft ging in raschem Wechsel von Römern über auf Heruler, von diesen auf Gothen, nachmals auf Griechen, dann auf Longobarden, ferner auf Franken, auf einheimische Fürsten fremden Geschlechts, und endlich auf die teutschen Kaiser, die nicht aufhörten, sich den Italienern mit zahlreichen Schaaren zu zeigen. Auch Araber und Normannen drängten sich ein; und dennoch hat sich im Verfolge der Zeit die ganze Menschenmasse zu Einem italischen Volke gebildet, obgleich sie eigentlich nur durcheinandergerüttelt, und kaum je zu Einem Staate vereinigt worden ist. Wäre dieses geschehen: so möchten selbst die Verschiedenheiten verschwunden seyn, die sich etwa noch zeigen. — Eine gleiche Erscheinung bietet Spanien dar. Auch in diesem Lande beginnt die Geschichte, wie fast überall, mit einem Völkergewühl, welches durch einheimische und zu Meer und Land eingewanderte Menschen erregt wurde. Zu diesen kamen sehr früh die weltverbindenden und menschliche Cultur vermittelnden Phönicier. Sie legten eine Menge Oerter an, wurden stark und blühend, vermischten sich mit den alten Einwohnern des südlichen Spanien's, und erzeugten ein neues Geschlecht.

Nach diesen breiteten die Karthager, mit Libyern vermischt, sich weit über Spanien aus. Hierauf gelang den Römern, Alles zu unterwerfen, und Alles mit ihres Lebens Eigenthümlichkeit zu durchdringen. Und als das römische Reich seinen eigenen Sünden und teutscher Tugend erlag, da ward auch Spanien's hohe Vormauer durchbrochen, und zahlreiche Völkerschwärme, die sich stets drängten, und die durch Beutelust, Kampfgierde und die Noth, welche ihre Verheerung ihnen selbst verursachte, unaufhaltsam weiter getrieben wurden, überschwemmten die Halbinsel. Spanien sah gleichfalls schnellen Wechsel der Herrschaft. Nachmals gründeten die Araber ein neues Reich; erst nach siebenhundertjährigem Kampfe wurde diese unnatürliche Herrschaft wieder ganz vernichtet, wiewohl der Sieg des Christenthums früher entschieden war. Endlich sind die kleinen Reiche, die sich aus den Trümmern jener Herrschaft bildeten, zu Einem Staate vereint. Und wie sehr nun auch noch immer der Arragonese von dem Castilianer verschieden seyn mag: Spanier sind sie Alle, und wenn in diesem oder jenem Winkel auch noch eine verschiedene Sprache geredet werden sollte, so geht diese ihrem Tode um so gewisser entgegen, je allgemeiner das Gefühl ist, Einem Volke anzugehören. — Eine gleiche Erscheinung bietet Frankreich an, wo das Völkergemeng nicht minder groß gewesen ist; eine gleiche Erscheinung England; und schwerlich kommt irgendwo eine Abweichung von der Regel vor, selbst nicht bei Türken und Neugriechen, oder bei Juden und Zigeunern. —

Werfen wir nun endlich noch einen Blick auf den Zustand des Lebens und der Bildung zu den verschiedenen Zeiten, wenn Völker frei nach eigenen Gesetzen lebten, oder wenn Staat und Volk eins waren, und wenn Völker, von andern bezwungen, unter fremder Herrschaft standen, oder

ein fremdes Joch trugen: so zeigt die Geschichte überall im ersten Fall ein reges Getreibe thätiger Menschen, welche durch blühenden Ackerbau, rührigen Gewerbfleiß und durch Künste aller Art ihren Wohlstand wie ihre Zahl mehrten, und mit Vertrauen und Liebe sich jeglichen Genusses des Lebens freueten; im zweiten Fall aber nichts als Unthätigkeit, Hoffnungslosigkeit, Jammer, Noth und Erschlaffung, bis die Natur wieder obsiegte, und neue Freiheit gab, sey es, daß die fremde Herrschaft vernichtet ward, sey es, daß sich ein neues Volk bildete; sie zeigt im ersten Fall eine Bildung, die durch Eigenthümlichkeit eine Kraft bewährt, durch welche der menschliche Geist stets und überall innig ergriffen ward, und die, von Geschlecht zu Geschlecht steigend, die Seele mit unendlicher Hoffnung füllt; im zweiten aber höchstens Geschmack an voriger Bildung, gewöhnlicher jedoch eine Absterbung und Verschwemmung, eine Allgemeinheit und eine Leere, in welcher man sich selbst zu ermüdet schien, um nicht zu bemerken, wie nichts man war; dort zeigt sie die herrlichsten Werke in Wissenschaft und Kunst, die darum für alle Zeiten gleich vortrefflich bleiben, weil sie aus dem kräftigen Menschenleben Einer Zeit kräftig hervorgegangen sind; hier mühselige Erzeugnisse, die, wie Hüllen ohne Kern, höchstens an bessere Zeiten erinnern, und die in einer so genannten Selbstständigkeit, d. h. in einer thörichten Abgelöstheit von Zeit, Volk und Vaterland, umsonst ihre Armuth zu verbergen suchen. Mit Einem Worte: wenn Völker in eigenthümlicher Freiheit lebten, so stand Alles in kräftiger Fülle, strebte empor, und gedieh in Freude und Lust; ward aber die Freiheit der Völker vernichtet, hob dieser die Geisel und krümmte jener den Rücken, oder zogen beide an einem Joche, dieser vorwärts, jener zurück, so sank Alles mehr und mehr ermattet zu Boden, und der

Mensch schleppte das Leben eingeschrumpft und verzagt, wie eine äußere Last mit sich umher.

Das alte Aegypten erreichte unter seinen Pharaonen eine Bildung, deren letzte Ueberbleibsel noch jetzt die Seele jedes fühlenden Menschen mit Erstaunen und Bewunderung erfüllen; sie reizen noch unaufhörlich, diese Ueberbleibsel, zur Untersuchung ägyptischer Art und Kunst, und sie reizen um so gewaltiger, je eigenthümlicher sie sind. Als aber Aegypten in persische Gewalt gekommen war, da blieb den Edelsten nichts übrig, als ein heiliges Festhalten an dem Leben der Väter, und ein bitterer Haß gegen die Unterdrücker. Darin erschöpfte sich die Kraft. Nachdem hierauf Aegypten von Alexander dem Großen keineswegs die gehoffte Freiheit erhalten, sondern nur durch ihn den Herrn gewechselt hatte, da mußte es dazu dienen, ein fremdes, gleichfalls ersterbendes, Leben zu erhalten, von Prachtliebenden Königen wurde der Ertrag des ägyptischen Lebens dazu verwandt, von griechischer Wissenschaft und Kunst zu retten, was sich retten ließ. Und nun sank Aegypten, von einem Herrn zum andern übergehend, immer tiefer und tiefer, bis zu der Barbarei, in welcher es noch liegt.

Das kleine Phönicien war in seiner Freiheit von hochblühenden Städten angefüllt; was die Natur in Asien verlieh, und menschlicher Fleiß schuf, das förderten Phönicier, nachdem sie es durch sinnreiche Arbeit aller Art verschönert und verbessert hatten, durch die Welt zu nahen und fernen Völkern, und gewannen selbst solchen Reichthum, daß in Tyrus „die Kaufleute Fürsten, und die Krämer die Herrlichsten des Landes waren." Der wunderliche Chaldäische Eroberer brachte auch sie unter sich. Da fiel sogleich die

Herrlichkeit ihres Lebens. Nur die Insel Tyrus blühete in stolzer Schönheit fort, weil ihre Lage ihr die Freiheit sicherte. Endlich aber erlag auch sie einem neuen Eroberer, und theilte das Loos ihrer Schwestern. — Die Griechen strebten von uralters her, wie jedes Volk und jeder Mensch, nach Bildung. Aber mit welcher erstaunlichen Schnelligkeit entfalteten sich alle Blüten des Geistes, als sie durch vortreffliche Thaten die Gefahr der Unterjochung abgewandt hatten, und im Vollgefühl geretteter Freiheit stolz und herrlich da standen! Der Jubel über das kaum gehoffte Glück, der Dank gegen die schützenden Götter, und die theure Erinnerung an den Heldentod der Gefallenen, reizten alle Kräfte auf. Viel Schönes und Edles gelang. Meisterwerke jeder Art wurden hervorgebracht, welche nicht nur die Bewunderung der Welt erregt, sondern welche sogar ganze Völker mit ihrer eigenen Art und Kunst zu entzweien vermocht haben. Dieses konnte geschehen, weil diese Werke nicht kalte Allgemeinheiten enthalten oder darstellen, sondern weil sie eigenthümlich aus einem eigenthümlichen Volke, frei und lebenswarm aus einem freien und individuellen Leben hervorgegangen sind. Nachdem hierauf die Griechen in unglückseligen Kämpfen ihre schönsten Tugenden vernichtet, ihre herrlichsten Kräfte zerstört hatten, und alsdann unter Macedonien's Gewalt gekommen waren: da blieben sie zwar reich an allgemeinen Ideen; Vieles wußten sie besser als die Vorfahren; auch verstanden sie noch, vortreffliche Bildsäulen zu machen; aber das Leben starb mehr und mehr ab, und wurde enger und trauriger, und auch jenen Bestrebungen fehlte mehr und mehr Sinn und Charakter. Unter der Römischen Herrschaft aber gieng Alles rasch dem Untergange zu. Ruhig ward es, wie nie zuvor; es war aber die Stille auf der Brandstätte, wenn das Feuer gelöscht ist. Das Land hatte wenig Menschen, und diese waren elend und arm, ohne Lebenslust und ohne Lebens-

kraft. In zwei, in drei Jahrhunderten schwanden große und herrliche Städte zu erbärmlichen Dörfern zusammen, und wilde Thiere hauf'ten, wo sonst Menschen fröhlich und glücklich gelebt hatten. —

So die Geschichte! und soviel zur Erläuterung und Bewährung der im Anfange aufgestellten Bemerkungen! — Wie aber? sind alle diese Erscheinungen nur zufällig, oder sind sie aus einem ewigen Gesetze hervorgegangen? Sind sie nur zufällig: so ist möglich, daß sie sich in der Zukunft nicht wiederholen; es ist möglich, daß im Fortgange der Zeit Alles anders werde, daß Staat und Volk sich nie suchen und gern trennen; daß die Freiheit nicht geachtet werde; daß der Eroberer willkommen sey; daß Völker und Staaten nicht mehr an die alten Naturgränzen gebunden bleiben, sondern sich über Berge, Wüsten und Meere hinweg verbreiten mögen, und daß die Bildung um so herrlicher gedeihe, je mehr die Völker durch einander gerüttelt werden, um so weniger hingegen, je mehr sie sich in alter eigenthümlicher Freiheit zu behaupten streben. Sind sie aber hervorgegangen aus einem Gesetze des Menschenlebens: so wird auch in der Zukunft Alles seyn, wie es in der Vergangenheit gewesen ist. — Sind sie zufällig, diese Erscheinungen: so haben sie für uns keine Bedeutung; wir können uns höchstens darüber wundern, daß sie so sonderbar zusammenstimmen, etwa wie wir uns über ein grillenhaftes Spielwerk wundern, das im Einzelnen einen tiefen Sinn zu haben scheint, und das im Ganzen doch nur nach Laune und Zufall zusammengeworfen ist. Sind sie aber hervorgegangen aus einem Gesetze: so enthält die Geschichte Weisheit; Fürsten und Völker können aus ihr lernen, und sollen aus ihr lernen; sie verdient und verlangt Anwendung auf Leben und Handeln. Daher scheint es wohl der Mühe werth, die Erscheinungen, wenn es anders

möglich iſt, auf ihr Geſetz zurückzuführen, oder aus einem Geſetze zu erklären; denn es kommt hierbei auf das Höchſte und Heiligſte des Lebens an, auf Bildung und Glück.

Wir halten die bemerkten Erſcheinungen eben ſo wenig für zufällig, als wir das Leben ſelbſt für einen Zufall zu halten vermögen. Alſo wollen wir verſuchen, in dieſen Erſcheinungen das Geſetz nachzuweiſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

IV.

Das eiſerne Kreuz.

(Mit einer Abbildung Taf. I.)

Sich ſelbſt zu genügen, iſt das erſte Streben edler Naturen, und das Bewußtſeyn für des Vaterlands Rettung, Wohlfahrt, Größe oder Ruhm entſcheidend mitgewirkt zu haben, iſt das größte Glück des Sterblichen und die herrlichſte Belohnung. Darum wird der brave Mann nie verſäumen, was Pflicht und Ehre von ihm fordern, und ſelbſt jede eigentliche Großthat, d. h. jede That, die er auch wohl unterlaſſen könnte, ohne daß man ihn der Pflichtvergeſſenheit oder der Ehrloſigkeit beſchuldigen dürfte, wird er freudig vollbringen, wo ſich die Gelegenheit darbietet, und wenn auch

kein Mensch erführe, daß sie geschehen und von wem sie geschehen.

Dennoch haben alle Völker, in alter wie in neuer Zeit, die Männer auszuzeichnen gesucht, die durch Klugheit, Tapferkeit, Kühnheit dem gemeinen Wesen im Krieg oder Frieden wichtige Dienste geleistet hatten, besonders aber solche Männer, die durch irgend eine Großthat, mit eigener Aufopferung, mit Gefahrentrotz, mit Todesverachtung, für des gemeinen Wesens Glück oder Ehre sich über die gewöhnlichen Bestrebungen der Menschen erhoben hatten. Und dieser alte heilige Brauch scheint auch in der That der Natur des Menschen, der in einer Gemeine und für eine Gemeine lebt, wohlbegründet, und eben darum so allgemein zu seyn. Durch eine Auszeichnung nämlich, die ein Volk oder ein Fürst im Namen eines Volks ertheilt, eignet sich von der einen Seite die Gemeine die Handlung des Einzelnen an, deren Wirkungen und Folgen ihr zu Gute kommen; sie erklärt das Geschehene für hervorgegangen aus ihrem Geiste; sie zieht den Einzelnen mit seinem Streben und Thun in die Gesammtheit zurück; die Vortrefflichkeit des Menschen wird Bürgertugend, und anstatt daß die That bei Einheimischen und Fremden vielleicht nur Erstaunen über den Vollbringer oder Theilnahme an seinem persönlichen Schicksal erregt hätte, wird sie nun daheim den Gemeinsinn in Andern aufreizen, und diesem Gemeinsinn bei Fremden Achtung und Bewunderung erwecken. Von der andern Seite aber wird auch der Mann, der groß oder vortrefflich handelte, an einer solchen Auszeichnung sehen, daß er nicht allein steht: er wird sich in ihr als Glied eines Ganzen fühlen, und auf dieses Ganze mehr und mehr seinen Blick und sein Streben richten; er wird sich veredeln in dem Gemeinsamen und sich ganz hingeben an das Gemeinsame; er wird sich zu

neuen Großthaten begeistert fühlen, und je williger man ihm den Platz im Ganzen einräumt, auf den er sich selbst durch seine Kraft und Tüchtigkeit gestellt hat, desto stärker wird er das Ganze mit sich fortzureißen suchen zu heiliger Gesinnung und zu schönen Thaten. Der Gedanke des Ruhms hat noch jede große Seele gerührt, und auch dem edelsten Mann wird die Theilnahme Anderer, nachdem er das Große und Schöne vollbracht hat, nie gleichgültig seyn. Gemeine Menschen mögen allerdings nur die Auszeichnung suchen, um unter der Menge zu glänzen, um von sich reden zu lassen, um Ansprüche zu entschuldigen; aber wenn sie durch dieses Streben zu Handlungen vermocht werden, die in ihren Folgen heilsam sind für Volk und Staat, so ist ja wohl Vieles gewonnen. Ist die Wurzel des Baums verdorben, so wird er um so schneller zusammenstürzen, je ungebührlicher er die Krone erhebt; hat er uns aber vorher mit seinen Früchten gedient, so hat er wenigstens die Schuld für den Platz abgetragen, den man ihm eingeräumt hatte. Wenn freilich ein ganzes Volk so weit in der Bildung käme, daß jedes seiner Glieder ganz erfüllt wäre von dem heiligen Gedanken des Vaterlands, daß jedes seiner Glieder sich im Vaterlande ganz verlöre, und nichts anders wollte und nichts anders erstrebte, als für das Vaterland zu leben und zu sterben, und wenn dann jedes seiner Glieder von jedem Mitgliede die feste Ueberzeugung von einem solchen Wollen und Streben hätte: so würde jede Auszeichnung sehr überflüssig seyn. So lange aber dieses der Fall nicht ist, so lange wird es verzeihlich und menschlich bleiben, wenn auch der Edelste sich von der Menge zu unterscheiden und Ansehen im Volke zu erhalten sucht; so lange werden Fürsten und Völker sich selber ehren, indem sie den Mann ehren, der sich durch Geist oder Kühnheit hervorgethan hat. —

Die Art der Auszeichnung iſt bei verſchiedenen Völkern verſchieden geweſen, und muß nach der Natur der Dinge verſchieden ſeyn. Vieles hängt ab von der bürgerlichen Verfaſſung, in welcher das Volk lebt; Anderes von der religiöſen Anſicht; Einiges von den häuslichen und den geſellſchaftlichen Verhältniſſen; ſelbſt das Klima und die dadurch nothwendige Lebensweiſe iſt, wie nirgends, ſo auch hier nicht ohne Einfluß. Das koſtbare Kleid, in welches die Deſpoten des Morgenlandes ihre ergebenſten Diener hüllten, die Gewalt, welche ſie ihnen ertheilten, die Reichthümer, die ſie auf ſie häuften, waren den Vorſtellungen und der Natur des Orients eben ſo gemäß, als die einfachgroße und begeiſternde Weiſe, mit welcher die Staaten der Hellenen ihre erſten Bürger feierten, aus der Freiheit und dem Griechiſchen öffentlichen Leben hervorgieng. Dort ſuchte der allgewaltige Gebieter die Treue eines Knechts zu belohnen, und dadurch andere zu gleicher Treue für ſeine Perſon und Herrſchaft anzulocken; hier aber wollte ein freies Volk ſeine Dankbarkeit für Rettung oder Ehre beweiſen, welche ein großer Bürger durch Tapferkeit oder Klugheit dem gemeinen Weſen erworben hatte. Der orientaliſche Deſpot wünſchte den Dienſt zu bezahlen, der ihm geleiſtet war, das helleniſche Volk aber die Tugend zu verherrlichen, mit welcher ein großer Bürger den übrigen vorgeleuchtet hatte: und dieſe Kränze, dieſe Bilder, dieſe Statuen, dieſe Geſänge, waren mehr dazu geeignet, das Andenken an die vortreffliche That in den Familien, wie im Volke zu erhalten, als den Vollbringer derſelben über Die zu erheben, die ihm gleich ſeyn ſollten; ſelbſt das Geſpann, welches man ihm vielleicht darbrachte, wies mehr auf neuzuerwerbenden öffentlichen Ruhm hin, als auf eine perſönliche Feier. Ebenſo waren die mannichfaltigen Beweiſe von Erkenntlichkeit, Bewunderung und Dank, welche Rom ihren

Helden darzubringen, und durch welche sie zu Tugend und Heldensinn zu entflammen pflegte, vom Pferdeschmuck und der Halskette an, durch die Kronen hindurch, bis zu den hohen und erhabenen Schauspielen der Triumphe und der Familienbilder, ganz der wunderbaren Eigenthümlichkeit gemäß, die Rom in seinem öffentlichen Leben, im Krieg und Frieden, gezeigt hat.

Auf gleiche Weise aber scheint auch die besondere Art, mit welcher in den neueren Staaten Europa's schöne Thaten an dem Vollbringer ausgezeichnet sind und noch ausgezeichnet werden, zu unsern Verfassungen, zu unserm öffentlichen und gesellschaftlichen Leben zu passen; und wenn die Art dieser Auszeichnung fast zufällig entstanden zu seyn scheint, so möchte sie eben dadurch nur um so bedeutender seyn. Ohne Zweifel haben die Kreuzzüge zu dieser Bezeichnung der Person durch Bänder, Kreuze und Sterne Veranlassung gegeben. Die Ritterorden, welche das heiligste menschliche Gefühl, Mitleid und Erbarmen, gründete, befestigte, bereicherte, und welche dann durch die Verhältnisse der Christen in Palästina zu Krieg und Schlacht getrieben wurden, haben ohne Zweifel allen spätern Orden mehr oder minder, unmittelbar oder mittelbar als Muster und Vorbild gedient. Bei ihnen war die Kenntlichmachung der Personen ihrer Mitglieder, als einer besondern, frommen Verbindung angehörig, nothwendig; sie war nothwendig wegen ihres ursprünglichen Zwecks, durch die allgemeine Gewohnheit der Zeit, die von der Geistlichkeit, und besonders von den Mönchscongregationen ausgegangen war, und selbst wegen der Verhältnisse, in welchen die Mitglieder dieser Verbindungen zu einander und der übrigen Welt stehen wollten und stehen mußten. Sie aber zeigten der Welt, wie tief es in der Natur des Menschen liegt, sich an andere, an bewährte,

Menſchen anzuſchließen, und die Kraft mit der Kraft zu vereinen; ſie zeigten, wie kühn und ſtark der Mann wird, wenn er, erhaben über irdiſche Noth, überall mit dem Bewußtſeyn auftritt, daß er Keinem erſcheint als allein ſtehend, ſondern ſtets als das Glied eines ſtarken und furchtbaren Leibes; aber ſie zeigten auch, wie ſehr es auf das Leben und Handeln des Menſchen wirkt, wie kräftig es die Seele hebt und die Tugend ſtärkt, wenn er nie unbekannt zu bleiben hoffen kann, ſondern wenn ſeine Schlechtigkeit ſtets einem Verein, deſſen Ehre er theilt, Schande bringt, ſo wie ſeine Tugend dieſem Verein Glanz und Ruhm gewährt. Dieſe Erfahrung blieb, wenn auch die geiſtlichen Ritterorden des Mittelalters nicht alle feſthielten an den alten Sitten, ja wenn auch keiner den urſprünglichen Geiſt in dem veränderten Menſchenleben zu bewahren wußte. Darum thaten Könige und Fürſten gewiß wohl, daß ſie, wenn ſie einen ihrer Unterthanen wegen ſeiner Verdienſte um Thron und Vaterland auszeichnen wollten, das Beiſpiel, welches jene Ritterorden ihnen vorhielten, ſo weit befolgten, als es ſich nur befolgen ließ.

In einem republicaniſch-monarchiſchen Staate nämlich, wie die Staaten Europa's faſt alle waren oder doch ſeyn ſollten und ſeyn wollten, ſind die Thaten, für deren Vollbringung eine Auszeichnung ertheilt werden kann, nicht bloß Verdienſte um den Thron oder um die Perſon des Fürſten, ſondern ſie ſind zugleich Verdienſte um den Staat; aber eben ſo wenig iſt es allein das gemeine Weſen, welches berückſichtigt werden kann, ſondern Alles Große und Gute ſoll aus dem Grundſatze hervorgehen: für Fürſt und Vaterland. Darum kann der Regent eines ſolchen Staates keineswegs bloß die Treue eines Knechts belohnen wollen, wie der morgenländiſche Herrſcher, ſondern dieſe Treue ſoll zugleich eine Bürgerpflicht ſeyn: er will nicht bloß

den Dienſt des Unterthanen bezahlen, ſondern er will im Dienſte zugleich die Tugend des Bürgers ehren; aber eben ſo wenig kann er bloß die That feiern wollen, wie es in eigentlichen Republiken möglich iſt, ſondern er will zugleich die Perſon des Vollbringers verherrlichen. That und Perſon, Tugend und Dienſt ſollen und müſſen Eins ſeyn. Dieſes iſt den Grundſätzen unſerer Verfaſſungen angemeſſen. Und wenn man nun hierbei bedenkt, daß unſere Staatsgeſchäfte, wegen ihrer Natur, nach dem Weſen unſerer Verfaſſungen, oder aus Gewohnheit, nicht öffentlich behandelt zu werden pflegen, daß das Volk nie erſcheint und nicht erſcheinen kann, daß man mithin auch weder eine That noch einen Mann öffentlich vor allem Volke feiern kann: ſo iſt unſtreitig nothwendig, daß derjenige, der für Fürſt und Vaterland irgend etwas Großes und Schönes vollbracht hat, keineswegs bloß mit irdiſchen Gütern belohnt, ſondern es iſt gleichfalls nothwendig, daß ſeine Perſon ausgezeichnet und kenntlich gemacht werde, damit der Gefeierte überall, wo er dem Volk erſcheint, eben als der Gefeierte erſcheinen könne. Und hierzu ſcheinen uns die Ehrenzeichen, mit welchen in neueren Zeiten die Fürſten wichtige Dienſte anzuerkennen pflegen, wohl geeignet zu ſeyn.

Allerdings mag man mit den Orden Mißbrauch getrieben haben. Daß die Zahl dieſer Orden zu groß ſey, möchte ſich zwar nicht behaupten laſſen: denn in einem großen Staate kann im Krieg und Frieden ſehr Verſchiedenes von höchſter Wichtigkeit ſeyn, und hoher Auszeichnung werth. Aber das möchte ſich ſchwerlich läugnen laſſen, daß manche Orden zu leichtſinnig ertheilt worden ſind. Nicht das Verdienſt hat ſtets entſchieden, ſondern Mancher, deſſen Bruſt köſtlich glänzt, möchte vielleicht in große Verlegenheit kommen, wenn er öffentlich bekennen ſollte, wie und wodurch er

eigentlich zu dem Schmuck gekommen sey. Daher kommt es, daß die Menge für den Ordenreichen Mann nicht mehr die Achtung und Verehrung beweiset, die sie nach dem Sinne und Zwecke der Orden, beweisen sollte: denn sie zweifelt, daß jedes Kreuz und jeder Stern, eine große That oder einen wichtigen Dienst voraussetze. Aber dieser Mißbrauch kann der Vortreflichkeit der Idee nicht schaden, und mancher Orden hat sich doch auch im alten Ansehen zu erhalten gewußt. Wir erinnern nur an den Oesterreichischen Maria-Theresia-Orden.

Unter allen Orden aber, die je gestiftet worden sind, ist wohl keiner sinniger gefühlt und bedeutsamer ausgedacht, als die Auszeichnung durch das eiserne Kreuz, welche der König von Preußen im Anfange des gegenwärtigen Kriegs wider den Kaiser der Franzosen und für die Dauer dieses Kriegs angeordnet hat.*)

Vor sieben Jahren hatte Preußen in einem jammervollen Kriege, die ungeheuersten Unglücksfälle erlitten, die ein Volk erleiden kann. Es war auf einmal hinabgeworfen von der Höhe seines Glanzes und seines Ruhms. Die heiligsten Güter, welche durch die herrlichsten Anstrengungen, unter einer Reihe großer und vortreflicher Fürsten, errungen waren, die Ehre des Volks und die Achtung der Krone, schienen auf einmal vernichtet zu seyn. Preußen lag da, den Nichtswürdigen zum Gespött, den Besseren zum Mitleid und Jam-

*) S. Die Stiftungsurkunde, Breslau, den 10. März 1813 in der Beilage. I. — Die Abbildung des eisernen Kreuzes, welche diesem Hefte beiliegt, ist die Auszeichnung der ersten und zweiten Klasse, wie sie vom Militär getragen wird.

mer. Ein heilloser Friede hatte den elenden Krieg geendigt; durch die größten Opfer war dieser Friede erkauft; der übermüthige Sieger hatte auch nicht die mindeste Großmuth bei dem Unglück eines vormals so hochgefeierten Volks bewiesen, nicht eine Spur von Achtung für den hohen Sinn eines edlen Königs, für die erhabne Tugend einer schönen Königin und für die treue Ergebung eines ganzen Volks. Und dennoch ward dieser Friede nicht gehalten, und dennoch hatte er nicht die ersehnte Ruhe gewährt! Der Sieger war fortgefahren, die Gunst des Glücks und den Vortheil der Uebermacht frevelhaft zu mißbrauchen. Fast schien es, als fände er eine entsetzliche Wollust in der Demüthigung der Preußen, und als wollte er ihnen auch die Möglichkeit des Wiederaufkommens, der Erholung und Stärkung rauben, sey es, daß er sie haßte, weil er sie mißhandelt hatte, sey es, daß er ahndete, was in ihnen war. Gewiß, ein gemeines Volk hätte diese Drangsale nicht ertragen; es hätte unter dieser Last unerhörter Uebel die Hoffnung aufgegeben, es hätte sich selbst verlassen, und wäre in allgemeiner Schlechtigkeit schmachvoll abgestorben und elend untergegangen.

Anders die Preußen! Dieses Teutsche Volk hat in seinen Unfällen eine so hohe Gesinnung bewiesen, wie die Welt ihm im Glücke niemals zugetraut haben würde; dadurch hat es sich eine Achtung erworben, welche ihm für alle Zukunft einen hohen Rang unter den Völkern zusicherte. Nie hat ein Volk Glück oder Unglück mit solchem erhabnen Geist und mit so großer Seele ertragen. Die weltrichtende Geschichte wird sie allen unglücklichen Völkern kommender Zeiten als Muster vorhalten, um durch ihr Beispiel den Unterdrückten Trost und Hoffnung, Glauben und Vertrauen zu gewähren, um die matten Herzen zu stärken, die wanken-

den Seelen zu beruhigen und Stahl zu gießen in die mürben Knochen. Denn sie hielten in aller Noth fest an sich selbst, und bewahrten, vertrauungsvoll hinblickend zu dem Gott ihrer Väter, den schönen Glauben an König und Vaterland. Je schwerer die eiserne Zeit sie niederzudrücken suchte, desto kräftiger schwang sich der alteinwohnende Volksgeist empor. Bei Männern und Frauen, Hohen und Geringen wurde die Ueberzeugung mehr und mehr allgemein, daß das Leben ohne Freiheit und Ehre ein elendes Gut sey, welches aufzugeben nur der Nichtswürdige anstehen könnte. In dieser Ueberzeugung bereiteten sie mit frommer Besonnenheit und mit stiller Fassung für künftige Gelegenheit vor, was möglich war. Dabei maßen sie nicht Preußens arme Flächen gegen Frankreichs üppige Fluren; sie verglichen nicht ihre kleine Zahl mit der großen Menschenmasse, über welche ihr Unterdrücker allgewaltig gebot; sie dachten nicht an ihre Erschöpftheit und an ihres Feindes Ueberfluß an Hülfsmitteln aller Art; sie wägten, mit einem Worte, nicht die Kraft gegen die Kraft, sondern ein Jeder hielt das Ganze für reich, weil Er gab, was er hatte, und sich desto reicher fühlte, je mehr er gegeben; er hielt das Ganze für unüberwindlich, weil Er sich selbst stark genug wußte, am Tage der Entscheidung die Probe zu bestehen; endlich rechneten sie auf den Gott, der auf Rußlands Eisfeldern über den Unterdrücker das schrecklichste Gericht gehalten hatte, und auf die Theilnahme aller guten Menschen in ganz Europa. Also geschah, daß alle Preußen, um den Anfang des Jahres 1813 mit Einer Stimme laut Krieg verlangten, um Freiheit, um Recht, um jedes Gute und Schöne des Menschenlebens.

Und ihr König beschloß den Krieg, nicht etwa getäuscht durch das Blendwerk einer Hofcabale, nicht verleitet durch

die Verkehrtheit eines Ministers, nicht fortgerissen durch die Leidenschaft einer Partei, sondern Er beschloß den Krieg mit der größten Besonnenheit, lediglich bestimmt durch den Geist S eines Volks, der auch Ihn erfüllte. Solch ein Krieg aber war nie geführt. Es mußte der letzte entscheidende Kampf seyn um die heiligsten Güter des Menschen, durch welche allein das Leben Werth und Würde erhält. Wenn der erbitterte Feind die Oberhand behielt, und die Geisel seiner Rache nach Wohlgefallen schwingen konnte: so wär eine vollendete Knechtschaft, eine völlige Entmenschlichung das Loos Deter, welche das Unglück hatten sie zu überleben. An die Besänftigung eines solchen Feindes war nicht zu denken; nur was man ihm abzwingen konnte, war gewonnen, und nur was man zu vertheidigen vermochte, gerettet. Zwischen Sieg und Untergang war kein Mittelweg: wenn Gott jenen versagte, so mußte man vor diesem nicht zurückbeben. Um das Leben zu gewinnen, mußte man sich dem Tode weihen. Man that es, indem man den Krieg wählte!

Preußen hatte seine Orden und Ehrenzeichen. Aber diese Auszeichnungen waren von Vielen gewonnen in gewöhnlichen Verhältnissen; sie waren wohl selbst denen ertheilt, welche gezwungen für den Unterdrücker, wenigstens mit dem Unterdrücker, gefochten und sich persönlich hervorgethan hatten; hin und wieder mochten sie auch, nach menschlicher Weise, Einem und dem Andern verliehen seyn, ohne daß er sich eben bedeutender Verdienste zu rühmen gewußt hätte. Wie hätten also große Thaten für die gegenwärtige große Sache, wichtige Dienste im Felde oder daheim in dieser außerordentlichen Zeit, mit diesen Orden ausgezeichnet, wie hätte das Heilige mit dem Gemeinen also vermischt werden können? Und doch lag so Vieles daran, der inneren Begeisterung ein äußeres Zeichen zu geben; die That würdig anzu-

erkennen, und die tüchtigen Männer, welche die Adelsprobe in den großen Tagen der Entscheidung bestanden, mit einander zu verbinden. Für die eigenthümliche Zeit gehörte eine eigenthümliche Ehre. Also beschloß der König: „das Verdienst, welches in diesem Kriege, im Felde oder daheim erworben würde, durch eine eigenthümliche Auszeichnung zu belohnen.“ Er errichtete das eiserne Kreuz, welches nur allein während dieses heiligen Kampfs um Freiheit, Menschlichkeit und Teutsche Bildung ertheilt werden, aber an Hohe und Geringe auf gleiche Weise ertheilt werden sollte, weil in der großen Sache das Hohe verschwand, das Geringe sich hob, und weil Alle Ein Geist durchdrang und Ein Gefühl.

Und wie bedeutend ist Alles an dieser Auszeichnung! Sieht man zuerst auf den Stoff: so weis't das Eisen hin auf die schreckliche Ruthe, unter welcher man gestanden hatte; aber es weiset auch hin auf das Mittel, welches Gott den Menschen gegeben hat, sich vor Knechtschaft zu schützen, und Tyrannen zu bewältigen. Sieht man auf die Form: so erinnert das Kreuz an den Jammer, den man erduldet, aber auch an die Heiligkeit der Sache, für welche man das Schwert ergriffen hat. Die Vorderseite ist ohne Inschrift, ohne irgend ein Zeichen: das eiserne Kreuz spricht für sich selbst. Auf der Kehrseite aber wird zuerst die Sache des gemeinen Wesens durch die Krone an den Thron geknüpft, dann tritt in dem Namenszuge F. W. die Person des Königs hervor, der im hohen Sinn kein Bedenken trug, Thron und Krone um die Ehre des gemeinen Wesens und für das Glück seiner Unterthanen zu wagen; hierauf wird durch den Eichenzweig hingedeutet auf Teutsche Art, Teutschen Sinn, Teutsche Festigkeit, damit die Preußen ihrer Abstammung, ihrer Bildung und des Umstandes ein-

gedenk seyn sollen, daß ihre Teutschen Brüder, in gleichem Elende schmachtend, gewiß gleichen Sinn, wie sie, bewahren, und ihrer Hülfe harrend zu ihnen zu stehen bereit seyen. Endlich rückt die Zahl 1813 die heilige Zeit vor die Seele, wo große Entschlüsse zu großen Thaten geführt haben. Was aber die Einfassung des Eisens mit Silber betrifft: so dient dieselbe theils zur Zierde, theils aber scheint sie auch eine Bedeutung zu haben, die sich von selbst ausspricht. Das zarteste, reinste, keuscheste Metall schließt das kräftigste, männlichste, stärkste ein. Nur in der Einheit des Starken und Zarten, des Reinsten und Kräftigsten, ist der Sinn des Lebens erreicht. Das Aeußere empfehle Lieblichkeit und Unschuld, aber im Innern soll Festigkeit wohnen und Kraft; und wenn wir Frieden und Wohlstand suchen, so sollen wir doch nimmer, um die Ehre und den Sinn des Lebens, das Schwert scheuen und den Krieg!

Aeußere Vortheile sind mit der Auszeichnung durch das eiserne Kreuz keine oder doch unbedeutende verbunden. Fremde Tapferkeit und Treue wird durch das eiserne Kreuz nicht geehrt; dazu hat der König von Preußen andere Orden; aber Fremde, welche für Preußen in diesem schönen Kriege im Felde oder sonst etwas Bedeutendes gethan haben, sind gewiß von dieser Auszeichnung nicht ausgeschlossen. Die Alten pflegten dem das Bürgerrecht zu geben, der Bürgertugend geübt hatte. Ob das Kreuz nach dem Tode dessen, der es verdient hat, an den König zurückgeschickt werden soll, bestimmt die Stiftungsurkunde nicht. Je geringer aber der irdische Werth des köstlichen Schmucks ist, desto wichtiger könnte es für alle Zukunft seyn, wenn derselbe in der Familie des Gefeierten von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, und durch das Andenken an die Tugend des Ahnen den Sinn für gleiche Tugend erhielte, etwa wie bei den Alten der Sie-

geskranz des Vaters von dem Sohne, von dem Enkel, als das heiligste Erbtheil betrachtet wurde.

Endlich ist, durch eine königliche Verordnung (vom 5. Mai) vorgeschrieben, daß die Anführer der Heere die Namen Aller, welche mit dem eisernen Kreuze belohnt, oder dessen würdig, oder auch ohne besondere Auszeichnung in dem gegenwärtigen Kriege geblieben sind, dem Regierungspräsidenten anzuzeigen haben, damit diese Namen in den Kirchen des Wohnortes der Gefallenen aufgezeichnet werden können. Und gewiß wird kein Pfarrer, der einigen Sinn hat für die heiligsten Güter der Menschen, jemals ein Jahr hingehen lassen, in welchem er nicht diese Namen seinen Zuhörern ins Gedächtniß rufte, um sie aufzuregen, Männer, die edel in That waren, auch durch edle Thaten zu feiern, und gleicher Ehre in aller Zukunft würdig zu werden, durch edle Thaten für König und Vaterland. So werden in der katholischen Schweiz bis diesen Tag die Namen der, in alten Schlachten als Opfer der Freiheit gefallenen, Bürger und Landleute am hohen Altar jährlich verlesen, und ihnen zum Gedächtniß Messen gehalten.

In der That, wenn man dieses Alles bedenkt, so kann man nicht ohne innige Freude sagen: das eiserne Kreuz ist eine Königliche Stiftung im ächten Volksgeiste; eine monarchische Auszeichnung im Sinne des erhabensten Republicanismus. Darum ist es der kräftigsten Bestrebung, es ist des Schweißes jedes Edlen werth! und es zeugt für den tiefen Sinn der Preußen, daß die Geringsten in ihrem Volke dieser Auszeichnung mit demselben Eifer nachstreben, mit welchem die Höchsten sie suchen. Und gewiß, wer sie verdient, der hat nichts Gemeines erreicht; Er hat nicht umsonst gelebt;

Er hat für die theuersten und heiligsten Güter des Menschen etwas Wichtiges zu vollbringen, Kraft in sich selbst gehabt, und die Gunst der Götter erhalten: ein doppeltes Glück, hoher Beneidung werth!

Teutsche Jünglinge, wenn Ihr irgend fühlt, was Wir anzudeuten versucht haben; so werdet Ihr dem Preußischen Manne, der Euch begegnet, die Brust geziert mit dem eisernen Kreuze, fromm ausweichen, den Hut abnehmen, und ihn still vorübergehen lassen; erscheint Er, wo Ihr sitzt, so werdet Ihr aufstehen, und Ihm den ersten Platz geben. Rang und Stand machen keinen Unterschied. Dieser Preußische Mann hat die schönsten Pflichten des Menschen, für Fürst und Vaterland, rühmlich erfüllt; Er hat sein Volk vom Joche arger Knechtschaft mit befreiet; Sein Geist hat sich zu dem Höchsten erhoben, welches Ihr Alle, wenn Ihr edel seyd, zu erstreben habt; Er hat für Teutschland's Freiheit und das Glück der Welt kräftig gelebt. Also werdet Ihr Euch ehren, indem Ihr Ihn ehrt; und zu Eurer Schande nur könnt Ihr Ihm eine Ehre versagen, die Er verdient, deren Er aber nicht bedarf! —

Wir wissen aus guter Quelle, daß die Idee des eisernen Kreuzes von dem Könige von Preußen unmittelbar herrühre. Das beweiset von Neuem für das zarte Gefühl und den tiefen Sinn dieses erhabenen Fürsten; und es wird jeden wohlgesinnten Teutschen erfreuen, wenn auch seine Ehrfurcht und seine Liebe nicht mehr wachsen kann für Friedrich Wilhelm den Erprobten!

* * *

Die Urkunde über die Stiftung des eisernen Kreuzes s. Beilagen Lit. A.

V.

Das Jahr 1813.

„Wer soll den blut'gen Sterbekittel erben,
Der Dir, o Jahr, entsinkt bei Deinem Sterben? —
Wer möchte Erbe solches Gräuels seyn! —
So mag er denn im Tempel der gestrengen
Rhamnusia für unsre Enkel hängen,
Um sie zum Kampf fürs Vaterland zu weih'n!"

Wer aber soll die gold'nen Kränz' empfangen,
Die Dir, o Jahr, auf hoher Stirne prangen,
Vom Geist der Freiheit und des Ruhms gekrönt? —
Die sollen unsre Freiheitshelden tragen;
Dann mögen sie den späten Enkeln sagen,
Wie Nemesis den Unterdrücker höhnt!

Mit tiefster Trauer hast Du uns umwoben,
Zu höchster Freude hast Du uns gehoben:
Ein Grauen stehst Du, und ein Trost der Welt!
Einst wird Dich die Geschichte würdig richten,
Und späte Enkel seh'n an den Geschichten,
Daß Adrastea noch die Waage hält!

I.

Es ist mein Vorsatz, in diesen Blättern fortlaufend eine Erzählung von den Ereignissen unserer Zeit zu liefern, das, was groß und ruhmwürdig im Felde oder daheim geschah, aufzu-

zeichnen, Verträge und Bündnisse zwischen den europäischen Mächten im Andenken zu erhalten, und wichtige Veränderungen im Innern der Staaten anzumerken. Ich denke diese Erzählung anzufangen von dem Augenblicke, da Teutsche Männer, wie vom tiefsten Gefühl ihres Königs, ihrer Mitbürger, ihres ganzen Volks ergriffen, den kühnen Entschluß faßten, die blutigen Adler zu verlassen, welche für die Herrschaft eines Einzigen und für die Unterdrückung der Welt erhoben waren, und ihre Waffen mit Denen zu vereinigen, die für Ehre und Recht, für den Glauben und das Vaterland kämpften. Denn dieser Entschluß, zu welchem sich das Preußische Heer unter seinem ruhmbedeckten Führer York erhob, war an sich eben so merkwürdig, als wichtig in seinen Folgen. In ihm sprach sich zuerst laut und entscheidend die Stimmung Derer aus, welche der französischen Gewalt dienen mußten; man erkannte die Einheit von Kriegern und Bürgern; man sah, was geschehen konnte; es war ein Vorspiel zu künftigen großen Ereignissen. Und die Freude, mit welcher die Nachricht von diesem Ereignisse durch ganz Teutschland aufgenommen ward, der Jubel über sie, die innere Zustimmung, welche York und seine Preußen bei allen edlen Männern und Frauen des Teutschen Volks fanden, zeugten eben so sehr von dem harten Drucke, unter welchem Europa lag, von der Zerrüttung der Gemüther, und von der Umkehrung aller Verhältnisse durch Napoleon's unnatürliche Macht und verderbliche Grundsätze, als sie für Preußen's, für Teutschland's Befreiung von dem Joche französischer Herrschaft Gewähr leisteten. Aber zugleich begonn auch schon wirklich für Preußen und Teutschland eine neue Zeit. Die Erhebung des Teutschen Volks zu seiner alten Tugend und zu seiner alten Ehre fieng an; die Freiheit und Selbstständigkeit wurde vorbereitet. York und seine Preußen haben für Gegenwart und Zukunft ein großes Beispiel

gegeben, und schon hierdurch den Teutschen Eichenkranz wohl verdient.

Aber kein Verständiger wird an meine Erzählung den höchsten Maßstab legen, Keiner wird an sie die Forderung machen wollen, deren Befriedigung nur von einem geschichtlichen Kunstwerke mit Recht erwartet wird. Eine eigentliche Geschichte, im höchsten Sinne, ist von den Begebenheiten, die ich erzählen will, noch lange nicht möglich. Wir können uns noch nicht zu dem Standpuncte erheben, von welchem aus die Ereignisse klar überschauet, richtig aufgefaßt, und in ihrem Zusammenhange verstanden werden mögen. Vieles ist noch unbekannt, welches wir in der Folge wissen werden; und wenn auch in dieser Zeit, wie immer, Manches verborgen bleiben muß, weil Diejenigen, welche es allein wissen, dasselbe den Augen der Welt entziehen, so sind doch gewiß noch mannichfaltige Aufhellungen zu erwarten. Auch möchte es schwer, es möchte vielleicht unmöglich seyn, bei den ungeheuern Bewegungen dieser großen Zeit, die das Gemüth eines jeden gutgesinnten Menschen aufregen und anspannen, für den Geist die Ruhe zu gewinnen, welche die Würde der Geschichtschreibung erfordert. Darum muß ich bei meinem Versuche auf das Wohlwollen der Leser rechnen; ich muß wünschen, daß derselbe nur in meinem Sinne und nach seinem Zwecke beurtheilt werde. Zu ihm aber haben mich folgende Gründe bestimmt.

Unter allem Großen und Schönen, welches die Geschichte von Anbeginn bis auf unsere Tage zu berichten hat, wird, nach meiner Ueberzeugung, nichts gefunden, das in seinem Ursprunge schöner, und in seiner Erscheinung größer gewesen wäre, als das, was vor unsern Augen

geschehen ist. Nie ist die allwaltende Gottheit so unverkennbar im Leben der Menschen erschienen; nie hat der Menschengeist sein innerstes Wesen so klar gezeigt; nie sind die ewigen Gesetze, welche das Leben halten und leiten sollen, so schnell, bestimmt und rein hervorgetreten. Wem es vergönnt ist, einst die Geschichte dieser Zeit würdig zu beschreiben, der kann seiner Unsterblichkeit mit den Helden gewiß seyn, deren Thaten er feiert; allen kommenden Geschlechtern wird er Freude gewähren und Trost, Ermunterung und Lehre. Alle wird er zu den schönsten Gefühlen der Menschheit erheben, und für die Zeit begeistern, in welcher wir zu leben das Glück haben. Daher wünsche ich diese Zeit, in welcher ich lebe, klar zu fassen; was ich von ihr ergreife, möchte ich Andern zurückgeben. Es ist mir selbst Bedürfniß, mir den Gang gegenwärtig zu halten, den die Ereignisse nehmen, und alles, was geschieht, zusammenzufassen, damit es mir in seiner Größe erscheinen könne.

Ferner hat mich folgende Betrachtung beschäftigt. — Das Große kann nicht ohne große Anstrengung errungen, das Heilige nicht ohne große Opfer gerettet werden. Durch Anstrengung und Aufopferung muß sich der Mensch der höchsten Güter des Lebens würdig machen, wenn er sie besitzen will. Viele der edelsten Männer unsers Volks und unserer Zeit sind gefallen für Freiheit und Vaterland; viele werden noch fallen; über Allen schwebt Gefahr. Es ist keiner, der nicht gelitten hätte, und noch leiden könnte. Die Zeit ist schwer, weil sie wichtig ist; sie ist schmerzenreich, weil sie ein neues Leben gebähren soll. Der Mensch als Einzelner begegnet nur Einzelnen; das Leben berührt ihn hart mit seinen strengen Anforderungen; der Tag folgt dem Tage, und ein jeder hat seine Last. Von den großen

die Urkunden zu sammeln, die eine geschichtliche Wichtigkeit für unsere Zeit haben. Durch eine Darstellung der Verhältnisse aber, in welchen diese Urkunden entstanden, mögen sie nun Verträge zwischen Staaten enthalten, oder neue Bestimmungen und Veränderungen im Innern der Staaten, scheint ihr Verständniß erleichtert zu werden. Diese Urkunden durch eine fortlaufende Erzählung an einander zu knüpfen, schien mir, wenn nicht nothwendig, doch nützlich. Wenn diese Erzählung Urtheile über die Begebenheiten enthält, so kann sie um so lehrreicher seyn; denn einem Späterlebenden scheinen die Ansichten der Zeitgenossen von den Ereignissen ihrer Tage nicht gleichgültig seyn zu können; und wenn sie auch falsch sind, diese Ansichten, so mögen sie doch das Verständniß erleichtern. Darum ist mir selbst die Hoffnung als verzeihlich vorgekommen, daß derjenige, welcher einst die Urkunden aus unserer Zeit seiner Betrachtung unterwirft, auch vielleicht meine Darstellung der Ereignisse unserer Zeit, wie unvollkommen und mangelhaft sie auch seyn mag, des Lesens nicht ganz unwürdig finden möchte.

Hierdurch nun hoffe ich, mein Unternehmen, wenn nicht gerechtfertigt, doch entschuldigt zu haben. Neuigkeiten des Tages mögen die Zeitungen zu stets neuer Unterhaltung liefern, und Großes und Gemeines vermischend, heute bringen, was morgen vergessen ist; Werke für alle Zeiten kann der Geschichtschreiber nur dann liefern, wenn die Begebenheiten geschlossen, und nicht nur in ihrer Natur, sondern auch in Umfang und Art erkannt worden sind. Was in diesen Blättern gegeben werden soll, wünscht in der Mitte zu stehen, jedoch, wenn es möglich ist, dem Geschichtswerke näher, als der Zeitung.

Vielleicht vergönnt mir das Schicksal ein längeres Leben. Alsdann könnte geschehen, daß ich in späteren Tagen vollendeter darzustellen suchte, was jetzt nur unvollkommen und arm angedeutet werden kann. Die Zeit mag laufen, wie sie will; das Schönbegonnene mag so schön endigen, wie meine Seele hofft, oder es mögen Ereignisse eintreten, die Keiner denken mag: immer wird unsere Zeit vor Allen der Beschreibung würdig bleiben; und das Große, Herrliche und Heilige, welches sie hervorgebracht hat, wird kein widriges Geschick ihr nehmen, es wird durch keine menschlichen Fehler zerstört werden können. Ihre Helden werden ewig neben und über den Helden der Vorzeit glänzen, und die Anstrengungen der Völker bleiben ihres Ruhms gewiß, so lange es Menschen geben wird, die fühlen und weinen, genießen und sich freuen können, und darum nicht gleichgültig sind gegen die Schicksale ihres Geschlechts.

Im Uebrigen werde ich streben, in Ton und Art der Erzählung den Ernst und die Ruhe zu zeigen, welche dem Gegenstande angemessen sind. In meinen Urtheilen werde ich hoffentlich die Bescheidenheit um so seltener verletzen, je tiefer ich fühle, wie viele Vorkenntnisse zur gehörigen Begründung derselben noch fehlen. Niemals werde ich ungerecht seyn; nie absichtlich entstellen oder verdrehen; auch werde ich Keinem Zwecke unterschieben, zu welchen er sich nicht selbst bekannt hat; unrichtige Vermuthungen jedoch verdienen Entschuldigung, und Verirrungen Zurechtweisung. Eine kalte Parteilosigkeit aber, die noch etwas anderes seyn soll als Gerechtigkeit, wolle Keiner fordern. Denn ich halte dafür, daß jeder Mensch, und mehr als Alle der Geschichtschreiber, immer die Partei der Wahrheit und des Rechts nehmen soll; ich halte dafür, daß der Geschichtschreiber seinen hohen Beruf nie er-

füllen kann, wenn ihn nicht ein heiliger Haß gegen Lug und Trug, gegen Tyrannei und Gewalt durchdringt, und eine eben so heilige Liebe für Tugend, Religion und Vaterland!

VI.

Ueber Neutralität.

Veranlaßt durch

die Neutralitäts-Erklärung der Schweiz.

(Geschrieben am 16. Dezbr. 1813.)

Als sich die Heere der wider Frankreich verbündeten Mächte dem Rhein näherten, da mußten Holland und die Schweiz die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Die Hochlande der Schweiz scheinen von der Natur als eine Vorfeste und Schirmmauer gegen den alten Feind Teutscher Freiheit zur Linken hingestellt zu seyn, wie die Sümpfe und Niederungen Holland's zum Schutze derselben rechtshin ausgebreitet liegen. Darum wünschten und hofften die Wohlgesinnten unsers Volks, daß die Holländer sich mit altem Sinn erheben sollten gegen den Tyrannen, der auch sie um ihre Freiheit betrogen, der ihnen ihren Reichthum geraubt, der ihre Kraft auf alle Weise zu lähmen gesucht hatte; und die Holländer haben diesen Wunsch und diese Hoffnung auf eine Art erfüllt, welche beweiset, daß sie noch sie selbst sind, daß in ihnen noch der alte Muth ist, der einst die Bewun-

derung der Welt erregte, und der alte Geist, der sie zu den herrlichsten Thaten trieb. Von den Schweizern wünschten und hofften diese Wohlgesinnten, daß sie dem großen Bunde gegen Frankreich's Uebermacht und Tyrannei beitreten würden, theils weil sie wollten, daß in ganz Europa auch nicht Eine Macht gefunden würde, die nicht für die Freiheit der Völker und für die Ruhe der Welt freudig die Waffen zu ergreifen bereit gewesen wäre, theils wegen der einst bewunderten Tapferkeit und des alten wohlerworbenen Kriegsruhms der Schweizer, endlich auch wegen des Umstandes, daß die Schweiz, mit unsern Nibelungen zu reden, das verhängnißvolle Lindenblatt ist, welches zwischen den Schultern des großen gehörnten Siegfrieds eine leicht verwundbare Stelle erhalten hat, oder wegen des Umstandes, daß Frankreich von der Schweiz aus am leichtesten angegriffen werden kann, weil ihm hier die Festungen fehlen, mit welchen es sich sonst überall gegen den Muth und die wohlverdiente Rache der Teutschen dreifach und vierfach zu schützen gesucht hat.

Aufmerksam auf die Urtheile der Menschen über die Verhältnisse dieser schmerzvollen, aber großen und heiligen Zeit, haben wir von Männern, für deren Gesinnung wir bürgen, und deren Kunde uns nicht gerade die schlechteste zu seyn schien, eine Menge von Gründen gehört, durch welche sie gewiß seyn zu können glaubten, daß auch die Schweizer, nicht minder als die Holländer, dem allgemeinen Wunsch genügen, und die allgemeine Hoffnung erfüllen würden und erfüllen müßten.

Diese Männer glaubten z. B., die Schweizer könnten nicht uneingedenk seyn, daß sie Teutsche wären, daß sie einst dem Teutschen Reich angehört hätten, daß ihr alter Bund,

der sie zu Glück und Ruhm geführt, ursprünglich keinen andern Sinn gehabt habe, als die Freiheiten zu behaupten, deren sie im Reichsverbande sich zu erfreuen haben sollten, und daß das Schönste und Edelste ihrer Bildung Teutsch sey, von Teutschen ausgegangen, durch Teutsche genährt. Dagegen meinten sie, verdankten die Schweizer den Franzosen eben nicht viel. Wenn ihre Alpen Jahrhunderte lang über dem Gewirr und dem Getümmel der Völker in stillem Frieden geglänzt hätten: so habe der Grund davon keineswegs in Frankreichs schirmendem Wohlwollen gelegen, sondern in den schönen Verhältnissen eines europäischen Gemeinwesens, zu welchem die Staaten dieses Welttheils hingestrebt hätten, und in welchem auch ein kleines Volk habe fort bestehen und angestammten Ruhm friedlich bewahren können. Die Weisen, welche man etwa von den Franzosen erhalten hätte, paßten gar schlecht zu den einfachen Sitten der alten Eidgenossen und über das Geschenk der französischen Sprache, durch welche häufig die Teutsche verdrängt sey, würde sich der Kundige schwerlich freuen können. Uebrigens sey Alles mit Schweizerblute theuer bezahlt.

Sie erinnerten sich ferner an die wichtigen Dienste, welche die Schweiz im Anfange der Revolution den Franzosen geleistet, als fast alle Fürsten Europa's (vorahnend das allgemeine Unglück, welches dieses Volk über die Welt bringen würde, wenn es, im eigenen Blute gebadet, seine Wuth an fremden Völkern üben könnte), sich gegen dieselben erhoben hatten; aber sie erinnerten sich auch, auf welche Weise die Franzosen der Schweizer treue Freundschaft erwiedert haben. Ist es möglich, fragten sie, daß die Schweizer vergessen haben sollten, auf welche Weise ihnen so viele alte Schutzwehren und Vormauern entrissen worden sind, wie der Bernhardsberg, der Simplonpaß und andere wichtige

Zugänge? Ist es möglich, daß sie vergessen haben sollten, mit welcher schnöden Entscheidung schon früh Buonaparte die wichtigen Schirmorte, Veltlin, Cleven und Worms von ihnen getrennt hat? daß sie vergessen haben sollten, mit welchem abscheulichen Blendwerk die schöne Waadt empört und zerrüttet ward? mit welcher List Genf verlockt wurde, das so herrlich durch Reichthum und Freiheit geglänzt hatte? wie das durch die Waffen der Väter errungene Mühlhausen um sein friedliches Glück betrogen ist? Ist's möglich, daß sie vergessen haben sollten, wie, wann und durch wen ihnen dieses Alles, dann das Brundrut und Biel und das Erguel und das Wallis, wo überall hoher Sinn für Freiheit und Eidgenossenschaft gelebt hatte, genommen worden sind?

Und wenn die Schweizer, fuhren diese Männer fort, wirklich keinen Schmerz mehr fühlten über die Trennung von den Brüdern, die in großen Augenblicken Leid und Freude mit ihnen getheilt und in Einem Sinn für Eine Sache mit ihnen gehandelt hatten: so können doch die Gräuel nicht aus ihrer Erinnerung verschwunden seyn, mit welchen die Franzosen ihr Vaterland ohne irgend einige Schonung mit den tiefsten Gefühlen der Menschheit, die sie in sich selbst vernichtet hatten, angefüllt haben. Dieses Gespötte, welches mit der Unschuld einfacher Menschen getrieben wurde; diese heuchlerische Arglist, mit welcher man die Sinne zu verrücken, die Gemüther zu verhetzen, die Geister zu verwirren suchte; diese höhnende Grausamkeit, mit welcher man raubte, plünderte, schändete und allgemeines Elend verbreitete; diese Zerstörung alles Ehrwürdigen, diese Entweihung alles Heiligen, diese Zertretung alles Menschlichen — muß noch im Andenken der Schweizer leben, und die Seele jedes Einzelnen mit Grausen und Entsetzen füllen! Der Jammer in Stanz, das Geschrei der Unglücklichen überall,

muß in jedes Einzelnen Bruſt noch furchtbar wiederhallen! So lange es Menſchen giebt, die fühlen und weinen können, ſo lange wird nicht ohne Herzbluten die Kunde der Geſchichte von den Abſcheulichkeiten vernommen werden, welche durch die Franzoſen in der Schweiz ausgeübt oder veranlaßt ſind: und die Herzen der Schweizer ſollten, nach fünfzehn Jahren nicht mehr von heiliger Rache glühen?

Oder denken die Schweizer etwa: die gegenwärtigen Franzoſen ſeyen nicht mehr jene von 1798? Denken ſie: die Freiheitswuth habe die Franzoſen damals verrucht gemacht, jetzt aber ſey jene Wuth gebändigt, die Verruchtheit ſey verſchwunden, Ehrfurcht für Recht und Geſetz ſey wiedergekehrt und der vergötterte Heros, welcher die Revolutionshyder erſtickt haben will, halte mit mächtigem Arm Alles in Ordnung und Zucht, und achte die Menſchheit in Menſchen und Völkern? Mögen ſie doch nach Spanien blicken, wo dieſer Halbgott und dieſe, durch dieſen Halbgott beruhigten Franzoſen, Gräuel ohne Namen, Scheuslichkeiten ohne Zahl, frevelhafe Verbrechen ohne Maaß gehäuft haben! Und damit ſie ja nicht wähnen, der Zufall trage die Schuld und ein böſes Geſchick: ſo mögen ſie die Augen richten auf Preußen, auf Rußland, auf Sachſen, oder wohin ſie wollen. Der Sinn iſt der alte, nur die Weiſe iſt anders; die Wirkungen ſind dieſelben, nur der Zweck iſt verſchieden. Nicht die Wuth erzeugte die Verruchtheit, ſondern die Verruchtheit erzeugte die Wuth. Darum werden auch die Schweizer das Unglück, welches ſie von den Franzoſen erduldet haben, nicht anſehen können, wie den Sturz einer Lavine, welchem kein Menſch ausweichen mag, oder wie das Zuſammenbrechen einer Alpe, deren Zerſtörung man nur beweinen kann: ſondern ſie müſſen es anſehen, als ihnen von Menſchen zugefügt, welche Ab-

sichten fassen, Plane entwerfen, Mittel berechnen und die Folgen ihres Thuns erkennen konnten.

Oder könnten die Schweizer glauben, durch die s. g. Vermittelung sey Alles wieder gut gemacht? Es mag wahr seyn, daß durch diese Vermittelung „ein Schatten der bessern Zeit" über sie ausgebreitet worden, und daß sie in diesem Schatten, bei der Gluth dieser ungeheuern Zeit, einige Kühlung gefunden haben. Aber was haben sie damit erreicht? Dem Müden ist Ruhe Bedürfniß und darum erquicklich: ist aber deswegen Schlafen besser als Wachen? und ist Unthätigkeit und Leben einerlei? Wer aus einem allgemeinen Schiffbruche auf einem kleinen Kahne der Wuth der Wogen entgangen ist, dem mag es ein angenehmes Gefühl seyn, nun vom Felsen hinab in die Brandung zu schauen: aber was wird aus ihm, wenn er sich nicht wieder auf das Meer wagen will, da doch der Felsen nur eine kleine kahle Insel ist? Der Balsam lindert immer den Schmerz und wenn er auch von der Hand kommt, welche zuvor grausam die Wunde schlug: aber woher das Vertrauen, daß sie ihn wohlwollend reiche, und nicht, um uns für neue Mißhandlungen aufzubewahren? Die Schweizer wissen zu gut, wie es eigentlich mit der Vermittelung gegangen ist, als daß sie sich verhehlen könnten, wie wenig Sicherheit sie giebt. Der Name klingt sanft genug, aber die Sache war doch ein wenig kräftiger; sie mußten Befehlen gehorchen, und wenn ihnen diese Befehle als Wohlthat der Vorsehung gegeben worden sind, so können sie auch als Wohlthat der Vorsehung von dem wieder geändert werden, der sie gegeben hat. *) Einst

*) „Je serai le médiateur de vos différends; mais ma médiation sera efficace, telle qu'il convient aux grands peuples, au nom desquels je parle. Cinq

ließen die Römer den Griechen bei den Isthmischen Spielen durch den gewandten Völkerbethörer Titus Quinctius Flaminius allgemeine Freiheit verkündigen. Dieses Wort klang den Griechen so süß, daß sie sich gar nicht vorstellen konnten, sie hätten den Herold recht verstanden. Erstaunt, wie durch ein wunderbares Traumgesicht aufgeschreckt, starrten sie sich einander an und fragten sich gegenseitig, was gesagt wäre. Der Herold mußte den schönen Spruch noch einmal wiederholen. Und als sie nun überzeugt waren, daß sie sich nicht getäuscht hatten, da geriethen sie, nicht achtend die Unglück verkündenden Krähen, die sie umschwärmten, in einen überschwenglichen Jubel. Quinctius wäre von der wonnetrunkenen Menge fast erdrückt, die Römer aber wurden als die edelsten Menschen gepriesen, die selbst über das Meer setzten, um fremden Völkern das Recht zu bringen, nach eigenen Gesetzen zu leben. Aber wie schrecklich wurden sie enttäuscht! wie bald zeigte sich, daß Rom ihnen nur die Freiheit gegeben hatte, um sie desto fester an seinen Triumphwagen zu ketten, und wie gräßlich endigte sich das grausame Spiel mit der gänzlichen Unterjochung aller Griechen durch die Gefeierten, welche ihnen die Freiheit gebracht hatten! So mochte es dem Herrscher Frankreichs auch damals (1803) genügen: aus einem benachbarten Volke einen un-

jours après la notification de la présente proclamation, le Sénat se réunira à Berne etc. — Le Sénat enverra trois députés à Paris etc. — De mon côté, j'ai le droit d'attendre, qu'aucune ville, aucune commune, aucun corps ne voudra rien faire qui contrarie les dispositions, que je vous fais connaître. — Il n'est aucun homme sensé, qui ne voie, que la médiation, dont je me charge est pour l'Helvétie un bienfait de cette providence etc.

Aus einer Proclamation des ersten Consuls, Bonaparte, an das helvetische Volk. St. Cloud, den 30 Sept. 1803.

ruhigen Geist zu verbannen, der auf die Franzosen hätte wirken und den Bau des Kaiserthrons hätte aufhalten können, welchen der erste Consul möglichst schnell zu vollenden brannte; es mochte ihm genügen, so viele Tausend schweizerischer Männer, als ihm die Schweizer gleichsam zum Dank für die Vermittelung zusichern mußten, für seine Willkühr zu gewinnen: aber welche Bürgschaft hat er den Schweizern gegeben, nie mehr von ihnen zu verlangen? Das Wallis, früher von ihnen getrennt, ist seitdem (1810) ohne Weiteres, unter nichtigen Vorwänden, durch gebieterische Entscheidung mit Frankreich vereint. Der Canton Tessin wurde mit französischen Truppen besetzt, ohne daß die Schweizer darüber eines Worts gewürdigt wären; und seit drei Jahren sah dieser Canton seiner Einverleibung in das große Reich immer entgegen. Würde nun der St. Gotthard die Gränze der Gewalt seyn, wenn diese Gewalt noch künftig so stark bliebe, als sie gewesen ist? Oder könnten die Schweizer wähnen, nun sey mit einem Male in den Mann, der alle Republiken in Europa vernichtet hat, ein wahrhaftiges Wohlwollen gefahren, dessen er sich wohl überall gerühmt, das er aber niemals irgend einem Volk oder irgend einem Staate bewiesen hat*)? O gewiß, wenn auch nicht wahr wäre, was erzählt worden ist, daß Napoleon im Jahre 1811 dem schweizerischen Gesandten gesagt habe: „wenn es mir einmal um Mitternacht einfällt, so lasse ich vor der Morgenröthe 60,000 Mann marschiren und vereinige Euch mit meinem Reiche.“**) — wenn er dieses auch nicht gesagt hat: so

*) „Je ne désire que le salut et le bienêtre de votre pays, et je me croirai heureux, si ma médiation y a contribué.“ Wahrhaftig?

**) „Si j'y rève à minuit, je fais marcher avant l'aurore 60,000 hommes, et je vous réunis à mon empire“. — Allgemeine Zeitung 1813. No. 343.

werden die Schweizer doch wohl einräumen, daß er es gesagt haben könnte, ja, daß er es gesagt haben würde, wenn er sein Inneres hätte offenbaren wollen.

Und was könnten dann die Schweizer, verständigerweise, wohl anders thun, als mit Bereitwilligkeit und Kraft, auf die Seite der Verbündeten zu treten? Wenn sie diese Partei nicht ergreifen, so bleibt ihnen nur Eins von Zweien übrig; entweder sie müssen ihre Berge den Franzosen öffnen und mit aller Macht zu diesen stehen, oder sie müssen vorziehen — die Welt ihren Gang gehen zu lassen, und ohne Tugend und That, unwürdig wie bisher, in völliger Neutralität abzuwarten, was eben geschehen wird.

Das Erste, daß die Schweizer sich mit aller Macht zu dem stellen, welcher die allgemeine Knechtschaft der Welt will — das ist doch ein zu gräßlicher Gedanke, als daß man ihn ohne eigene Schlechtigkeit auch nur einen Augenblick im Ernst festhalten könnte. So tief werden die Enkel nicht sinken, von deren Vätern die Geschichte die erhabensten Tugenden zu berichten und den tiefsten Sinn für Wahrheit und Recht, für Ordnung und Gesetz, für Freiheit und Vaterland zu rühmen hat! Wenn bisher auch Schweizerblut für die Unterdrückung Europa's vergossen worden ist; so mag man den Schweizern, wie Andern anrechnen, daß sie durch ein feindseliges Geschick in böse Verhältnisse so unglückselig verschlungen seyen, daß ihre That ihrem Willen fremd gewesen; wenn sie aber jetzt, da ihnen die Wahl frei steht, fortführen für die Franzosen zu kämpfen: so würden sie den heiligen Haß der Mitwelt gegen diese Franzosen mit Recht theilen, und den Fluch aller künftigen Geschlechter verdienen.

Also bliebe die Neutralität. Aber diese können die Schweizer unmöglich erwählen.

Einmal ist es doch wahrhaftig ein fast lächerlicher Gedanke, wenn ein solches Völklein, wie die Schweizer, welches auf der Gränzscheide von drei großen Nationen sitzt, und theils hierdurch, theils durch die Beschaffenheit seines Landes politische und militärische Wichtigkeit erhält, in einem allgemeinen Kriege dieser Nationen allein neutral bleiben und von seinen Bergen herab, ruhig in das Gewühl schauen wollte, der Krieg möchte geführt werden aus diesem Grund oder aus jenem, für diesen Zweck oder einen andern. Und wenn die Schweiz Jahrhunderte lang bei den Kriegen, die zwischen Teutschen und Franzosen geführt sind, verschont geblieben ist: so ist nicht zu vergessen, daß diese Kriege von keiner Seite wahre Volkskriege waren.

Zweitens ist der gegenwärtige Kampf von ganz eigener Art. Ganz Europa ist in Bewegung, von einem Ende bis zum andern. Von der einen Seite streitet man für Freiheit und Recht, von der andern für Tyrannei und Knechtschaft. Es kommt auf die Entscheidung der großen Frage an: ob es künftig in Europa noch freie Völker, d. h. ob es noch ein menschliches Leben, noch Bildung und Glück geben soll, oder nicht? Alle Völker, große und kleine, die nicht unmittelbar unter dem Joche standen, oder welche nur Hoffnung hatten, dasselbe zerbrechen zu können, stehen (etwa mit einer einzigen Ausnahme) auf eine beispiellose Weise zu einander; Ein Geist, Ein Sinn, Ein Gefühl verbindet jedes Volk mit sich selbst und alle mit einander für die heiligsten Güter des Lebens. Viele haben mit einer Freudigkeit, von welcher die Geschichte kein Beispiel hat, Alles dargebracht und Alles gewagt, Gut und Leben: und es ist gewiß weder Anmaßung noch Täuschung, wenn man diese Zeit, im gerechten Gefühl dessen, was man will und erstrebt, eine große, herrliche, heilige Zeit nennt.

Wäre es nun möglich, daß die Schweizer bei dieser allgemeinen Bewegung, bei diesen ungeheuern Anstrengungen so vieler Völker, bei dieser großen Sache der Menschheit allein ruhig bleiben wollen könnten? Würde das löblich seyn und ruhmwürdig? oder gemein und elend? Würde der Gewinn, den sie etwa davon hätten, ein Segen seyn, oder ein Fluch?

Nehmen wir aber auch drittens an, daß die Schweizer sich über diese Bedenklichkeiten hinwegsetzten: dürfen sie hoffen, die gewünschte Neutralität wirklich zu erhalten? — Schwerlich! Dem Kaiser Napoleon wird es gewiß hart eingehen, Denen eine Wahl zu lassen, welche er, wie er sich bewußt ist, bisher in seiner Gewalt gehabt, welchen er Befehle gegeben hat. Er wird sich nicht gern gestehen, daß ihn das alte Glück verlassen habe, und, wenn er sich dieses auch nicht verhehlen kann, so wird er es doch nicht so bald über sich gewinnen, gegen Diejenigen den Ton zu ändern, welchen er bisher nur als strenger Gebieter, höchstens als gnädiger Herr, erschienen ist; auch mag er dieses in seiner despotischen Seele für bedenklich halten. Also könnte wohl seyn, daß selbst Napoleon den Schweizern keine Neutralität zugestände, sondern daß er von ihnen verlangte, als treue Bundesgenossen zu ihm zu stehen, um das Glück zu verdienen, welches er ihnen theils schon zugewandt, theils noch zuzuwenden vorgehabt hat. Höchst wahrscheinlich jedoch wird er ihnen im gegenwärtigen Augenblick die Neutralität verstatten, weil er nicht im Stande ist, Truppen in die Schweiz rücken zu lassen, und weil er deswegen durch die anerkannte Neutralität auch die Verbündeten von der Besetzung des wichtigen Landes abzuhalten wünscht; er wird sie verstatten, weil ihm die Neutralität der Schweiz in dem gegenwärtigen Augenblick eben soviel werth ist, als wenn sie

sich förmlich für ihn erklärte. Aber was sollte eben deswegen die Verbündeten bestimmen, die Schweizer als neutral zu umgehen und zu verschonen? Ein jeder, der für eine heilige Sache streitet, muß von dem Grundsatz ausgehen, den der Heiland selbst aufgestellt hat: „wer nicht mit mir ist, der ist wider mich!" Die verbündeten Mächte können mit Recht sagen: wenn die Schweiz nicht mit Uns wider die Franzosen kämpft, so kämpft sie für den Kaiser Napoleon, d. h. sie will die Knechtschaft, und folglich das Unglück der Welt; denn darüber, daß Napoleon's Entwürfe wenigstens dahin führen, wenn man auch zugiebt, daß er etwas Gutes will, kann doch kein Zweifel mehr seyn und keine Täuschung? Dann wissen diese Mächte auch aus der Erfahrung, daß Napoleon die Neutralität der Schweiz nur so lange anerkennen wird, als es ihm vortheilhaft ist, daß er aber die Schweiz besetzen wird, sobald er dazu im Stande ist. Aber endlich müßte es auch ja wohl höchst sonderbar seyn, wenn die Schweizer ein Recht zu haben glaubten, die Anerkennung ihrer Neutralität zu verlangen, oder das Wohlwollen der Verbündeten in Anspruch zu nehmen. Sind denn die Schweizer nicht in offenbarem Kriege gegen die Verbündeten gewesen? und sind sie nicht noch in offenbarem Kriege gegen sie? Der Kaiser Napoleon nennt sich ihren Vermittler, d. h. zu Teutsch, ihren Oberherrn; sie stehen im Bündnisse mit Frankreich; Schweizer haben mit den Franzosen und für die Franzosen in Rußland gekämpft, und es ist wahrlich nicht ihr Verdienst, daß es noch einen Russischen Thron und ein Russisches Reich giebt; ja, Schweizer stehen noch fort und fort in den Reihen der Franzosen. Derjenige aber, der an eines andern Seite stehend, wacker auf einen Dritten mit losschlägt, so lange es in aller Sicherheit geschehen könnte, dann aber, wenn sich dieser Dritte gewaltig erhöbe, und furchtbare Rache üben zu können schie-

ne, ihm zuriefe: „lieber Herr, ich will jetzt ruhig bleiben, sey mein guter Freund, und schenke mir Dein Wohlwollen!“ der würde mit Recht so wenig Erhörung finden, als er auf den Namen eines gerechten und tapfern Mannes Anspruch machen könnte. Wenn ein solcher als Freund behandelt werden will: so muß er Freundschaft beweisen; er muß nicht unthätig seyn wollen, sondern er muß ernst und fest auf die Seite Dessen treten, den er beleidigt hat, und den er fürchtet; er muß durch Aufopferung und Anstrengung für diesen die Freundschaft bewähren; sonst ist er nichts anders, als ein feiger Feind. — Nun ist zwar die Großmuth der hohen Verbündeten unbegränzt: das aber ist gewiß, daß sie das vollkommenste Recht haben, die Schweizerische Neutralität abzuweisen, wenn Ihnen anders, wie wir glauben, an der Besetzung der Schweiz etwas liegt.

Und gesetzt nun, dieses geschähe, wie es höchst wahrscheinlich ist, die Neutralität der Schweiz würde von den Verbündeten nicht anerkannt: so könnten die Schweizer entweder ganz ruhig bleiben, und sich in ihr Geschick ergeben, oder sie könnten sich zur Wehre setzen, und mit den Waffen in der Hand die Verbündeten von ihren Gränzen abzuhalten suchen; welche Behandlung würden sie in beiden Fällen, wir wollen nicht sagen, erhalten, aber welche Behandlung würden sie verdienen?

Wenn wir aber endlich auch zugeben wollten, die Schweizer könnten wirklich die Hoffnung hegen, sich mit ihrer Neutralität durch den Sturm dieser Zeit zu schleichen, sey es, daß sie glaubten, diese Neutralität werde von beiden kriegführenden Theilen anerkannt werden, sey es, daß sie sich im Stande wähnten, dieselbe zu vertheidigen; würden sie denn auch glauben können, alsdann ein beneidens-

werthes Loos gewonnen zu haben? Sie werden, was für den Menschen in allen Fällen gut ist, den Ausgang bedenken! Nach der gegenwärtigen Lage der Welt scheint es nothwendig, daß entweder die Verbündeten den französischen Kaiser gänzlich besiegen, oder daß dieser ganz Europa unterwerfe. Ein Drittes ist kaum möglich. Denn zu einem gerechten Frieden, der die Gränzen der Völker wieder herstellt, und dadurch die Freiheit, die Bildung und das Glück der Welt sichert, wird sich Napoleon wohl nicht verstehen, so lange er selbst das Haupt aufzuhalten vermag, und so lange er in Frankreich noch Einen Arm findet, der sich für ihn zu erheben bereit ist. Sein Charakter und seine Lage scheinen keine Nachgiebigkeit zu erlauben. Der Ingrimm über das plötzliche Zusammenbrechen seines, über so vielen Abscheulichkeiten errichteten, Gebäudes der Weltherrschaft, muß seine starre Seele noch mehr verhärten. Er hat sich oft für ein Wesen ausgegeben, welches mit höheren Mächten im Bunde stehe; er hat so oft auf einen wunderbaren Stern hingedeutet, unter dessen Einfluß er handle, daß es doch auch gar zu armselig wäre, daß es selbst für seine Sicherheit gefährlich werden könnte, wenn er ganz von der alten Richtung abließe, und wie ein gewöhnlicher Mensch erschiene; das Verlangen, wenigstens die künftigen Geschlechter über den Fluch der Mitwelt irre zu führen, muß gleichfalls den Gedanken in ihm befestigen, zu siegen, oder unterzugehen; auch soll er ja selbst mehr als einmal gesagt haben, „daß er mit dem letzten Mann Frankreichs kämpfen, und lieber unterliegen, als nachgeben wolle.“ Von der andern Seite aber ist unmöglich, daß die Verbündeten das Schwerdt weglegten, ehe sie ihr heiliges, so klar erkanntes, und so scharf bezeichnetes Ziel erreicht haben: Europa muß frei, oder eine Wüste werden! — Wenn nun die Verbündeten siegten, wie Keiner, der an

Gott, an die Menschheit und an sich selbst glaubt, bezweifeln wird: was würde aus den Schweizern werden? Mit welchem Gefühle würden sie dastehen unter den Völkern Europa's? Was würden sie für alle Zukunft seyn? Was würden sie seyn in der Geschichte, die einst, dieses Geschlecht mit den Geschlechtern der Vorzeit zusammenstellend, von allen übrigen Völkern Europa's eine schöne Erhebung zu Tugend und Kraft, von den Schweizern aber nichts, nichts ihrer Altvordern Würdiges, zu berichten haben würde? Siegte aber Napoleon — ein Fall, den sie freilich wohl so wenig fürchten, als wir! — würden die Schweizer dann ihres Daseyns froh werden, oder würden sie die Knechtschaft Derer theilen, welche in den übrigen Ländern Europa's das Unglück haben könnten zu überleben, ohne daß sie die Kraft in sich fühlten, die Freiheit da zu suchen, wo Cato sie gefunden hat? Die Schweizer werden in diesem Falle über ihr Loos nicht ungewiß seyn können, und wenn sie auch die ganze Geschichte, und was sie selbst erlebt haben, vergessen und sich nur an die Worte erinnern wollen, die ihnen Napoleon bei der Uebergabe der Vermittelungsacte sagte! Denn so viele Theilnahme wird ja doch wahrhaftig die große Sache der Verbündeten in der Schweiz finden, wie ängstlich auch die Regierung wachen mag, daß der allgemeine Herr leicht einen Vorwand fände, auch sie zu unterjochen! *) —

*) Si les Suisses déchiroient les feuillets du livre (nämlich die Mediationsacte), les suites funestes, qui en résulteroient pour eux, ne peuvent se calculer. *Vous perdriez votre indépendance, ce qui est le plus grand malheur, qui puisse arriver à un peuple.* — Je ne permettrai pas, qu'une faction soutenue par les ennemis de la France, régne en Suisse. Je ne permettrai pas davantage, que ce pays soit livré à l'anarchie et à *l'arbitraire.* S'il venoit à y tomber, je se-

Aus diesen und ähnlichen Gründen, glaubten jene Männer mit Zuversicht behaupten zu können, die Schweizer würden dem Beispiele aller übrigen Völker, sie würden besonders dem Beispiele der Teutschen folgen, und sich um so schneller und kräftiger gegen die ungeheuere Tyrannei erheben, welche der französische Kaiser geübt und erstrebt hat, je mehr sie sich sagen müßten, daß sie bei den Anstrengungen der übrigen europäischen Völker noch gar nichts versucht haben zur Herstellung der allgemeinen Freiheit.

Dennoch hat sich gezeigt, daß diese Männer sich geirrt haben. Der Landammann der Schweiz und die Gesandten der neunzehn Cantone der schweizerischen Eidgenossenschaft haben sich am 15. Nov. in Zürich außerordentlich versammelt, „um bei den gegenwärtigen politischen und Kriegs-Begebenheiten die innere Lage des Vaterlandes und desselben Stellung gegen die hohen auswärtigen Mächte sorgfältig wahrzunehmen.“ Diese Tagsatzung hat alsdann schon in ihrer zweiten Sitzung (am 18. Nov.) eine Urkunde ausgestellt, in welcher sie „im Namen der neunzehn verbündeten Cantone einhellig und feierlich erklärt, daß die schweizerische Eidgenossenschaft es als ihre heilige Pflicht ansehe, sich in dem gegenwärtigen Kriege vollkommen neutral zu verhalten, und diese Neutralität gewissenhaft und unparteiisch gegen alle hohen kriegführenden Mächte zu beobachten.“ Die schweizerischen Gränzen sollen mit eidgenössischen Truppen besetzt werden, um die Unverletzbarkeit ihres Gebiets mit den Waffen zu beschützen. Die Tagsatzung steht dabei in der festen

rois obligé *de faire rentrer les Suisses dans l'ordre par la force, et en faisant cesser leur indépendance.* — Rede des ersten Consuls, den 19. Febr. 1803.

Ueberzeugung, daß die, im Kriege gegeneinander begriffenen Kaiserlichen und Königlichen Höfe, nach der wohlwollenden Theilnahme, welche sie stets an den Schicksalen der Schweiz bewiesen haben, diese Neutralität eines unabhängigen Volks in keinem Verhältnisse des Kriegs verletzen werden: denn diesem Volke sey äußere und innere Ruhe, gerechte Schonung von Seiten des Auslandes und ungestörte Sicherheit, die wesentlichste Bedingung seiner Nationalexistenz.

Zwei Tage später hat die Tagsatzung diesen Beschluß allen Eidgenossen durch einen Zuruf bekannt gemacht, in welchem es heißt: „Treu den Grundsätzen unserer Väter, haben wir Kraft habender Vollmachten und Aufträge unserer Regierungen, mit einem Willen und einer Stimme die Neutralität der Schweiz erklärt, und werden nun sogleich die darüber ausgestellte Urkunde den hohen kriegführenden Monarchen auf angemessene Weise übergeben und bekannt machen lassen. Die Beobachtung einer strengen Neutralität hat, unter Gottes allmächtigem Schutze, Jahrhunderte lang die Freiheit und Ruhe des Vaterlandes gesichert; heute wie in jenen verflossenen Zeiten ist sie allein unserem Bedürfnisse und unserer Lage angemessen. Wir wollen sie also mit allen in unsern Kräften stehenden Mitteln handhaben und behaupten. Die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes zu bewahren, seine gegenwärtige Verfassung zu erhalten, unser Gebiet unverletzt zu behaupten, das ist der einzige, aber große Zweck aller unserer Anstrengungen."

Noch sechs Tage später (den 26. Nov.) hat die Tagsatzung, „in Betrachtung, daß die seit mehreren Jahren aufgestellten Gränzdouanen bei den gegenwärtigen Verhält-

nissen der Nachbarstaaten nicht länger statt finden können," das sogenannte Continentalsystem aufgehoben, und zu einiger Entschädigung der Centralcasse eine mäßige Eingangsgebühr festgesetzt. *)

Endlich bemerkt der St. Galler Erzähler: „In der Versammlung ihrer Repräsentanten habe sich die Stimme der Nation ausgesprochen; jetzt gehe diese Stimme ergreifend auf das Volk zurück. Seit dem ewigen Frieden mit Frankreich (im Jahr 1516) habe die Eidgenossenschaft keinen fremden Krieg mehr zu dem ihrigen gemacht, und sey von ganz Europa als eine ewig neutrale Nation geachtet worden. Die Schweizer, reizbar, kriegslustig, gefürchtet, ruhmliebend, seyen (einzig in der Geschichte!) zu den Grundsätzen der Urväter zurückgekehrt, hätten nach den rühmlichsten Kämpfen unbezwungen die Waffen niedergelegt, und beschlossen: „daß die Eidgenossen ihr Vaterland fürohin vor eigener Fehde friedfertig verwahren, und im Kriege für Könige den Streit für seine Freiheit erlernen sollten." Der Geist, der im Rütli drei Männer zu Einem verbunden, sey wieder aufgelebt, und eben dieser Geist habe jetzt neunzehn Kantonen Einen Willen und Eine Stimme gegeben" u. s. w.

Wir wollen zwischen jenen Männern, deren Ansicht wir mitgetheilt haben, und der Schweizerischen Regie-

*) Es ist allerdings verzeihlich, daß man nicht gern allein den Kaffee theuer bezahlen will, wenn die übrige Welt ihn wohlfeil trinkt; aber es ist auch bekannt, wie nothwendig wenigstens bisher die Befolgung dieses Systems war, wenn man Napoleon's Freundschaft bewahren wollte. Wie viele Unannehmlichkeiten, ja, Drangsale, hat nicht dieses System z. B. über Preußen gebracht? Und warum fieng Napoleon den Krieg gegen Rußland an?

rung so wenig richten, als der St. Galler Erzähler den Schweizern „die Anmaaßung eines Urtheils in der Sache großer Nationen" verstatten will, obgleich wir glauben, daß jene Männer selbst wohl noch Manches für ihre Ansicht zu sagen wüßten, und daß die gegenwärtige Sache der großen kriegführenden Nationen doch jetzt wohl auch in der Schweiz abgeurtheilt sey. Wir wollen auch darüber keinen Zweifel laut werden lassen, ob der Beschluß dieser Schweizerischen Regierungen wirklich die Stimme der Nation sey, wie der St. Galler versichert; wenige Wochen werden hierüber die Welt ins Klare setzen. Dagegen aber wollen wir uns einige allgemeine Bemerkungen über Neutralität überhaupt erlauben; Bemerkungen, die weder für das Verständniß der Geschichte, noch für Leben und Handeln unwichtig zu seyn scheinen.

Neutral nennen wir den Staat, der bei einem Kriege anderer Staaten den Entschluß faßt, an diesem Kriege keinen Theil zu nehmen, sondern mit beiden streitenden Theilen seine alten Verhältnisse zu bewahren.

Die Neutralität setzt also immer zwischen den beiden kriegführenden Staaten oder wenigstens zwischen einem derselben und dem neutralen Staate etwas Gemeinsames voraus, welches theils durch die Lage der Staaten gegen einander, etwa durch die Nachbarschaft, gegeben seyn kann, theils aber auch durch gegenseitige Bedürfnisse, oder durch gleiche Cultur. Von einem Staate, der mit keinem der beiden andern Staaten in Berührung oder doch nur in sehr unbedeutende Berührung gekommen ist, sey es, daß ihn seine Entfernung, sey es, daß ihn eine allgemeine Rohheit, welche den Blick noch sehr beschränkte, daran gehindert hat,

läßt sich nicht sagen, daß er neutral sey, wenn er bei einem Kriege dieser beiden Staaten ruhig bleibt. So ist der Kaiser von China bei den europäischen Händeln nicht neutral zu nennen; so sind wir nicht neutral bei dem Kampfe afrikanischer Fürsten. So waren die Sachsen nicht neutral, als Chlodwig sich mit den Gothen schlug, und als seine Söhne die Burgundionen bezwangen u. s. w. — Wenn aber eine Anzahl von Staaten, wie groß sie auch sey, etwa durch den Gedanken des Gleichgewichts der Macht, in sofern ein Ganzes bilden, daß die Vernichtung eines einzigen als zurückwirkend auf die Verhältnisse jedes einzelnen zu diesem Ganzen erkannt worden ist: so ist jeder Staat neutral zu nennen, der an dem Kriege zweier andern keinen Theil nehmen will, diese mögen nun beide oder es mag nur einer von ihnen zu dem Ganzen gehören, und wenn er auch durch seine geographische Lage weit von beiden entfernt ist. Vor drei, vor zwei Jahrhunderten konnten England und Frankreich Krieg mit einander führen, ohne daß man das unthätige Rußland hätte neutral nennen können; wenn aber jetzt ein solcher Krieg geführt wird: so ist Rußland neutral, wenn es keinen Theil nehmen will.

Man pflegt zu sagen: jeder Staat habe das Recht, auch in einer Staaten-Gemeinschaft, bei den Kriegen anderer neutral zu bleiben. Wenn man hiermit nichts Anderes sagen will, als daß jeder Staat auf den Gedanken der Neutralität kommen, und auch in der Neutralität wirklich bleiben könne, wenn er durch Macht oder Geschick sich in ihr zu erhalten wisse, so ist dagegen eben so wenig etwas einzuwenden, als gegen den bekannten Satz, daß jeder Staat das Recht habe, sich die Verfassung zu geben, die er selbst für gut findet. Er hat das Recht, in sofern er es ausübt; er hat es nicht, wenn er es nicht auszuüben vermag. Viel-

leicht aber lassen sich die Sätze auch noch sonst behaupten, besonders wenn man mit dem Worte Recht ein wenig spielt.

Wichtiger aber als ein Streit für oder wider dieses Recht scheint uns ein Versuch zu seyn, die Fälle zu bestimmen, in welchen Neutralität für einen Staat räthlich seyn könne, oder verzeihlich, oder in welchen sie unweise sey und abscheulich? Denn, daß sie niemals gut sey, wird man wohl eben so wenig zu behaupten wagen, als daß sie immer vortrefflich seyn müsse.

Um aber diese Fälle gehörig anzugeben, scheint es uns auf drei Verhältnisse anzukommen, die der Staat wohl überlegen muß, ehe er sich für Neutralität oder Theilnahme am Kriege, und über die Partei, welche er zu ergreifen hat, entscheidet: denn wenn die Neutralität als unweise oder abscheulich erscheint, so muß natürlich die Frage eintreten, auf welche Seite er sich zu stellen habe?

Zuerst muß der Staat die Bande der Natur, wenn wir so reden dürfen, beachten; er muß bedenken, an welchen der beiden kriegführenden Staaten er fester, an welchen loser geknüpft ist. Die beiden kriegführenden Staaten nämlich können mit dem Staate, der neutral seyn will, zu Einem Volke gehören; oder einer von diesen Staaten kann mit ihm zu Einem Volke gehören; oder die beiden kriegführenden Staaten können zu Einem fremden Volke gehören, oder endlich können alle drei Staaten zu verschiedenen Völkern gehören, und sich also gleich fremd seyn.

Wenn man annimmt, daß die kriegführenden Parteien nicht einzelne Staaten sind, sondern daß entweder die eine derselben oder auch beide aus einem Staatenbündnisse beste-

ken: so ist noch ein fünfter und ein sechster Fall möglich. Denn alsdann können Menschen, welche mit uns, d. h. mit dem Staate, welcher mit sich wegen der Neutralität zu Rathe geht, zu Einem Volke gehören, mit Menschen, die uns gänzlich fremd sind, entweder auf Einer Seite stehen, oder auch auf beiden. Aber der fünfte Fall, wenn nämlich zu Einer der kriegführenden Parteien Volksgenossen von uns stehen, möchte nach dem zweiten; der sechste aber, wenn auf beiden Seiten solche Volksgenossen erscheinen, nach dem erstern Falle zu beurtheilen seyn.

Zweitens sind die wahren Ursachen und der eigentliche Zweck des Kriegs zu erwägen. Es kann nämlich Kriege geben, welche auf beiden Seiten einen gemeinen Ursprung und ein gemeines Ziel haben; andere mögen auf beiden Seiten in beider Rücksicht heilig seyn. Es kann Kriege geben, die reiner Muthwille des einen Theils erregt, und den andern Theil zu wahrhaftiger Nothwehr und zur Rache zwingen. Verkehrtheit, Ruhmsucht und Herrschgierde können einen Theil zu Eroberungs-, Unterjochungs- und Vertilgungs-Kriegen führen, die dann für den andern Theil Erhaltungs-, Freiheits- und Rettungs Kämpfe werden mögen. Diese und ähnliche Verhältnisse sind zu bedenken. Dagegen aber ist völlig einerlei, wer von beiden Parteien etwa in diesem bestimmten Falle zuerst losgeschlagen, oder, wie man das zu nennen pflegt, wer den Krieg angefangen hat. Dieses ist für unser Verhältniß zu den kriegführenden Mächten durchaus gleichgültig: unser Nutzen, wie unsere Gefahr, sind immer dieselben.

Drittens endlich sind die Kräfte der streitenden Parteien zu berechnen, und mit der eigenen Kraft zu ver-

gleichen. Anders wird unser Verhältniß zu ihnen, wenn eine Partei viel mächtiger ist als die andere; anders wenn beide ziemlich gleich zu seyn scheinen; anders, wenn wir viel schwächer sind, als die stärkste von den streitenden, oder der stärksten gleich, oder endlich selbst der stärksten überlegen.

Wenn man diese Puncte gehörig ins Klare gebracht hat: so scheint uns weder die Entscheidung über Neutralität oder Theilnahme schwer zu seyn, noch über die Partei, die wir zu ergreifen haben. Wir können nur Beispielsweise reden!

Setzen wir den *ersten Fall*. Zwei Staaten, die mit uns zu Einem Volke gehören, führen mit einander einen Krieg. Dieser Krieg ist entweder ein *gemeiner* oder ein *heiliger* Krieg.

Ein gemeiner Krieg kann entstehen wegen einer Besitzung, wegen der Gränzen, wegen irgend eines bestimmten Rechts, aus kleinen Neckereien u. dergl. Kein Staat will dabei den andern unterwerfen, sondern er will nur den andern Staat zwingen, einen gewissen Anspruch als Recht anzuerkennen. Es ist also eigentlich keine Feindschaft zwischen den Bürgern beider Staaten; vielen kann das, worauf es ankommt, sehr gleichgültig seyn, weil sie die Wichtigkeit nicht begreifen. Und wenn auch Ein Theil gänzlich erreicht, was er gewollt hat, so ist die Veränderung in den Verhältnissen unbedeutend. Bei einem solchen Kriege nun wird es darauf ankommen, ob es uns — dem dritten Staate — vortheilhafter seyn würde, wenn der streitige Gegenstand an einen bestimmten Staat käme, oder ob es für uns nichts austrägt, wie

die Sache läuft. Im erstern Falle würden wir, wir möchten stark oder schwach seyn, unsers Vortheils wegen, zu dem stehen müssen, dem wir den Sieg wünschen; im zweiten blieben wir billig neutral, und suchten die Sache zu vermitteln. — Ein heiliger Krieg hingegen, d. h. ein Krieg, der für beide Parteien heilig wäre, muß nothwendig ein Religionskrieg seyn. Teutschland hat solche Kriege gesehen. Je bejammernswürdiger und unglückseliger aber dergleichen Kämpfe sind, desto leichter ist für uns die Entscheidung. Ist eine der kriegführenden Parteien unsers Glaubens, so werden wir wohl keinen Anstand nehmen, ihr Hülfe zu leisten; weichen wir von beiden Theilen ab: so bleiben wir neutral, und mildern das Unglück, wo, und wie wir es vermögen.

Bedenklicher aber wird das Verhältniß und schwerer der Rath, wenn zwischen zwei Staaten, die mit uns Einem Volk angehören, ein Krieg entsteht, bei welchem ein Theil ursprünglich Eroberungs- und Unterwerfungs-Gedanken hat, oder ein Krieg, der doch im Fortgang zu solchen Gedanken führt. Das ist kaum zu glauben, daß zwischen Staaten, die durch ein gemeinsames Volksthum nahe verwandt sind, ein solcher Krieg aus Muthwillen oder aus Uebermuth erregt werden sollte; aber, wenn auch ursprünglich ein menschliches Gefühl den Krieg veranlaßt, etwa das Gefühl, daß Einheit des Volks mit sich selbst nothwendig, daß aber diese Einheit nicht zu erwarten sey, so lange dasselbe in mehreren gleich freien Staaten bestehe: so mag doch der dauernde Streit die Gemüther verwildern, und um so feindseliger gegen einander aufreizen, je lauter die Stimme des gleichen Volksthums in Allen spricht. Alsdann mögen selbst Vertilgungsgedanken bei denen erwachen, die sich im Glück erblicken, oder die sich am stärksten glauben. Wenn

wir unter solchen Umständen mächtig genug sind, unsere Stimme kräftig zu unterstützen: so ist das einzig Rechte, zurückzurufen zu Einheit und Ordnung, und dahin zu wirken, daß die kämpfenden Staaten den eigentlichen Sinn ihrer Feindschaft verstehen, daß sie sich eben darum einander lieben lernen, und unter sich und mit uns so fest zu einander treten, daß wenigstens gegen jeden fremden Staat die Kräfte vereinigt erscheinen. Aber wie, wenn wir schwächer sind, als die Kämpfenden? wenn wir so schwach sind, daß wir uns keinem derselben gefürchtet machen können? Alsdann mögen wir wohl von Rechten reden: aber wer wird in der Hitze des Kampfes auf sie achten? Wir mögen Vernunft predigen: aber wer wird in der Leidenschaft des Streits unserer Stimme gehorchen? Wir mögen darthun, daß die Eins seyn sollen, die Einem Volk angehören, daß ein solcher Krieg von Staaten Eines Volks zu allgemeinem Unglücke führen, daß er die Kraft, welche allein gegen Fremde schützt, verzehren, und daß endlich das ganze Volk, durch sich selbst entkräftet, entmarkt, entmuthigt, solchen Fremden zur Beute, zum Hohn, zum Spott werden muß; aber wer wird Gründe der Aufmerksamkeit werth halten, wenn er eben Hoffnung hegt, obzusiegen, und durch den Sieg größere Kräfte zu gewinnen? Dagegen werden wir von beiden Seiten mit Lockungen, Warnungen, Drohungen zur Theilnahme an dem Kampfe aufgefordert werden. Widerstehen wir diesen Anreizungen, und entschließen uns neutral zu bleiben, so werden wir uns keinen Freund erwerben.

So lange der Krieg mit ziemlich gleichen Kräften geführt wird, so lange wird man uns wohl in Ruhe lassen. Aber wenn sich durch Klugheit, Tapferkeit, Glück, oder auch wegen ursprünglicher Vermacht die Waage auf eine Seite

neigt: so wird der leichtere Theil mit unserer Hülfe das Gleichgewicht wieder herzustellen suchen. Wenn wir ihm nicht beitreten: so wird er uns nicht minder hassen, als den Gegner, ja er wird uns ärger hassen, weil wir sein Unglück mit veranlassen, indem wir die mögliche Rettung nicht bringen, und auch nicht einmal die Achtung verdienen, welche That und Anstrengung immer finden; wir erscheinen gemein, elend, ohne Kraft und Tugend, nur für uns selbst besorgt, und durch Schleicherei Gewinn suchend, und feigen Genuß. Der andere Theil hingegen wird uns seine Freundschaft antragen, um den Sieg desto schneller zu vollenden; und folgen wir seiner Lockung nicht, so wird er wenigstens vorgeben, in uns Feinde zu erblicken, die nur aus Furcht sich nicht gerührt hätten; er wird uns feindlich behandeln, sobald er kann, ja, er wird uns desto schmachvoller behandeln, je weniger wir uns durch Entschluß und That achtungswürdig gezeigt haben, und der Gegner wird diese Behandlung mit Freuden sehen, weil sie die feindliche Macht mitbeschäftigt, und wir ihm also wider Willen und Entschluß einige Erleichterung verschaffen. Geht ein Theil zu Grunde, so können wir unsers Untergangs auch gewiß seyn; erhalten sich beide Theile neben einander, so werden wir beiden ohne Achtung und Ehre, zu Spott und Hohn, gegenüber stehen. So scheint es der Natur menschlicher Verhältnisse gemäß. Und diesemnach führt unsere Neutralität entweder zu einem schmachvollen Untergange, oder zu einem ehrlosen Daseyn.

Athen und Lacedämon führten mit einander den unglückseligen Krieg, der Griechenland's alte Tugend vernichtete, eine allgemeine Verschlechterung hervorbrachte, und der unter dem Namen des Peloponnesischen Kriegs bekannt ist. In diesem Kriege, in welchem Athen um die Ober-

walt über alle Griechen rang, Sparta aber, obgleich daſſelbe wollend, die Beſchützung der Freiheit Griechenland's, d. h. die Erhaltung der Zerſtückelung Griechenland's, wenigſtens vorgab, ſtanden faſt alle Staaten auf dieſer Seite oder auf jener. Unter den wenigen, die neutral blieben, waren Argos und Melos. Argos war einer der größten griechiſchen Staaten, Melos war ein kleines Eiland. Zehen Jahre hatte man gekämpft; da ſchloß man einen Frieden, welchen die Bundesgenoſſen beider Parteien, in vielen Hoffnungen betrogen, nicht annehmen mochten. Athen und Sparta traten zuſammen, um ihn zu erzwingen. Hierauf wandten ſich die Unzufriedenen an die mächtige Argos, und dieſe gelangte zu einem Anſehen, welches ſie, ſeit den älteſten Zeiten, nie gehabt und nie verdient hatte. Und dieſes Anſehen würde ſie behauptet haben, wenn nicht Athen und Sparta, durch alte Feindſchaft unverſöhnbar getrennt, wieder zerfallen wären; aber auch dann war die mächtige Argos überall willkommen. Anders aber gieng es der ſchwachen Melos! Im ſechszehnten Jahre des Kampfes ſchickte Athen einige Schiffe mit Mannſchaft gegen das Eiland, um daſſelbe zum Gehorſam zu zwingen. Zwiſchen den Anführern und den Meliern kam es zu Unterhandlungen. Die Melier, von den Lacedämoniern herſtammend, ſtellten den Athenäern vor: „ſie möchten doch das Recht achten, und ſie nicht zwingen, aus ihren Freunden ihre Feinde zu werden; ſie möchten bedenken, was ihnen ſelbſt begegnen könne, und ſich erinnern, daß die Macht im Kriege nicht immer entſcheide; die Lacedämonier ſeyen durch Verwandtſchaft und Ehre gezwungen, ihnen Hülfe zu ſenden, und die gerechten Götter, denen ſie vertraueten, würden ſie nicht verlaſſen.“ Die Athenäer antworteten: „die Rede ſey hier nur davon, ob ſie, die Melier, ohne Umſtände der Athenäer Obergewalt anerkennen, und dadurch ihr Unglück vermeiden wollten oder

nicht; von Rechten könne nur unter Gleichen gesprochen werden; eine offenbare Feindschaft sey besser als verstellte Freundschaft; wegen der Zukunft wären sie ganz ohne Sorgen; mit der Hoffnung sey es eine schöne Sache, besonders wenn man die gehörigen Mittel besitze, sie zu begründen, sonst habe man Beispiele, daß man mit den schönsten Hoffnungen zu Grunde gegangen sey; und was die Götter betreffe, so vertraueten sie denselben mit völliger Zuversicht, da es ein allgemeines Naturgesetz sey, daß der Starke über den Schwachen herrsche." — Hierauf wurden die Melier belagert, bekämpft, bezwungen. Alle Männer wurden ermordet, Weiber und Kinder aber als Sclaven verkauft. — Solch einen Lohn hatte Melos für ihre Neutralität.

Was ist also zu thun? Auf jeden Fall ist das Beste, Partei zu nehmen, kräftig und ernst! Welche Partei aber zu nehmen sey, müssen die Verhältnisse bestimmen, die mannichfach verschieden seyn können: es wird ankommen auf unsere Lage, unsere Bedürfnisse, unsere Bildung. Wenn wir uns aber zu großen Gedanken zu erheben vermögen, so werden wir die Erhaltung unsers Volks, und die Bewahrung und Vereinigung aller Kräfte, mit welchen unsere eigenthümliche Volksbildung, mit welchen die Freiheit des gemeinen Vaterlandes geschützt werden kann und geschützt weeden soll und muß gegen fremde Verkehrtheit, fremden Uebermuth, fremde Verruchtheit, höher achten, als das eigene Daseyn, und darum auf die Seite treten, von welcher hierfür am meisten zu hoffen ist. —

Der zweite Fall scheint leichter zu entscheiden. Fremde streiten mit unsern Brüdern, ein auswärtiger Staat mit einem Staate unsers Volks. Dieser Krieg mag entstanden seyn, wie er will, er mag von dieser Seite erregt seyn oder

von jener: sehr selten ist Neutralität zu ergreifen, und nie und nimmer kann es löblich, gut, menschlich seyn, gegen unsere Volksgenossen Partei zu nehmen, und das Schwerd zu röthen im Bruderblute.

Nur in einem einzigen Falle kann es entschuldigt werden, daß wir auf die Seite der Fremden treten, und nur in einem einzigen Falle kann Neutralität Pflicht für uns seyn. Jenes alsdann, wenn der Krieg etwa ein Religionskrieg ist, und wir das Unglück haben, mit den Fremden Eines Glaubens zu seyn, den unsere Brüder nicht mit uns theilen. Wie sich Familen des Glaubens wegen trennen und befeinden, so mögen sich auch des Glaubens wegen Völker trennen und befeinden; wenn der Blick allein zum Himmel gerichtet ist, so mag die Erde übersehen werden; wenn der Geist sich ganz dem Ewigen ergiebt, so mag der Mensch vergessen, daß er in irdischen Verhältnissen lebt. In jeder andern Hinsicht muß das gemeine Vaterland über Allem stehen. Dieses alsdann, wenn der Staat, der mit uns zu Einem Volke gehört, den Krieg ungerechterweise anfängt, in Verirrung oder Verkehrtheit, aus Eroberungslust oder Herrschsucht, dann müssen wir neutral bleiben, und versuchen, den verirrten Staat durch Rath und Vermittelung zurückzuziehen zur Achtung für Recht und Gesetz, für Freiheit und Bildung; höchstens mögen wir ihn seinem Schicksale überlassen; für uns selbst aber ist Noth, mit aller Anstrengung zu streben, das Volksthum unter uns desto reiner zu bewahren, desto sorgsamer zu pflegen, desto freudiger zu stärken, desto kräftiger auszubilden. Wenn ein Glied unserer Familie die Tugend verläßt, und sich Sünden und Lastern ergiebt, so ist natürlich, daß wir Alle weinen, und den Verirrten wieder zu gewinnen suchen; mißlingen alle unsere Bemühungen, so mögen wir ihn vielleicht aufge-

ben, und von unserer Seite mit verdoppeltem Eifer streben, durch reine Sitte und durch Redlichkeit in Wort und That den Flecken zu vertilgen, den er auf unsern Namen gebracht hat, aber jeder Gutgesinnte unter uns wird nur mit unendlichem Schmerze den Ankläger machen, und auf keinen Fall den Henker! —

Wenn aber der Krieg nicht auf eine solche Weise von dem Bruderstaate erregt worden ist: so müssen wir jedesmal unsere Kraft mit der seinigen vereinigen. Auch am gemeinen Kriege müssen wir wenigstens in sofern Theil nehmen, als nöthig ist, um zu verhüten, daß der Staat unsers Volks nichts leide, welches seiner kräftigen und eigenthümlichen Bildung, die zugleich unsere Bildung ist, nachtheilig werden könnte. Wenn aber der fremde Staat den Krieg aus Uebermuth veranlaßt hat, um den Bruderstaat zu erobern, zu unterwerfen, zu bejochen, zu verknechten, zu entmenschlichen (denn, wie weit kann nicht die Verkehrtheit gehen, wenn sie bis zur Verruchtheit entartet!): so würde Neutralität eine sündhafte Verkehrtheit seyn; Theilnahme für die Fremden aber wäre, im besten Falle, die schwerste Verirrung, in welche Menschen gerathen könnten, im schlimmsten Falle aber (wenn nämlich erkannt und klar eingesehen wäre, was ein Volk ist, was der Staat, was das Vaterland, und wie nothwendig den Völkern die Freiheit ist für menschliche Bildung und menschliches Glück!) die ungeheuerste Nichtswürdigkeit. Was sollte denn unsere Neutralität rechtfertigen können? Etwa die schmeichlerischen Lockungen, und die reizenden Versprechungen, mit welchen uns der fremde Staat zum Stillsitzen bei der Bejochung unserer Brüder zu bewegen sucht? Aber da er diese übermüthig in die Knechtschaft zu bringen strebt: woher sollte sein Wohlwollen gegen uns kommen? Wenn uns

ein solches Wohlwollen auch nicht anekelte: ist es denn gewiß etwas anders als Lug und Trug, Argliſt und Verrath? Oder sollte uns etwa die Furcht zur Thatlosigkeit schrecken? Die Besorgnisse vor der Uebermacht der Fremden? Aber gerade dann, wenn wir schwächer sind, als diese Fremden, ist für uns nothwendig, daß wir zu unsern Brüdern desto enger und fester halten, um mit ihnen zu stehen oder zu fallen. Denn bleiben wir neutral: so ist zweierlei möglich: entweder die Fremden bewältigen unsere Volksgenossen, oder diese wissen die Gefahr von sich abzuhalten. Geschieht das Erste: so sind wir noch viel schwächer gegen die Fremden als zuvor; und da diese Fremden nun den Krieg durch ihren Uebermuth verursacht haben gegen unsere Volksgenossen: warum sollten sie diesen Uebermuth nicht auch gegen uns beweisen? etwa deswegen, weil wir feig gewesen sind, und knechtisch? Aber seit wann wird denn der Feige mit Achtung behandelt, und der Nichtswürdige mit Schonung? Gerade dieses scheint die Fremden vielmehr reitzen zu müssen, desto frecher und höhnischer uns das Joch auf den gekrümmten Nacken zu legen; und sie werden dieses um so gewisser thun, je elender wir sind. Geschieht hingegen das Zweite, siegte der Bruderstaat ob über die Frevelhaftigkeit der Fremden, durch Anstrengung, durch Aufopferung und durch kühnes Vertrauen: wie würden wir dastehen, ihm gegenüber, im Leben und in der Geschichte! wie der Sünder gegen den Gerechten! Also können wir nicht neutral bleiben, wenn wir auch gar nicht daran denken wollen, daß die Bildung des Bruderstaats und unsere Bildung Ein Ganzes ausmachen, und daß wir nothwendig, auch wenn wir uns erhielten, nichts Tüchtiges seyn können, ohne ihn! Schließen wir uns aber an die gefährdeten Brüder an, fest in dem Gedanken, mit ihnen gleiches Loos zu erdulden, mit ihnen redlich

und ernst wie Ein Mann zu stehen, oder zu fallen, so ist auch zweierlei möglich: entweder wir werden bewältigt und gehen allesammt zu Grunde, oder wir bestehen den Kampf, und retten Leben und Freiheit. Geschieht das Erste, nun, so ist unser Untergang gewiß eben so ehrenvoll, als unser Daseyn im Dienste oder in der Knechtschaft der Fremden schandbar seyn würde. Geachtet von der Welt, mit ewigem Ruhme gekrönt durch die Geschichte, fernen Geschlechtern ein großes Beispiel und mit dem erhabenen Bewußtseyn, das Rechte gethan, die Achtung der Welt und den Ruhm der Geschichte verdient zu haben — so hören wir auf zu seyn! Geschieht hingegen das Zweite — und dieses ist darum das Wahrscheinlichere, da die Entwürfe der Fremden verkehrt und abscheulich sind —, so werden wir gleiche Ehre und gleichen Ruhm gewinnen, und uns ein Glück sichern, welches allein dem Leben Werth giebt, das Glück einer freien, ächt menschlichen Bildung!

Als der König von Persien mit seiner ungeheuern Menschenmasse zu See und Land wider Athen zog: da verbanden sich die edelsten Staaten Griechenlands zu einer treuen Eidgenossenschaft. Einige aber sandten dem großen König, aus Verzagtheit, Erde und Wasser, zum Zeichen der Unterwerfung; andere, von Eifersucht und altem Groll gegen die Staaten, hinter welchen sie zurück geblieben waren, getrieben, saßen still, und hofften durch den Untergang von jenen zu gewinnen; noch andere neigten sich im verkehrten Sinne zu den Persern, und wurden Verräther am Vaterlande. Unter den neutralen Staaten war Argos. Die Bürger dieser Stadt hatten einen gemeinen Ahnenstolz, der sie, wie jeder Ahnenstolz, unter jedem großen Gedanken hielt. In Homers göttlichen Gesängen glänzt Argos bei der Un-

ternehmung wider Troja. Durch diesen Ruhm edler Vorfahren glaubten die unwürdigen Nachkommen zu den höchsten Ansprüchen berechtigt zu seyn. Sie verlangten die Anführung aller Griechen, die Sparta wegen des kriegerischen Sinns und Ruhms ihrer Bürger und wegen des Zutrauens aller Griechen weder aufgeben konnte noch durfte; und da sie diese nicht erhielten und auch den Gedanken des Vaterlandes nicht zu fassen vermochten: so schoben sie Orakelsprüche und Verwandtschaft mit den Persern vor, um ihre Feigheit und Gemeinheit zu behüllen. Aber wie stehen sie nun auch da im Andenken der Menschen, ohne Ruhm und Ehre! und wie ganz anders glänzten die Athenäer auch dadurch, daß sie den Spartiaten selbst zur See die Anführung ließen, obgleich sie zu einer Flotte von 282 Schiffen 127, die Spartiaten hingegen nur 10 gegeben hatten, im Gefühl, daß es nur darauf ankommt, das Große zu vollbringen, keineswegs aber auf den Platz, auf welchem man es vollbringt! — Unter den Persisch-Gesinnten war die bedeutendste Stadt Thebä in Böotien. Nur mit abgewandter Seele kamen die Thebäer in kleiner Zahl zur Vertheidigung Griechenland's. Vier hundert von ihnen standen mit Leonidas in dem Engwege der Thermopylen. Leonidas vollbrachte hier mit drei hundert Spartiaten und sieben hundert Männern aus Thespiä das Höchste, welches der Mensch vollbringen kann; sie weiheten sich Alle mit der größten Besonnenheit dem Tode für Vaterland und Freiheit, kämpften einen ungeheuern Kampf und fielen bis auf den letzten Mann. Dafür wurden sie von ihrem Volke hoch gefeiert, dafür glänzen sie mit dem schönsten Ruhm ewig in der Geschichte, und erfüllen jedes menschliche Gemüth mit der tiefsten, reinsten und heiligsten Freude. Die Thebäer aber wurden, weil ihre Seele einmal feig und verrätherisch zu den Feinden hing, selbst durch den Anblick dieser großen Thaten nicht zu edler Gesinnung gebracht.

Sie streckten dem Feinde die Hände entgegen, und fleheten um ihr Leben. Sie erhielten das Leben; aber Xerxes ließ sie Alle an der Stirn brandmarken; die Geschichte hat sie für alle Zukunft gebrandmarkt an Seele und Geist. Hierauf stand Thebä zu den Feinden; die verbundenen Griechen aber erkämpften glorreiche Siege. Bei Salamis wurde die Persische Macht gebrochen, bei Platää vernichtet. Nach diesem großen Tage zogen die Eidgenossen sogleich gegen die schuldbeladene Thebä, um Rache zu nehmen für ihren Frevel. Da hofften die Rädelsführer, wenn sie sich freiwillig darstellten, würden sie für sich und die Stadt Verzeihung erhalten. Solche Großmuth jedoch hielten die Eidgenossen für bedenklich; also bestraften sie jene Rädelsführer mit dem Tode; die Stadt indeß blieb verschont. Aber welch ein Gefühl von Schaam und Reue mag diese Thebäer gequält haben, bei dem unendlichen Jubel, mit welchem die Griechen, die redlich und brav mitgekämpft hatten, ihre Befreiung feierten, da selbst solche Staaten, die nur durch Zufall nicht bei Platää gefochten hatten, hierüber unbeschreiblich bekümmert waren? Denn aus Schaam darüber, daß keiner ihrer Bürger bei Platää gefallen war, ließen sie neben den Gräbern der Glücklichen heimlich leere Erdhaufen aufwerfen, um wenigstens bei der Nachwelt den Glauben zu erregen, auch von ihnen seyen für die große Sache des Vaterlandes viele gefallen!

Bei allen Völkern aber, die in mehrere Staaten getheilt waren, ist hierin gesündigt worden. In den großen Verhältnissen des Lebens ist oft, wenn nicht unmöglich, doch sehr schwer, das Richtige zu thun. Anfänglich mag man es verkennen, und wenn es in der Folge erkannt ist, so ist die Wahl nicht mehr frei. Der einzelne Mensch kann in verwirrten Lagen vielleicht einen großen Entschluß fassen,

durch welchen er reine Verhältnisse wieder gewinnen oder Alles mit sich versöhnend endigen kann. Aber ein Staat, der aus vielen Menschen besteht, bedarf zu großen Entschlüssen großer Gelegenheiten; wenn er nur diese nicht ungenutzt vorübergehen läßt, so mag er Vieles in Vergessenheit bringen. Darum soll kein Teutscher dem andern nachrechnen, wo er etwa gefehlt hat. Wir haben Alle gesündigt, der eine früher, der andere später; wer am schwersten, ist schwer zu sagen; Alle aber haben genug gesündigt, um Jeden abzuhalten, den ersten Stein zu werfen auf den Nachbarn. Das gilt von den Staaten; es gilt von den Ständen; es gilt von einzelnen Menschen.

Jetzt verbindet uns Alle Ein Gefühl des gemeinsamen Vaterlandes, ob wir uns Preußen nennen, oder Oestreicher, oder Baiern, oder Sachsen, oder Hannoveraner, oder Hessen, oder wie immer, wir sehen uns Alle als Teutsche an, und kämpfen mit gemeiner Kraft, nicht für unsern Ort, nicht für unsern Kreis, sondern für Teutschland's gemeine Freiheit. Wer dieses große Gefühl theilt und daran festhält; wer festhält an dem Entschlusse, die Freiheit des Vaterlandes, wie Herodot sich ausdrückt, nicht bloß mit der Lanze zu verfechten, sondern auch mit dem Beil: dessen Sündenregister soll geschlossen seyn mit dem Jahre 1813, und nur die Geschichte mag die Verirrungen verzeichnen zur Warnung späterer Menschen. Wer aber jetzt noch wanken und sich vom gemeinen Vaterland im Glück oder Unglück lossagen könnte; wer elend genug wäre, noch einmal den Vortheil seines Landes, seines Standes, seines Orts, seines Hauses, seiner Person vorzuziehen der Freiheit aller Teutschen, aller Teutschen Wohlstand, und Bildung und Glück; wer erbärmlich genug wäre, selbst in dieser heiligen Zeit, zu berechnen, was Er thut, zu erwägen, was Er

opfert, zu bedenken, wo Er steht; kurz, wer erbärmlich genug wäre, nicht sich selbst und Alles zu vergessen in dem Einen, großen, erhabenen und beseligenden Gedanken des Vaterlandes — der hat sich selbst gerichtet; also sey er geächtet, er sey Staat, Stand oder Einzelner!

Ueber den dritten Fall, wenn nämlich die kriegführenden Staaten beide zu Einem und demselben fremden Volke gehören, ist kaum etwas anzumerken. Was geht uns ein solcher Streit an? Wenn die Bewohner des Hauses sich zanken, so versöhnen sie sich um so schneller, je weniger sich ein Fremder um sie bekümmert. Also bleiben wir billig neutral. Aber Aufmerksamkeit möchte nöthig seyn, theils damit unser Verkehr nicht leidet, theils aber auch, damit sie die im Kriege unter einander geübten und gestärkten Kräfte nicht etwa, durch einen Frieden vereinigt, gegen uns selbst kehren. Nur in zwei Fällen könnte Theilnahme an einem solchen Kriege erlaubt oder nothwendig seyn, einmal nämlich, wenn der Krieg wegen Verschiedenheit der religiösen Ansichten geführt würde, und wir mit der einen Partei gleiches Glaubens wären; zweitens aber, wenn von dem einen der kriegführenden Theile etwa für politische Grundsätze gekämpft würde, die unserm Staate, die jedem gesellschaftlichen Verein, die allem Recht und aller Ordnung entgegen wären. — Im Uebrigen ist's eine ganz andere Frage, die hier keineswegs in Betrachtung kommen soll: ob nicht die Zeit eines solchen innern Kriegs bei einem fremden Volke von uns benutzt werden könne und solle, um etwa alte Schmach zu rächen, oder um solche Verhältnisse zu gewinnen, als jedes Volk und jeder Staat erstreben muß, vorausgesetzt, wie sich von selbst versteht, daß wir solche Verhältnisse noch nicht erreicht haben gegen jenes Volk.

Die Könige von Frankreich haben an den Händeln der Teutschen von frühen Zeiten her Theil genommen; nicht um menschlich die Menschen zu versöhnen, auch nicht um Einen Glauben zu schützen, sondern um die Teutschen mit sich selbst zu beschäftigen, um ihre Stärke zu brechen, um ihre Kraft zu lähmen. Denn Frankreich hat von jeher die abscheuliche Politik gehabt, die Völker zu verwirren, um sie zu unterwerfen. Mit Teutschland schien die Freiheit der Welt vernichtet, darum richtete sich diese Politik zuerst gegen die Teutschen. Diese Politik ist im Volke; sie ist erblich gewesen auf dem Throne. Die Schwäche hat die alten Könige verhindert, die Obergewalt über Teutschland zu erhalten, keineswegs Weisheit oder Mäßigung, keineswegs Achtung für die Rechte der Völker und für die Freiheit Europa's. Darum hat das Französische Volk auch mit entsetzlicher Freude die unglückseligen Triumphe seines neuen Herrn gefeiert; darum hat es mit einer Beharrlichkeit und Ergebenheit, welche die Nachwelt der Geschichte kaum glauben wird, auch den unsinnigsten und widernatürlichsten Entwürfen Napoleon's Gut und Leben geopfert, weil es die alte Sucht, über den Trümmern der Welt zu glänzen, und stolz auf den Häuptern Aller zu stehen, und verächtlich und höhnisch auf die Unglücklichen hinabschauen zu können, durch diese Entwürfe zu befriedigen hoffte. Die Erfüllung dieser Hoffnung wird freilich im gegenwärtigen Augenblicke wohl nicht mehr erwartet, aber die Hoffnung selbst wird von der großen Nation gewiß nicht aufgegeben. Auch ist ihrer eingeborenen Eitelkeit solch eine Labung wohl zu gönnen; es kommt ja auf uns an, die Erfüllung stets so fern von ihr zu halten, als gegenwärtig. —

Was endlich den vierten Fall betrifft: so ist derselbe nach dem, was gesagt worden ist, leicht zu beurtheilen.

Die Staaten, sowohl die kriegführenden, als der Staat, welcher über seine Neutralität oder über die Partei zu Rathe geht, die er nehmen soll, gehören Alle verschiedenen Völkern an, und sind sich in sofern gleich fremd; aber entweder stehen alle drei mit einander (allein oder mit noch mehreren Staaten) in Gemeinschaft, oder der eine der kriegführenden Staaten steht doch (allein oder mit noch mehreren) in Gemeinschaft mit uns, dem berathschlagenden Staate. Ohne das Eine oder das Andere könnte von einer Neutralität gar nicht die Rede seyn.

Wir wollen zuerst annehmen, nur Einer der kriegführenden Staaten stehe mit uns in Gemeinschaft, der andere aber nicht, und wir können auch nicht wollen, daß er mit uns, wegen seiner fernen Lage oder wegen seiner fremdartigen Bildung, in Gemeinschaft stehe. Alsdann ist uns jener, obgleich fremd, doch offenbar viel näher, als dieser; jener macht mit uns gegen diesen ein Ganzes. Nun greift er diesen fremden Staat entweder an, oder er wird von ihm angegriffen. Immer würde Neutralität nur so lange zu entschuldigen seyn, als eine weite Entfernung unsere Theilnahme am Kriege unmöglich machte; z. B. wenn Rußland mit China kämpfte oder mit Persien, so mag Teutschland immer neutral seyn. Näherte sich aber der Kampf, geriethe der Staat, der mit uns in Gemeinschaft steht, in Gefahr; drängte eine fremde Macht mit Eroberungsentwürfen hart wider ihn: so würde Neutralität, auch wenn wir mit dem gefährdeten Staate in alter Feindschaft gelebt hätten, und gegen ihn noch immer alten Groll hegten, eben so unklug, als abscheulich seyn: unklug, weil die Gefahr, die über ihm schwebt, auch uns droht; abscheulich, weil wir keinen Sinn für Freiheit und Bildung zeigten. Am Aergsten aber wäre es, wenn

wir uns von den Fremden zur Theilnahme bethören ließen, oder sie sogar aufreizten, um unseren Groll zu befriedigen.

Gothen und Römer waren bittere Feinde. Jene waren in das alte, mürbe Reich gedrungen; sie hatten Italien geplündert und verwüstet, sie hatten selbst Rom, die ewige Stadt, erobert, und saßen nun, stolz und trotzig innerhalb der Gränzen. Die Römer haßten die Gothen, weil sie von ihnen gelitten hatten und noch von ihnen zu leiden fürchteten; die Gothen verachteten die Römer, weil sie dieselben ohne Kraft und Tugend gefunden. Da stürmte Attila mit 700,000 kriegslustigen und raubgierigen Hunnen gegen das westliche Europa heran. Nach seiner Art, ehe er Krieg führte, mit List und Schmeichelei zu verwirren und zu bethören, wandte er sich an die Römer, wie an die Gothen. Dem Kaiser Valentinian ließ er sagen: „Die Römer möchten ruhig seyn; nicht gegen sie führe er Krieg, auch nicht gegen der Römer Freunde, sondern allein wider die Gothen, um an ihnen die Schmach zu rächen, die sie seinen Freunden, den Römern, zugefügt hätten.“ Den König der Westgothen hingegen, Dietrich, ließ er ermahnen, „nichts zu fürchten: nur gegen die elenden Römer gehe sein Zug, deren Treulosigkeit die Gothen so oft erfahren, deren Erbärmlichkeit sie in so manchem Kampfe erprobt hätten.“ Aber Römer und Gothen wußten solche Rathschläge zu würdigen. Valentinian schrieb an Dietrich: „Wenn ihr klug seyd, so werdet ihr euch mit uns gegen den Tyrannen verbünden, welcher der Welt allgemeine Knechtschaft will. Denn dieser fragt nach keiner Ursache zum Kampf, sondern hält für erlaubt, was er zu thun im Stande ist. Die Gewalt der Faust bestimmt seine Gränze;

frecher Trotz nährt seinen Uebermuth. Wer Recht und Gesetz verachtet, der ist ein Feind des Lebens, und fürwahr, der verdient allgemeinen Haß, der sich als allgemeinen Feind beweis't. Von den Hunnen ist viel zertrümmert: denn wo Attila Schweres unternimmt, da betreibt er das Ersehnte durch Ränke. Ein tapferes und mächtiges Volk, wie ihr seyd, kann solche Frechheit nicht ungerächt dulden. Also folgt Eurem Schmerz und zieht uns zu Hülfe. Die Rathschläge der Feinde mögen Euch lehren, wie nothwendig es ist, daß wir uns vereinen." — Hierauf antwortete Dietrich: „Wir erfüllen euren Wunsch. Attila ist unser Feind, wie der eurige. Er wird uns da finden, wohin er uns ruft. Er ist aufgeblasen durch Siege über stolze Völker, aber der Gothe versteht auch den Kampf mit Uebermüthigen. Nur der Krieg ist ihnen lästig, dem es an Gründen fehlt; wen aber die Freiheit erfreuen mag, der fürchtet keinen Unfall!" — Also standen Römer und Gothen zu einander, und der große Sieg in der Catalaunischen Ebene, durch welchen alle Europäische Eigenthümlichkeit und Bildung gerettet wurde, krönte die Weisheit der Herrscher und die Tapferkeit der Völker.

Franz I., König von Frankreich, führte mit Carl V. unaufhörliche Kriege. Es ist nicht zu läugnen, diese Kriege hatten von seiner Seite zum Theil gute Gründe: bei der damaligen ungeheuern Macht des Oesterreichischen Hauses mögen sie wahre Kriege für die Freiheit der Europäischen Völker gewesen seyn; auch ist nicht zu läugnen, der Ehrgeiz des ritterlichen Königs war schwer gekränkt, das große Unglück der Gefangenschaft, welches die Schlacht bei Pavia ihm brachte, konnte seine Seele wohl erbittern, die Behandlung, welche er in der Gefangenschaft erfahren, mußte sein Herz mit Ingrimm er-

füllen, endlich war der Kampf hart und der Ausgang höchst gefährlich. Alle diese Umstände und die Aufgeregtheit aller Leidenschaften mögen Vieles entschuldigen. Dennoch möchte es schwerlich gerechtfertigt werden können, daß Franz sich mit den Türken in eine Verbindung einließ, und sie aufreizte, die Oesterreichischen Besitzungen anzufallen. Die Türken waren ein wildes, furchtbares Volk; sie waren in Sitte und Brauch, in Religion und Art den Europäern fremd und feindlich. Ihre Macht konnte Keiner übersehen, Keiner konnte ihre Stärke berechnen. Nun mußte es allerdings den Franzosen für den Augenblick eine große Erleichterung bringen, wenn dieses Volk Ungarn überschwemmte, wider Teutschland zog, und den Kaiser beschäftigte. Aber wer konnte den Ausgang voraus sehen? und was würde aus Europa und Europäischer Bildung geworden seyn, wenn ihnen gelungen wäre, auf den Wällen Wiens den halben Mond zu erheben, und den Roßschweif über das, durch kirchliche Händel verwirrte, Teutschland zu schwenken? Wer den Damm durchsticht, durch welchen der Ungestüm des Stroms gezügelt wurde, der wird diesen nachher umsonst beschwören, und ihm eine Gränze vorzeichnen! Weder Frankreich würde wegen der Verbindung geschützt seyn, noch irgend ein anderer Staat; und ganz Europa hätte das unselige Geschick der Griechen getheilt. Darum war das Verfahren Franz I. höchst verwerflich, unedel, ja, man möchte sagen unmenschlich, und das allgemeine Scandal, welches ganz Europa an der unnatürlichen Verbindung fand, war sehr natürlich! —

Setzen wir hingegen, daß wir mit den beiden kriegführenden Staaten (und vielleicht noch mit mehreren) in gleicher Gemeinschaft stehen, und also mit ihnen in sofern ein Ganzes, ein Gemeinwesen, ausmachen: so läßt sich

das Meiste von dem anwenden, was über den ersten Fall, wenn alle drei Staaten Einem Volk angehören, bemerkt worden ist. Darum mag bloß Folgendes gesagt werden.

Es kann nur zwei Fälle geben, in welchen wir, wenn wir klug sind, neutral zu bleiben wünschen können, wenn wir nämlich entweder durch unsere Schwäche, oder durch unsere Lage zur Entscheidung des Kampfs nichts Bedeutendes beitragen können, oder wenn die beiden Staaten mit ungefähr gleichen Kräften einen gemeinen Krieg mit einander führten, dessen Ausgang auf keine Weise eine merkliche Veränderung der Verhältnisse befürchten läßt. Im ersten Falle können wir ganz ruhig bleiben, so lange man uns die Ruhe verstattet: müssen wir uns für eine Partei erklären, so muß uns zuerst die Verwandtschaft durch das Volksthum leiten; dann das größere gegenseitige Bedürfniß; im zweiten Falle aber werden wir uns kampffertig machen müssen, um Meister unserer Handlungen und unserer Verhältnisse zu bleiben, wenn etwa die Sachen eine unerwartete Wendung nähmen. — Unter allen andern Umständen würde Neutralität unklug und abscheulich seyn. Denn entweder hat die Gemeinschaft unter den Staaten die Grundfeste, auf welcher sie allein sicher ruhen kann, nämlich ein Gleichgewicht der Macht, schon erreicht, oder diese Grundfeste wird erst erstrebt, sie mag nun noch gar nicht gewesen, oder sie mag wieder zertrümmert seyn, und von neuem gesucht werden. In beiden Fällen verlangt unsere eigene Sicherheit, daß wir uns zu Denen stellen, die das Rechte wollen, und es würde thörigt und frevelhaft seyn, wenn wir uns, aus angeblicher Liebe zum Frieden, feiger Unthätigkeit überlassen wollten: denn der Friede ist freilich höchst wünschenswerth, aber nicht, weil er Ruhe giebt, sondern weil der Sinn des Lebens, allgemeine Bildung und Glück, ihn verlangt; er ist nicht mehr wünschenswürdig, er

ist verderblich und verwerflich, wenn dieser Sinn des Lebens nicht mehr durch ihn erreicht werden kann. Findet nun wirklich ein Gleichgewicht der Macht Statt; bestehen die Völker in ihrer Eigenthümlichkeit frei neben einander, und irgend ein Staat des Gemeinwesens erhöbe sich gegen einen andern Staat desselben, um ihn zu unterwerfen: würde nicht dieses ein Frevel seyn, der alle Staaten des Gemeinwesens, alle Völker auf gleiche Weise angienge? Mit der Unterwerfung des angegriffenen Staats wäre ja nothwendig das ganze Gemeinwesen aufgelöset; die Basis desselben wäre zertrümmert; ein Staat stände da in völliger Uebermacht. Was könnte uns nun noch sichern? Achtung für Recht und Gesetz hat dieser Staat nicht, sonst hätte er den Krieg nicht begonnen; Ehrfurcht für Freiheit und Bildung ist ihm fremd, sonst hätte er die erste als die Bedingung der letzten nimmer angegriffen. Also wird er weiter und weiter Alles unterwerfen, und das erste Glück bei frevelhaftem Unternehmen wird ihn zu neuer Frevelhaftigkeit stärken und reizen; er hat Blut gekostet, er wird nach Blut lechzen! Also ist sein Anfall auf irgend einen Staat des Gemeinwesens ein Anfall auf uns selbst, weil es ein Anfall auf die Basis aller Freiheit und Bildung, auf das Gleichgewicht der Macht ist; und mithin werden wir mit aller Kraft dem gefährdeten Staate zu Hülfe kommen müssen, wenn wir einigen Sinne haben für das Heiligste, wenn uns die eigene Selbstständigkeit nicht ganz gleichgültig ist, wenn wir nicht gränzenlos gemein sind und feig, und erbärmlich, oder dumm. — Ist hingegen noch kein Gleichgewicht erreicht, oder ist es zerstört und soll wieder gewonnen werden: so ist kein Gedeihen, es ist kein ächtmenschliches Leben möglich, sondern es gilt gerade um die Bedingung desselben. Würde es nun nicht eben so gemein, feig und erbärmlich seyn, wenn wir nicht aus aller Kraft mitwirken wollten für die Gewinnung dieser Bedingung?

Würden wir nicht die Würde und den Werth des Lebens aufgeben, wenn wir vorzögen, bei der Bewegung, bei der Gährung der Völker für eine feste und bestimmte Gestaltung des Lebens, ruhig zu bleiben? Ja, würden wir nur das eigene Daseyn bewahren können, der Kampf möchte laufen, wie er wollte? Gewiß, wir würden im glücklichsten Falle nur eine ruhm- und ehrlose Existenz behalten, leicht aber würden wir auch dulden können, was Quinctius Flamininus den Achäern drohete, als sich diese, freilich bei einem Kriege von ganz anderer Art, zur Neutralität hinzuneigen schienen: „bleibt ihr neutral, so werdet ihr ohne Dank und ohne Würde die Beute des Siegers seyn!“

Die neueste Geschichte ist reich an Beispielen unkluger Neutralität. Man verschloß häufig gegen di Warnungen der Geschichte Augen und Ohren. Welche Folgen dieses Verfahren gehabt hat, sowohl für den Staat, welcher die Anstrengung des Nachbarn für Freiheit und Recht nicht unterstützte, als für das ganze Europäische Gemeinwesen, wissen wir Alle. Darum ist unnöthig, solche Beispiele anzuführen. Aber an Eins wollen wir erinnern, um doch einigermaßen dahin zurück zu kehren, von woher wir ausgegangen sind.

Die Republik Venedig war in der Noth einer schweren Zeit entstanden. Aber durch hohe Tugend, durch Anstrengung aller Kraft, durch Weisheit, Beharrlichkeit und Mäßigung gelangte sie im Verlauf einiger Jahrhunderte, zu einer Größe, einer Macht, einem Reichthume und einem Glanze, daß sie das Erstaunen der Welt erregte, und stets Bewunderung verdienen wird. Als sie aber am höchsten stand, und im Vertrauen auf ein langes Glück noch große Hoffnungen hegen zu können schien: da brachen auf einmal schwere

Unfälle über sie zusammen, durch welche sie von der Höhe ihrer Hoffnungen hinab geworfen ward: ihre Größe war unnatürlich, darum mußten ihr selbst solche Ereignisse, welche für Geist und Bildung von unendlicher Wichtigkeit waren, nachtheilig werden, wie die Entdeckung von America und die Auffindung des Seewegs nach Ostindien. Gleichzeitig mit diesen Unfällen geschah, daß die größten Fürsten Europa's, nicht weil sie unter sich einig waren, sondern weil ein neuerwachter Geist der Politik sie unruhig machte, und zur Befriedigung kleinlicher Leidenschaften reizte, sich gegen sie verbanden, um sie zu unterwerfen und zu theilen. Die Gefahr der Ligue von Cambrai gieng zwar unerwartet glücklich vorüber; aber Venedig war durch sie mißtrauisch geworden gegen die Freundschaft großer Könige. Während sie daher ihre alten fernen Besitzungen, z. B. die Insel Candia, mit ungeheuerer Anstrengung und mit den größten Aufopferungen gegen die Türken zu schützen umsonst versuchte, hielt sie sich immer fern von den Kriegen Europäischer Fürsten. Darüber genoß Venedig lange einer tiefen Ruhe, die kaum je gestört ward; und je größer noch immer ihr Reichthum blieb, desto glücklicher fühlte sie sich im Genuße dieser Ruhe, und weise Männer, auch unter uns, priesen ihre Weisheit und ihr Glück. Aber Venedig, wie diese weisen Männer, vergaßen, wie schon die Alten eingesehen hatten, daß ein langer Friede leicht erschlaffe, daß er die Ruhe zum Bedürfniße mache, daß er wohl Süßigkeit, aber keine Sicherheit gäbe, und daß es eine falsche Maasregel sey, zwischen tapfern und zügellosen Völkern still zu sitzen. Als daher in unsern Tagen sich der furchtbare Sturm erhob, der die Länder der Erde durchwüthet, Thronen gestürzt, viel Altes und Morsches zertrümmert, aber auch viel Gutes und Schönes vernichtet hat, da zeigte sich Venedig theils so unkundig, so ahnungslos, so bethört und in seine Ruhe verliebt, theils aber auch so verruht,

erstarrt, entknocht und entnervt, daß sie sich weder bewegen mochte, noch bewegen konnte, daß sie sich weder zu rathen noch zu helfen wußte, daß sie die fürchterlichste Willkühr erdulden und die schrecklichsten Mißhandlungen, Spott, Hohn, jede Schmach, erleiden mußte, und daß sie endlich jammervoll untergieng.

Als die Franzosen im Anfange der Revolution in allen Ländern Unruhen zu erregen, und die Fürsten mit ihren Völkern zu entzweien suchten, als der unglückselige Saame ihrer heillosen Freiheit häufig gepflügten Boden fand; als sich vielfältig, und auch in Italien, unter dem Volke Spuren von dem Gifte zeigten, welches sie verbreiteten: da kam der Turinsche Hof auf den Gedanken eines Italischen Fürstenbundes, damit man mit gemeinsamen Maasregeln der gemeinsamen Gefahr begegnen könnte. Noch im J. 1791 stellte dieser Hof der Republik Venedig vor, wie ungewiß und gefährlich die Zeiten seyen, und wie sehr das Interesse der Staaten Italien's, gerade wegen der Zerstückelung dieses Landes, allgemeine Maasregeln verlange. Dabei machte er aufmerksam darauf, daß selbst die Höfe von Wien und Berlin, alten Hader vergessend oder zur Seite stellend, sich verbündet hätten, um gegen den Feind der Religion und der Menschheit zusammenzustehen. Er erinnerte daran, daß Italien schwach sey, daß in Staatsverhältnissen Alles darauf ankomme, nicht die Zeit zu versäumen, daß die Weisheit sich auch gegen mögliche Fälle sichere, daß Venedig nicht glauben dürfe außer Gefahr zu seyn, weil Piemont vor ihm läge, und daß es überhaupt unklug sey, sich und sein Haus ruhig und sorglos dem zu überlassen, der zufällig die Thür bewache. — Hierauf machte der Hof zu Turin den Antrag zu einem Bündnisse, welches alle Italische Staaten umfassen sollte. — Der Senat zu Venedig aber fand die

Vorstellung lästig, und den Antrag bedenklich. Also antwortete er dem Könige von Sardinien: „er bewundere die hohe Klugheit Sr. Sardinischen Majestät, die nicht bloß kräftige Maasregeln für die Ruhe Ihrer Völker und für die Sicherheit Ihrer Staaten zu nehmen wisse, sondern Ihre achtsame Vorsicht auch auf das Gesammtwohl Italien's richte. Die Republik Venedig jedoch habe die Freude, ihre Unterthanen vollkommen ruhig zu sehen: Geist und Gewohnheit mache sie den Beschlüssen der Regierung geneigt; gute Anordnungen würden auch für die Zukunft die Ruhe erhalten. Der tiefen Einsicht Sr. Sardinischen Majestät werde es begreiflich seyn, daß der Senat, bei der Lage der Republik, bei dem ruhigen Sinn ihrer Völker, bei ihren festen Grundsätzen der Mäßigung, unter den gegenwärtigen Umständen nichts anders wünschen könne, als daß ganz Italien die Ruhe genießen möge, die so glücklich in den Landen der Republik herrsche." —

Da man aber doch von Sardinischer, von Neapolitanischer und von andern Seiten den Senat aufzureizen, und zu kräftigen und zeitgemäßen Maasregeln zu bewegen suchte: so faßte man (1792) in Venedig einen feierlichen Entschluß, „daß man die vollkommenste Neutralität beobachten wolle, die seit Jahrhunderten das Glück der Republik ausmache." Den fremden Höfen ließ man bestimmt erklären: „daß man von der feierlich bekannten Neutralität um kein Haar breit abweichen würde" — und alle Versuche, diesen Beschluß zu ändern, scheiterten, nicht an der Weisheit, sondern an der schwachen Verstocktheit der Regierung zu Venedig.

Auf solche Weise verdiente Venedig ihr Schicksal!

VII.

Etwas über Erfurt
während der Französischen Herrschaft.

(Aus einem Briefe an den Herausgeber.)

— — Ich pflichte Ihnen vollkommen bei, daß von Erfurt aus das innere Getriebe der Französischen auswärtigen Länderadministration am vollständigsten und treuesten dargestellt werden könne; auch gestehe ich gern, daß ich dieses wohl versuchen möchte, aber, um es mit einigem Erfolg thun zu können, bedarf es mehr Zeit, als mir jetzt vergönnt ist. Die Wahrheit will nur actenmäßige Untersuchungen und Vergleichungen, und selbst eine, von langer Schmach und langen Leiden erzeugte, Reizbarkeit, kann nur mit der Zeit überwunden werden. Diese Wahrheit, das einzige Mittel, das Feuer reiner Vaterlandsliebe zu erhalten, fordern Sie, und ich fühle die hohe Verpflichtung, sie lauter und rein zu geben! Das Bruchstück, dessen Fortsetzung Sie mit Gewißheit erwarten dürfen, enthält bloß zwei Vorstellungen, die von der Bürgerschaft dem Hrn. Gouverneur und Brigade-General Baron D'Alton im Augenblicke der höchsten Noth überreicht worden sind, mit einigen Anmerkungen. Es ist zugleich eine kurze Geschichte der siebenjährigen Prüfung.

Erfurt, den 8. Januar 1814.

* * *

I. Vorstellung von Seiten der Bürgerschaft an den Hrn. Baron D'Alton, K. K. Brigade-General und Gouverneur der Stadt Erfurt.

Herr General und Gouverneur!

„Die Lage, worin sich die Bewohner der Stadt Erfurt befinden, würde das Bild eines gänzlich hülflosen Zustandes und aller damit verbundenen furchtbaren Folgen treu darstellen, wenn sie nicht noch durch den letzten Strahl — durch das Vertrauen auf den Beistand Ew. Excellenz erheitert würde. Wir wagen es daher, Ihnen eine kurze Schilderung davon vorzutragen.

Unser hartes Schicksal ist theils Folge vergangener Zeiten, theils Folge der gegenwärtigen Verhältnisse.

Durch mehr als siebenjährige unaufhörliche Leiden, durch das gänzliche Absterben aller Erwerbsquellen, durch die, über unsere physischen Kräfte hinausgetriebenen, Regalitäts- und Domänen-Lasten [1]), durch die Befreiung der

1) Zur Zeit der Kurmainzischen Regierung, da Erwerbsquellen reichlich flossen, betrugen die Regalitäts- und Domänengefälle: 201,736⅔ Rthlr. Einnahme.
167,736⅔ Rthlr. Ausgaben.
34,000 Rthlr. blieb Ueberschuß.
Zur Zeit der Königl. Preuß. Regierung, wo der Handel weitgreifender, die Fabriken und Manufacturen regsamer und vervielfältigt wurden, trugen dieselben:
295,773 Rthlr. Einnahme.
188,903 Rthlr. Ausgabe.
106,870 Rthr. blieb Ueberschuß.

Domänen von allen bürgerlichen Leistungen, durch die Ausführung des baaren Geldes [2]), durch die seit sechs Jahren zurückgehaltene Zahlung aller Staatsschulden-Interessen [3]), durch Ernährung und Verpflegung der unaufhörlich auf unserer Militärstraße durchgegangenen und aufgestellt gewesenen Truppen [4]) und Pferde, durch lange Unterhaltung beträchtlicher Lazarethe [5]), durch die übertriebene Vorspanne,

Zur Zeit der K. Franz. Regierung, wo fast alle Nahrungsquellen, wenigstens die Manufacturen, die Fabriken und der Handel, versiegten, trugen dieselben, durch Gewalt beigetrieben:

307,309 Rthlr. Einnahme.
156,194 Rthlr. Ausgabe.

251,115 Rthlr., sage zweihundert ein und fünfzig tausend, einhundert und fünfzehn Thaler Ueberschuß.

2) Seit dem October 1806 bis 1808 ward der Kön. Preuß. Etat zum Grunde gelegt; seit 1808 aber, wo das Unwesen mit der sogenannten Domanialisirung anfieng, und seit 1809, wo die reine Regalitäts-Einnahme auf 174,325 jährlich bestimmt wurde, mußte der Franz. Etat erfüllt werden, dergestalt, daß in diesen sieben Jahren beinahe 1½ Mill. Rthlr. nach Frankreich giengen. — Als Handel und Fabriken blühten, waren die Exportationen jährlich um 128,200 Rthlr., zur Zeit der Französischen Regierung, besonders im J. 1811, die Importationen an Handelswaaren um 684,110 größer.

3) Die Staatsschulden betrugen eine Summe von 310,975 Rthlr., die jährlich zu 4 und 5 Procent verzinset werden sollten.

4) Die im Lande und in der Stadt ernährten Truppen belaufen sich, nach Tagen angeschlagen, auf 11 Millionen.

5) Die Lazarethe enthielten in verschiedenen Jahren das Minimum 100, das Maximum 3 bis 4000 Mann.

durch wiederholte Verproviantirungen der Festung Petersberg und des Forts St. Cyriack, durch Herbeischaffung kostspieliger Geräthschaften für die Hospitäler, durch Bezahlung beträchtlicher Tafelgelder für Officiere und Employés, durch Verlust an Lieferungen [6]), durch Requisitionen jeder Art und unter jedem Titel, durch große nicht bezahlte Vorschüsse [7]) und durch den, bis auf die Hälfte herabgesunkenen, Werth aller unbeweglichen Güter — waren die Bewohner der Provinz und der Stadt Erfurt schon vor der Blokade der Stadt in einen Zustand gänzlicher Erschöpfung gerathen.

Ew. Exc. können dieses aus einzelnen Angaben, deren Wahrheit wir verbürgen, beurtheilen. Der Zustand dieser sieben Jahre kostete uns wenigstens 50 Millionen Franken, und der ganze Grundwerth der Provinz, einschließlich der Häuser und Gebäude [8]), beträgt nur 37 Millionen; wir haben ohne 1,148,757 Franken Staatsschulden-Capitalien, ohne die seit 6 Jahren rückständigen Interessen zu rechnen, wenigstens 30,358,000 Fr. Privatschulden, und der Grundwerth der Provinz beträgt, ausschließlich der Häuser und Gebäude, nur 20,722,197 Fr. Drei Viertheile der Bewohner bestehen aus Armen und Verarmten, und der Wohlstand der sonst Begüterten, zum Theil unter die Hälfte gesunken, vermindert sich täglich und mit reißender Schnelle.

6) Der Verlust an Lieferungen bei dem Einmessen und Zuzählen betrug meistens $\frac{1}{4}$, an Geschenken gewiß $\frac{1}{3}$, an einzelnen Rückzahlungen über $\frac{1}{2}$ des Werthes.

7) Die Vorschüsse an das Gouvernement, deren Zurückzahlung rechtlich gefordert werden kann, betragen mehr als die Summe von 2 Mill. Franken.

8) Die Häuser und Gebäude sind hier nach der Einlage in die Magdeburger Kreis-Feuer-Societätscasse angeschlagen.

Wenn die Folgen dieses grauenvollen Zustandes die Hoffnung auf Erholung für mehrere Generationen allein vernichteten, so hat der Blocadezustand der Stadt alle unsere Leiden furchtbar vergrößert, und diese Leiden bestehen vorzüglich in dem nahen gänzlichen Mangel an Lebensmitteln und den herrschenden tödtlichen Epidemien.

Die wenigsten Bewohner der Stadt konnten sich wegen Entblößung von allen Mitteln (denn viele haben ihre Kleider und beste Habe im Pfandhause versetzt, um die einquartierten Truppen zu ernähren) auf drei Monate zureichende Vorräthe anschaffen. Was sie mit Kummer und Aengstlichkeit angeschafft hatten, ward zum Theil zur Verpflegung der durchgehenden großen Armee [9]) im Monat October 1813 verwendet, oder verdarb in den Kellern durch das, von den überschwemmten Befestigungsgräben eingetretene, sogenannte Schichtwasser. — Die Stadt, ohne Beihülfe des Landes unbedeutend, seit dem 22. October 1813 auf sich beschränkt, und seit dieser Zeit auch der letzten Beihülfe ihres, schon früher durch die Erweiterung der Befestigungswerke sehr verödeten, Weichbildes beraubt, verlor in der Beschießung am 6. Novbr. mehr als die Unterstützungsmittel von 142 Familien [10]), die wieder den andern schon erschöpften Familien zur Last fielen — eine Last, welche die hier eingeschlossenen Fremden, und die mit unserer Entblößung immer höher und höher gesteigerten Requisitionen, wie die Nahrungslosigkeit aller andern Classen, vergrößern [11]).

9) Bei ihrem Rückzuge nach der Schlacht bei Leipzig.

10) Bei dieser Beschießung brannten in Zeit von 24 Stunden 117 Häuser und 18 vollgefüllte Scheuern ab, ohne die Nebengebäude zu rechnen.

11) Auf die Verflüchtigung des moralischen Sinnes, auf das Ertödten aller gesetzmäßigen Ordnung und Zucht, und auf

Es fehlt, Herr Gouverneur, jetzt beinahe Alles; es fehlt baares Geld [12]), es fehlt Credit [13]), es fehlen Lebensmittel aller Art, besonders Salz und frisches Fleisch; noch mangelt Brod nicht gänzlich, aber gewöhnlich tritt dieser Mangel plötzlich ein, und wird dann um so furchtbarer.

Diese Ursachen allein könnten Ihnen, Herr Gouverneur, die Entstehung der epidemischen Seuchen [14]) und die große Sterblichkeit [15]) erklären, die täglich zunimmt, und der unsere Aerzte, aus Mangel an Mitteln zur Wiederherstellung, ja sogar aus Mangel an den nothwendigsten Arzneien [16]), keinen Einhalt thun können, sondern wobei sie, so lange dieser Zustand des Kummers und der Noth dauert, und so lange die Verpestung der Häuser durch das stinkende Wasser in den Kellern wegen der Befestigung nothwendig erachtet wird, die Kranken meistens der Vorsehung überlassen müssen.

Erschöpft an allen Mitteln, unbefleckt in allen unsern Handlungen, bei allen noch so großen Opfern, die wir brach-

die Brutalität des Kriegs zwischen Wollen und Handeln, konnte aus leicht begreiflichen Ursachen in dieser Vorstellung nicht Rücksicht genommen werden.

12) Denn unter dem 1. Novbr. hatte der Hr. Gouverneur aus Mangel an baarem Gelde die Anfertigung von 27,000 Rthlr. Papiergeld verordnet.

13) Die Privat- und Staatsschulden beweisen dieses.

14) In den Franz. Spitälern und in einigen Häusern war die Seuche epidemisch.

15) Die Sterblichkeit verhielt sich in den Blocade-Monaten zu der sonstigen wie 6 : 1, auch wohl 8 : 1.

16) Die 6 Apotheker in Erfurt haben wenigstens 30,000 Rthlr. an die Franz. Hospitaler zu fordern.

ten, glauben wir, Herr Gouverneur, unter den Massen von Todten, die wir als Opfer täglich zur Gräberstätte tragen sehen, ein doppeltes Recht auf jede mögliche Schonung zu haben, um so mehr, da uns die Humanität Ihres Charakters — das Erbtheil Ihrer erlauchten Familie — entgegen kommt, und die Zufriedenheit Sr. Majestät des Kaisers und Königs mit unserm Betragen diese Ansicht unterstützt. Die Mittel hierzu liegen in Ihrer Gewalt und einem so edeln Herzen, wie dem Ihrigen, muß es um so leichter seyn, die tauglichsten Mittel zu finden, weil Weisheit es begleitet und erhöht.

Empfangen Sie, Herr Gouverneur, die Versicherung der Hochachtung und Verehrung, womit wir verharren.

Erfurt, den 27. Nov. 1813."

* * *

Diese Vorstellung war unterschrieben von mehr als 40 Bürgern; sie ward überreicht am 30. Nov. d. J. von einer Deputation, die der Franz. Sprache mächtig war. Als Antwort auf dieselbe ließ Herr d'Alton einige, wie es schien, gutmüthige Aeußerungen fallen; er versprach jede nur irgend mögliche Schonung, und sein ganzes Wesen, die unbefangene Mittheilung einiger, mit dem Belagerungsheer gewechselter Schriften und die Theilnahme in seinem Gesicht schienen dieses zuversichtliche Versprechen zu unterstützen.

* * *

Zweite Vorstellung an den Herrn Baron d'Alton, vom 5. Dec. 1813.

„Herr General und Gouverneur!

Wir hatten die Ehre, Euerer Excellenz am 30. Nov. eine Denkschrift zu überreichen, welches die Geschichte unse-

unglücklichen Lage darstellte. Schon damals (unsere Schrift war vom 27. November) und noch mehr nach Verlauf von 8 Tagen hat sich das Elend beträchtlich vergrößert, und in allen seinen Gestaltungen vergräßlicht.

Einerseits liegen die Ursachen davon in dem hohen Grade, wozu es gestiegen ist, und in der fortwährenden Consumtion, die keine Zuflüsse hat, anderseits in den mit unserer Verarmung vermehrten Requisitionen [1]).

Wohin Sie, Herr Gouverneur, Ihre Blicke wenden, treten Ihnen neue Scenen des Jammers entgegen. Für viele Kranke existiren schon fast gar keine, und in wenig Tagen für die meisten Kranken keine Medicamente, für alle Kranke und für Gesunde kein frisches Fleisch, für alle Kinder, die nicht von Muttermilch ernährt werden, keine Milch, für alle Bewohner kein Salz, und in der Zeit der Kälte fast kein Holz mehr.

Wenn wir, Herr Gouverneur, Ihr edles Herz mit einer ausführlichen Wiederholung alles Ungemachs verschonen, so müssen Sie doch von dem Bewußtseyn schmerzlich ergriffen werden, daß die Bewohner Erfurts am physischen Ende aller Erschöpfung, am Ende aller so großen, in dem Buche der Geschichte unerhörten Opfer, die sie dem Gouvernement gebracht haben, für die ganze Vor-

1) Um sich hiervon einen Begriff zu machen, sey es genug, ein Paar Beispiele anzuführen: man verlangte im November, wo man sich an freiwilligen und gezwungenen Gaben dieser Art erschöpft hatte, und wo die Magazine davon noch hinlängliche Vorräthe besaßen, 500 Centner Charpie, sogar 5 Centner Lichtdochte und wirklich mußten, um die letzteren zu liefern, mehrere Hundert Ellen des besten Cottuns zerschnitten werden.

wurfslosigkeit ihrer Handlungen sich dem gräßlichen Tode der Hülfslosigkeit, dem so viele Hunderte in kurzer Zeit vorangegangen sind, hingegeben sehen, während die Habe von 142 Familien ein Raub der Flammen, und die Habe von weit zahlreichern Familien ein Raub der Verwüstung in den mit Wasser erfüllten Kellern geworden ist, oder den Requisitionen als Opfer gebracht werden mußte.

Im Innern muß es Sie, Herr Gouverneur, erschüttern, daß die gegenwärtige Lage, die wie eine Pest über schuldlosen und friedlichen Bewohnern drückt, oder in den Massen von Leichen, in den verblichenen Gesichtern, in der tiefen Trauer, und in der Verwirrung aller Eigenthumsrechte, das Daseyn einer Pest verkündet, trostlos und verzweiflungsvoll geworden ist; daß die Requisitionen und die Schrecken derselben, die von Tage zu Tage peinigender werden, die letzte Spur aller uns von Sr. Majestät gegebenen Versprechungen zu vertilgen und anzukündigen scheinen, daß uns nichts mehr übrig bleiben wird, als Thränen, um das Unglück zu beweinen, das diese Provinz erlitt, die als Domäne Sr. Majestät, fast im Mittelpunkte von Teutschland gelegen, unter allen Städten Teutschland's selbst denjenigen, wo der Krieg lange gewüthet, am meisten erduldet hat, und nur noch an ihrem Elende und der unbefleckten Erfüllung ihrer Unterthanen-Pflichten kenntlich ist.

Die Auswanderung, vor wenigen Tagen noch wünschenswerth, kann jetzt keine Wohlthat mehr für Viele seyn, weil fast Jeder durch die Entblößung von Allem, durch Kranke und sieche Familiengenossen, durch die strenge Jahreszeit und die Nichtgestattung der zum Transport nöthigen Pferde, an die Stelle gebannt wird.

Für eine solche Lage sehen wir, Herr Gouverneur, keine andere Rettung von dem nahen und gänzlichen Untergange, als in der baldigen Neutralisirung einer Stadt, die ohnehin keine Hülfsmittel mehr darbietet — eine Ansicht, die unsere von Ihnen nicht verkannten Ansprüche auf Schonung unterstützen.

Wir richten, Herr Gouverneur, diese von dem Kummer und den Thränen von 16,000 Einwohnern gebotene Bitte nicht bloß an Ihr theilnehmendes Herz, sondern auch an die Civilgewalt, womit Sie als Gouverneur bekleidet sind, und an alle Mittel, die Ihnen die letztere, und die Ihnen zugleich die Weisheit gewährt, wodurch Sie alle Ihre Handlungen bezeichnen, und wodurch Sie das süße Versprechen vom 30. Nov., unsere Lasten zu erleichtern, allein realisiren können.

Wir verharren ꝛc. Erfurt, 5. Dec. 1813."

* * *

Diese Vorstellung war unterzeichnet von 20 andern Bürgern; sie wurde an demselben Tage, an welchem sie geschrieben ist, durch eine Deputation überreicht. — Aber mit ihr verschwanden die Hoffnungen, welche die erste Vorstellung erregt hatte. Wenige Tage nachher wurden 250,000 Franken als Mittel gefordert, die in der Capitulation übernommene Verpflegung der Militär-Lazarethe zu erfüllen. Und die gänzlich erschöpfte Stadt wurde durch die Einsperrung von 32 der achtbarsten Bürger und durch andere Gewalt gezwungen, auch noch diese Contribution zu entrichten!

VIII.

Teutsche Heere gegen Frankreich, ihre Stärke und Vertheilung.

Uns ist von guter Hand eine Uebersicht von den Teutschen Heeren, die jetzt gegen Frankreich gestellt werden, von ihrer Zusammensetzung, ihren Anführern und ihrer Vertheilung zugekommen, deren Mittheilung unsern Lesern hoffentlich angenehm seyn wird. Wir wollen nur ein Paar Bemerkungen vorausschicken.

Die Zahl der Mannschaft, welche die Teutschen Fürsten stellen, ist offenbar im Allgemeinen nach dem Maasstabe bestimmt worden, nach welchem sie als Mitglieder des Rheinbundes ihre Truppen zu stellen hatten. Dieser Maasstab ist mit Recht angenommen, da, so viel wir wissen, keine Klage darüber entstanden ist, daß er zu der Volksmenge und den Verhältnissen der Teutschen Staaten nicht passe. Aber die Zahl dieser Mannschaft ist für diesen heiligen Krieg dadurch verdoppelt, daß man bekanntlich in allen Teutschen Staaten Landwehren errichtet, die nach demselben Maasstabe bis zu derselben Stärke ausgehoben werden. Unsere Uebersicht giebt nur die eigentlichen Soldaten; wenn also deren Zahl = 145,060 Mann beträgt, so beläuft sich die Stärke der Teutschen Heere auf = 290,120 Mann, und jedes Corps ist noch einmal so stark, als es die Uebersicht angiebt.

Aber außer dieser Menschenmasse, die den alten Feind des Teutschen Namens, der Teutschen Freiheit und der

Ruhe der Welt in seinem eigenen Lande, neben den großen Heeren der Russen, der Preußen, der Oestreicher bekämpft, wird überall in Teutschen Landen noch der Landsturm gebildet, oder er wird doch bald gebildet werden. Im General-Gouvernement Frankfurt ist er am 8. Jänner angeordnet; in andern Teutschen Ländern schon früher. Wir gedenken aber jener Anordnung deswegen besonders, weil das General-Gouvernement zu Frankfurt mit der Verordnung für den Landsturm zugleich eine vortreffliche Verkündung des Landsturms ausgegeben hat. In dieser sinnigen, freimüthigen, zutraulichen, das Teutsche Volk wie die Regierungen ehrenden, Schrift heißt es: „überall solle neben den stehenden Truppen und den Freiwilligen auch Landwehr und Landsturm aufgeboten werden. Nicht nur in der gemeinsamen Verordnung für die, unter besondere Verwaltung genommenen Provinzen, sondern auch in den Bundesacten der dem allgemeinen Kampfe später beigetretenen Teutschen Fürsten, mache die Verpflichtung zur schleunigen Bildung dieser verschiedenen Arten der Nationalbewaffnung einen der wesentlichsten Puncte aus.“ Und nachher: „in wenigen Wochen werde man von den schneebedeckten Alpen bis zu den wasserreichen Niederungen an der Nordsee, Teutschland's wehrhafte Männer unter den Waffen sehen.“

Also ist an einer allgemeinen Volksbewaffnung in unserm gemeinen Vaterlande nicht mehr zu zweifeln. Nichts zeugt mehr für die reinen Absichten der erhabenen Fürsten, die für uns und mit uns streiten, als diese große Maasregel; nichts ehrt mehr das edle Volk der Teutschen; nichts könnte uns besser die wieder errungene Freiheit, nichts besser

allgemeinen Wohlstand, oder eine gleichvertheilte Ehre des Lebens verbürgen.

Es fehlt uns an Raume und Zeit, diesmal unsere Ansicht hiervon zu entwickeln; aber in einem der nächsten Stücke der Nemesis hoffen wir mit einigen Betrachtungen einen Beitrag zu den herrlichen Gedanken zu geben, die in der angeführten Verkündung, in Arndt's gemüthreicher und kraftvoller Schrift: was bedeutet Landsturm und Landwehr, die man überall lesen und unter das Volk bringen soll, oder anderswo ausgesprochen sind. Jetzt wünschen wir nur, daß das Großgedachte überall mit Raschheit und Liebe ausgeführt werde, und daß jeder Teutsche Mann sich der Ausführung freuen möge; und lassen die versprochene Uebersicht folgen.

Das erste Teutsche Corps besteht aus lauter Baiern; es ist = 36,000 Mann stark, wird angeführt von dem Grafen Wrede, und steht bei dem Oesterreichischen Heere.

Zu dem zweiten Corps stellen:

Hannover	20,000	Mann.
Braunschweig	6,000	—
Oldenburg	1,500	—
Die Hanseaten	3,500	—
Mecklenburg-Schwerin	1,900	—

Mithin besteht dieses Corps aus = 32,900 Mann. Der Anführer ist noch nicht bekannt. Es gehört zu den nördlichen Armeen.

Das dritte Corps iſt auf folgende Art zuſammengeſetzt:

Königreich Sachſen	20,000	Mann.
Weimar	800	—
Gotha	1,100	—
Schwarzburg	650	—
Anhalt	800	—

Sonach iſt die Stärke deſſelben = 23,350 Mann. Anführer iſt der Herzog von Weimar, deſſen Corps wahrſcheinlich noch durch andere Truppen vergrößert werden wird. Es gehört gleichfalls zu den nördlichen Armeen.

Das vierte Corps wird ganz von Heſſen-Caſſel gebildet; es iſt = 12,000 Mann ſtark, wird von dem Churprinzen von Heſſen befehligt, und ſteht beim Feldmarſchall Blücher.

Zum fünften Corps gehören: von

Berg	5,000	Mann.
Waldeck	400	—
Lippe	650	—
Naſſau	1,680	—
Coburg	400	—
Meiningen	300	—
Hildburghauſen	200	—
Mecklenburg-Strelitz	600	—

Im Ganzen = 9,230 Mann. Der Herzog von Coburg führt daſſelbe an; es ſteht unter dem Feldmarſchall Blücher.

Das sechste Corps begreift:

Würzburg	2,000 Mann.
Darmstadt	4,000 —
Frankfurt und Isenburg	2,800 —
Reussen	450 —

Also = 9,250 Mann. Es wird befehligt vom Prinzen Philipp von Hessen-Homburg, und gehört zur großen Armee.

Das siebente Corps besteht aus = 12,000 Würtembergern, die der Kronprinz von Würtemberg anführt, und die gleichfalls zur großen Armee gehören.

Endlich stellen zu dem achten Corps:

Baden	10,000 Mann.
Hohenzollern	290 —
Lichtenstein	40 —

Das ganze Corps ist also = 10,330 Mann stark; es gehört auch zur großen Armee; aber ihr Anführer ist noch unbekannt.

Also ist die Zahl aller Teutschen Truppen, in 8 Corps vertheilt, ohne die Landwehr = 145,060 Mann.

IX.

Literarische Bemerkungen.

Die Menge der Schriften, welche durch die neuesten Ereignisse hervorgebracht sind, und welche zum Theil auch auf die Ereignisse zurückgewirkt haben mögen, ist schon sehr groß, und vermehrt sich mit jedem Tage. Wir haben davon eine ziemliche Anzahl, aber wir haben sie bei weitem nicht Alle gesehen. Sie sind nach Form und Inhalt sehr verschieden, und von berühmten, von bekannten, von namenlosen Verfassern geschrieben. In einigen zeigt sich eine rohe Kräftigkeit: ein derber Volkswitz ergötzt sich, bald fröhlich bald bitter, an der großen Erscheinung, daß ein Alles erschreckender und Alles zermalmender Halbgott sich selbst durch eigenen Uebermuth zum Menschen hinablebt, und daß seine furchtbaren, trotzigen und höhnelnden Schaaren bis zum äußersten Elend hinuntersunken; in andern glüht ein heiliger Zorn gegen die Untertreter aller menschlichen Gefühle, gegen die Räuber unsers Eigenthums, gegen die Zerstörer unserer Bildung, gegen die Schänder unsers Vaterlandes; manche gehen auch in ziemlich nüchterner Anständigkeit schwerfällig einher. Bald scheinen diese Schriften im tiefsten Ingrimm über die erlittene Schmach entstanden zu seyn; bald in höchster Begeisterung für die erhabenen Ideen der Freiheit und des Vaterlandes, die wir geltend machen sollen; zuweilen scheint man auch geredet zu haben, nicht weil man etwas zu sagen hatte, sondern weil man nicht schweigen wollte. Einigemalen die Gräuel der Zeit und den gemeinen Jammer der Menschen; andere erheben sich

zur Würde der Geschichte und zum Sinne der Erscheinungen; zuweilen suchen sie auch wohl durch kleine Anekdötchen zu ergötzen. Diese will durch eine starke Sprache die Seele erschüttern, jene durch eine schöne Darstellung das Gemüth gewinnen; eine dritte fliegt schnell vorüber, weil sie weder das Eine vermag noch das Andere. Diese tadelt die Vergangenheit, jene erhebt die Gegenwart; und eine dritte wünscht Heil und Segen für die Zukunft!

Alles dieses ist sehr natürlich und begreiflich. Bei einem Volke, das großer Gefahr entgangen ist, das sich aus Schande und Knechtschaft zu Ehre und Freiheit zu erheben sucht, das Herrliches vollbringt oder erstrebt, müssen Schriften dieser Art in Menge erscheinen. Das gepreßte Herz will sich Luft machen, und seine Freude aussprechen und seinen Schmerz; man jubelt über das Vollbrachte, man stärkt sich zu dem, was noch zu thun bleibt; der Eine will dem Andern zeigen, wer er ist, der Andere will sehen, was er an Jenem hat; Vertrauen und Liebe soll seyn, und Ein Gefühl soll Alle durchdringen; endlich ist es menschlich, Andern zu sagen, was man besser einsieht, oder kennt, und die vereinzelten Erscheinungen des Lebens zusammenzufassen, auf ihr Gesetz zurück zu führen, und im Bilde darzustellen. Der Mensch schweigt nur, wo er in Rohheit lebt oder in Knechtschaft. Wo das Wort frei ist, da wird es gehört, und es wird um so lauter gehört, je vortrefflicher die Thaten sind, die ihm vorangehen, oder die ihm folgen sollen. Die That erzeugt das Wort, das Wort gebiert die That; durch das Wort erhält die That ihren Ruhm, durch die That erhält das Wort seine Bedeutung. Wer Kraft zum Handeln hat, der soll in dieser heiligen Zeit handeln und sich glücklich preisen; wer nicht zu handeln vermag, aber zu reden versteht, der soll in dieser heiligen Zeit reden und zufrieden seyn; am

glücklichsten freilich werden immer diejenigen geachtet werden, die groß zu handeln und vortrefflich zu reden vermögen [1]). Wer das Schwerd führen kann, aber für Freiheit und Vaterland den Arm nicht erheben mag, gleichviel ob aus Feigheit oder aus Bequemlichkeit, der ist ein erbärmlicher Gesell, er sey, wer er sey, und treibe was er treibe; wer der Rede Meister ist, aber für Freiheit und Vaterland die Kraft des Worts zurück hält, gleichviel ob aus Verzagtheit oder aus Dünkel, der ist eine gemeine Seele, er sey, wer er sey, und treibe, was er treibe! Nun sind aber der Bedürfnisse mancherlei; die Naturen sind verschieden, und die Bildung hat viele Stufen. Darum muß man billig seyn. Was unserm Wesen nicht zusagt, das mag bei andern Menschen die herrlichsten Wirkungen hervorbringen; uns kommt es kalt vor, weil wir glühen, es erscheint uns roh, weil wir gebildet sind, es dünkt uns überflüssig und unnütz, weil wir reich sind und weiter sehen; bei andern aber mag es die Tugend stärken, die Gesinnung beleben, den Entschluß befestigen, zur That beflügeln. Also soll man auch das Mittelmäßige dulden, und selbst das Schlechte — schlecht nämlich in Ton und Art — übersehen, wenn nur der Sinn gut ist und der Zweck heilig. Und das müssen wir von allen Schriften dieser Art, die wir gesehen haben, bekennen! Aufreizung der gewaltigsten Leidenschaften für die heilige Sache der Freiheit, Stärkung der tiefsten Gefühle der Menschheit, Ermahnung für Zögernde, Aufmunterung für Schwankende, Warnung für Sichere, Belehrung für Unkundige — das ist es, was in Allen auf mannichfal-

1) Beatos puto, quibus Deorum munere datum est, aut facere scribenda, aut scribere legenda, beatissimos vero, quibus utrumque.

Thuanus.

tige Weise versucht wird. In Allen spricht sich der sehnliche Wunsch aus, daß unser Vaterland sich wieder zu alter Ehre und Würde erheben, daß unser Volk von neuem Tugend beweisen und Ruhm erlangen, daß ganz Europa endlich Freiheit gewinnen möge und Glück; in Allen erkennt man herzliche Freude über das, was schon errungen ist, Treue gegen das Vaterland, Liebe zu den angestammten Fürsten, Dankbarkeit gegen unsere Erretter, gegen Gott und die hohen Verbündeten, und einen ernsten Sinn, durch Aufopferung und Anstrengung der Freiheit werth zu werden, das Gegebene zu verdienen, das Gewonnene zu beschirmen!

Vor zwei Dingen haben wir uns gefürchtet, weil sie uns so ganz der alten Teutschen Art gemäß zu seyn schienen; wir haben aber die Freude gehabt, zu bemerken, daß unsere Furcht umsonst gewesen ist.

Einmal besorgten wir, es möchten sogleich, nach Teutschland's Befreiung, Schriftsteller unter uns mit der Frage hervortreten: was nun werden solle? was wohl zu wünschen, was zu erwarten sey? Wie Teutschland's Verhältnisse zu bestimmen seyn möchten? Ob Teutschland wieder Ein Reich werden solle oder nicht? und wenn es ein Reich werden solle, auf welche Weise? ob etwa das alte Reich herzustellen sey, wie es gewesen? oder ob man die Staaten, wie sie durch den Rheinbund gebildet sind, lassen müsse? oder ob es rathsam seyn könne, hier zu trennen und dort zu verbinden? und was die hohen verbündeten Mächte, nach ihrem gegenseitigen Interesse hierüber zu verfügen wohl geneigt seyn könnten? u. s. w. Endlich: wie in den einzelnen Teutschen Staaten wohl die Einrichtungen getroffen werden möchten? ob wohl der

Adel seine alten und veralteten Rechte wieder erhalten werde, oder ob der Bürgerstand, der sich von neuem so hohe Verdienste um Fürsten und Vaterland erwirbt, etwa anders gestellt werden dürfte, besonders, wenn man bedächte, daß es von neuem gezeigt sey, der Verlust der Kronen, wie ihre Rettung, hange zunächst vom so genannten dritten Stande ab? u. s. w. Wir besorgten, Teutsche Schriftsteller möchten diese und ähnliche Fragen mit ihrer löblichen Gründlichkeit zu beantworten suchen, und dabei, wie sich von selbst versteht, mit einander streiten, und ihre eigene Weisheit, ihre eigene Meinung, über Teutschland's Bedürfnisse, ihre bescheidenen Wünsche für Teutschland's Wohl, ihre Befürchtungen und Zweifel an den Tag legen. Wir besorgten dieses: denn was anders könnte damit bewirkt werden, wenn irgend etwas bewirkt würde, als Ungewißheit und Furcht, als Trennung und Haß, als Zerrissenheit und Unheil? Jetzt sollen und müssen wir Alle eins seyn, und die Franzosen besiegen und den Frieden gewinnen. Diejenigen werden leicht den Schatz verlieren, die sich über die Theilung entzweien, ehe sie ihn gehoben oder geborgen haben. Wer sich um die Braut bewirbt, und doch zweifelt, ob sie seiner Bewerbung werth sey, der wird sie entweder nie heimführen oder nur zu seinem Unglück. So wie der Mann, der die Waffen ergreift, nicht den Krieg auf seine eigene Hand (wie man spricht) führt, sondern sich unter die Fahnen seines Fürsten und seines Vaterlandes stellt, um seine Kraft zu vereinen mit der Gemeinkraft der übrigen: so soll auch keiner, der das Wort nimmt, um über das Gemeinwesen zu reden, nur für sich hinsprechen, sondern er soll sprechen in dem Sinne des Gemeinwesens nach der gegenwärtigen Lage. Wenn wir aber den Frieden gewonnen, Europa's Freiheit gesichert und das gemeine Vaterland gegen Die befestigt haben, die seine Unter-

jochung wollen: dann mögen wir unter uns ausmachen, was uns gut ist, und Jeder mag das aufklären, was er eingesehen hat. Uebrigens können wir wegen der Zukunft auch ruhig seyn! Europa — so lehrt es die Geschichte, in welcher man einen Spiegel für die Zukunft empor halten mag! — wird frei bleiben, so lange Fürsten und Völker tüchtig sind und mit sich selbst einig; Teutschland wird groß seyn, so lange Alle, welche Teutsch reden, auch Teutsch denken, und Teutsch handeln. Eben so wird die höchste Würde haben, wer die herrlichsten Thaten vollbringt, wenn man auch die alte Thorheit wiederholte, ihm die äußere Ehre zu versagen, und des reinsten Glücks wird genießen, wer die reinste Tugend bewahrt. Der schönste Adel ist die Gesinnung, und ein erhabener Geist tröstet sich leicht über den Vorzug, den die Gemeinheit findet. Auch hat sich die Nemesis zu oft und zu furchtbar gezeigt, als daß Fürsten und Stände sie nicht scheuen sollten. — Bei dieser Ansicht der Dinge mußte es uns natürlich freuen, daß von allen den Schriften aus dieser Zeit, welche uns bis jetzt zugekommen sind, nur eine, ziemlich unbedeutende [1]), sich auch mit der Zukunft unsers Vaterlands beschäftigt, und „einen Traum über die beste Welt" träumt. — Die übrigen Alle wollen vorläufig nichts als allgemeine Vereinigung aller Völker und Stände für die Herstellung der Ordnung, für Recht und Gesetz, für Freiheit und Vaterland!

Zweitens besorgten wir Folgendes. Seit wir unter dem Joche der Franzosen gestanden haben, sind wir mehr als zuvor unsere eigenen Freunde geworden; wir sind bei uns

1) Ueber Teutschland's Wiedergeburt. Geschrieben im Nov. 1813. Leipzig.

eingekehrt, weil wir die Fremdartigkeit dieser Franzosen fühlten. Es ist Sinn für die Geschichte unserer Väter in uns erwacht, wir haben die Teutsche Art lieben gelernt, mit welcher wir uns zuvor nicht selten entzweiet zu haben schienen. Wir sind kräftig aufgeregt für unser Volk und unser Volksthum, und die Teutschheit ist besonders dem Franzosenthum entgegengesetzt worden. Nun fürchteten wir, daß Teutsche Schriftsteller nicht fortfahren möchten, diese Absonderung zu unterhalten, den Gegensatz zu befestigen und aufzumuntern zur Festhaltung unserer Eigenthümlichkeit; wir fürchteten, daß sie nicht bloß zeigen möchten, was ein Volk ist, wie nothwendig Völker sind, und wie alle Bildung durchaus volksthümlich seyn muß, um den Sinn für das Teutsche Volk möglichst zu befestigen, sondern daß sie auch anfangen möchten, zu untersuchen, worin denn eigentlich die Teutschheit bestehe? wie und wodurch sie sich von dem Franzosenthum und von anderen Volksthümlichkeiten unterscheide? in welcher Rücksicht sie etwa den Vorzug verdiene, und in welcher sie zurück stehe? was wir mithin zu bewahren hätten, und was wir etwa von den Fremden aufnehmen könnten? und dergleichen mehr. Denn wozu könnte dieses Verfahren anders führen, als zu einer traurigen Spielerei in der Zeit des höchsten Ernstes, zu einer müssigen Beschauung in dem Augenblick des kräftigsten Handelns oder zu einer unnützen Auflösung dessen, was Eins ist und seyn soll? Es ist eine schöne Sache um die Kunde der Pflanzen: wenn du dich aber an ihrem Geruch ergötzen und an ihren Früchten laben willst, so mußt du die Blüthe nicht zerpflücken, um die einzelnen Theile zu erkennen. Und was würde mit allem Scharfsinne gefunden werden, wenn man der Teutschheit nachspüren wollte? Schwerlich etwas anders, als allgemeine Eigenschaften und Tugenden, die sich ein anderes Volk auch wohl nicht absprechen lassen

dürfte, wie z. B. Treue, Tapferkeit, Freisinn, Ernst und Redlichkeit. Aber nicht in diesen allgemein-menschlichen Tugenden besteht die Teutschheit, sondern sie besteht in der besondern Art, mit welcher diese allgemein-menschlichen Tugenden in den Teutschen verbunden sind; sie besteht in dem tiefsten, innersten, geheimsten und unvertilgbarsten Wesen des Lebens aller Teutschen! „Aber, wir sollen doch festhalten an der Teutschheit, und sollen die Teutschheit fördern: wie können wir das Eine oder das Andere, wenn wir die Teutschheit nicht kennen?" Die Teutschheit ist in uns, und wird in uns bleiben, wenn wir sie nicht selbst verderben. Wenn wir Teutsche sammt und sonders kräftig und brav zu einander stehen, um das Vaterland vor den Fremden zu schützen wie ein einiger Mann; wenn wir das Leben unserer Väter im frommen Gedächtnisse behalten, ihre hohe Tugend ehren, ihre großen Thaten feiern, und ihre Sitten und Bräuche treu bewahren; wenn wir uns Alle unter einander als Brüder lieben, als Kinder Einer Mutter behandeln und mehr das Heil Aller, als den besondern Vortheil unsers Orts, unsers Kreises, unsers Landes und unsers Standes suchen; wenn wir alle fremde Weisen von uns stoßen, und das Gute und Schöne, welches Fremde haben, nur zur Stärkung und Belebung des eigenthümlichen Geistes gebrauchen, wenn wir es nicht als etwas Fertiges in unser Leben einführen und mit dem Einheimischen vermischen, sondern wenn wir es durch die Kraft unsers Lebens umsetzen und uns aneignen, so wie der Körper aus den verschiedensten Stoffen seine Nahrung empfängt und doch immer er selbst bleibt; wenn wir weder an den Höfen noch sonst in fremder Zunge lallen und stümpern, sondern wenn wir uns Alle Meister zu machen suchen von der Gewalt und der Zartheit, von dem Reichthum und der Schönheit der Teutschen Sprache und diese einzig und allein mit frohem Stolze und

edlem Trotz reden; und wenn wir dann nur an der Stelle, wo wir stehen, tüchtige Menschen zu seyn streben, Männer und Frauen, wenn wir dann nur die allgemeinen menschlichen Tugenden üben, und rein im Willen sind und redlich im Thun: so wird sich die Teutschheit von selbst machen, und wir können ganz unbekümmert um sie seyn.

Bei dieser Ansicht mußte es uns denn natürlich freuen, daß Keiner von den Schriftstellern aus dieser Zeit, die uns bekannt geworden sind, sich in solche Untersuchungen eingelassen hat. Alle sind, ohne einen Zweifel und ohne ein Mißtrauen, des frommen Glaubens, den übrigens auch die Geschichte unsers Vaterlandes aufs gründlichste und kräftigste rechtfertigen könnte, daß die Teutschheit eine schöne, bedeutungsvolle Form des Lebens der Menschheit sey, daß es nichts Vortrefflicheres geben könne, als einen wahrhaftig Teutschen Mann, und daß wir nichts anders erstreben sollen, weil wir nichts Höheres erstreben können, als wahrhaftige Teutsche zu seyn, und den vaterländischen Boden frei und rein zu halten von den Fremden *).

*) Sonderbar! Dieses war kaum drei oder vier Tage geschrieben, da kam uns das letzte Blatt der Jenaischen Allg. Lit. Zeitung von 1813 in die Hände. Unter der etwas unbestimmten Ueberschrift: „Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland" giebt dieses Blatt einige Bemerkungen, die als Einleitung in Recensionen der genannten Schriften dienen sollen. Der Verfasser dieser Bemerkungen, dessen Gesinnung übrigens sehr achtungswürdig zu seyn scheint, äußert zuerst sein Befremden darüber, „daß noch kein tiefes und umfassendes Product über einen, an solchem Glücke schwangeren Zeitpunkt, und über die beginnende Wiedergeburt unsers Teutschen Vaterlandes erschien ꝛc." und weiß sich diese Erscheinung nicht zu erklären. Dann fährt er also fort: „Zwei politisch-historische Wer-

Es versteht sich von selbst, daß wir keineswegs die Schriften einzeln beurtheilen, oder daß wir sie nur Alle namentlich aufführen können. Aber die bedeutendsten wollen wir nach und nach nennen und mit wenigen Worten zu beurtheilen versuchen, theils um sie unsern Lesern zu empfehlen, falls sie ihnen noch nicht bekannt seyn sollten, theils aber auch, um zu verhüten, daß diese Schriften in spätterer Zeit nicht von Dem übersehen werden, der unsere Zeit kennen zu lernen sucht: denn das wird doch gewiß Keinem als Anmaßung erscheinen, daß eine fortlaufende Zeitschrift, die selbst geschichtlich wichtige Urkunden zu sammeln gedenkt, länger im Andenken der Menschen zu bleiben hofft, als eine Flugschrift, die oft nur wenige Blätter enthält. Bestreiten werden wir nur Grundsätze, die uns verkehrt und verderblich, und doch verführerisch vorkommen. Unbedeutende Schriften werden wir nur dann nennen, wenn sie etwa durch ihren Verfasser oder auf irgend eine andere Weise merkwürdig zu seyn scheinen. Im Uebrigen lassen wir die Schriften in der Ordnung folgen, in welcher sie uns bekannt werden.

* * *

ke werden durch die berühmte Proclamation aus Kalisch unter Kutusow's Namen, gleichsam zu ihrer E scheinung aufgefordert. Das eine sollte darthun, wie das System der Europäischen Republik, immer das System des Gleichgewichts, obschon nicht des alten, sondern eines vollkommeneren, unter den gegenwärtigen Verhältnissen am sichersten zu gründen und am vortheilhaftesten auszubilden wäre. Ein anderes sollte untersuchen, was Deutschheit sey, von welcher so viele dunkle Vorstellungen, wenn gleich kraftvolle Gefühle, jetzt umher stürmen u. s. w. u. s. w. Innig würde es uns freuen, ein Product der Art bald anzeigen zu können." — —

Eine Schrift, die öffentliche Blätter gewiß nicht mit Unrecht Herrn August Wilhelm Schlegel zugeschrieben haben, und die mit der Ueberschrift:

Ueber das Continentalsystem und den Einfluß desselben auf Schweden. von A. W. S. 1813;

Französisch hingegen unter dem Titel:

Sur le Systême continental et sur ses rapports avec la Suède. A Hambourg, 1813.

erschienen ist, wurde schon zu einer Zeit geschrieben, da die glückliche Entwickelung der Europäischen Verhältnisse, über welche wir jetzt jubeln, noch kaum gehofft, gewiß nicht erwartet werden konnte. Nach Urschrift und Uebersetzung darf man nicht fragen; das Französische mag früher geschrieben seyn, aber das Teutsche ist nicht später gedacht. — Der Verfasser beginnt ruhig und bescheiden mit dem Urtheil der Welt über Napoleon und seine Herrschaft. Hierauf zeichnet er mit wenigen, großen Zügen den Gang der Europäischen Verhältnisse in den letzten zwanzig Jahren, um zu zeigen, unter welchen Umständen Napoleon Bonaparte sich der Herrschaft in Frankreich bemeisterte, wie viel er für das Glück und die Ruhe Europa's zu seinem eigenen ewigen Ruhme hätte thun können, wenn er ein Mensch hätte seyn mögen, wie er aber, zuweilen vielleicht im Irrthum, oft gewiß im Uebermuth, durch Gewaltthätigkeit aller Art, die Macht mißbraucht habe, bis er zu dem unsinnigen Gedanken des s. g. Continental-Systems gekommen. Dann wird dieses System, seinem Wesen nach, kurz geprüft, und die verderblichen und entsetzlichen Folgen desselben werden gezeigt. Endlich wird

über Schwedens höchstes Interesse bei dem dermaligen Zustande Europa's gesprochen. — Des Neuen findet der Kundige in dem Büchlein freilich wenig; Aufklärungen dunkler Verhältnisse darf er nicht erwarten; nur von dem Kronprinzen von Schweden werden ein Paar Züge erzählt, die an sich eben so schön sind, als sie uns neu waren. Aber jeder gebildete Mensch wird das Werkchen mit großem Vergnügen lesen, und seine Ansicht von der Zeit, wenn nicht berichtigt, doch aufgehellt fühlen. Dieselben schönen Eigenschaften, die Schlegel als Kritiker literarischer Werke so oft bewiesen hat, zeigt er auch als politischer Schriftsteller: Richtigkeit des Sinns, edle Freimüthigkeit, Schärfe des Urtheils, einen ruhigen, einfachen und doch lebendigen Styl, und eine so geistvolle Zusammenstellung, daß man die Sache leicht übersieht, und daß man kaum etwas vermißt, wenn man auch nicht Alles findet; dabei hin und wieder eine artige Anspielung, einen leichten Witz, einen schlagenden Gegensatz! Da die Schrift auch in Französischer Sprache verfaßt ist, so wird sie hoffentlich nicht nur nach Frankreich und nach andern Ländern kommen, sondern sie wird auch von der Teutschen vornehmen Welt gelesen werden, und dann darf man von derselben, sowohl dort als hier, große Wirkungen hoffen. —

* * *

Während des Waffenstillstandes sind zwei Schriften, neben einander, und unabhängig von einander — wenigstens findet man in ihnen keine Spur, daß der Verfasser der einen von dem Daseyn der andern gewußt hätte — ausgearbeitet worden, Schriften von zwei sehr unterrich-

teten Preußischen Officieren, und für die Aufklärung der Ereignisse von höchster Wichtigkeit.

Die Preußisch-Russische Campagne im Jahr 1813, von der Eröffnung bis zum Waffenstillstande vom 5ten Juny 1813; mit dem Plan der Schlacht von Groß-Görschen, der Schlacht von Bautzen und des Gefechts von Haynau. Von E. v. W. Breslau, in Comm. bei Kayser.

Der Feldzug von 1813. bis zum Waffenstillstand. Von einem Augenzeugen. Ohne Druckort. 1813.

Oeffentliche Blätter haben als den Verfasser der ersten dieser Schriften den Herrn General von Müffling, als den Verfasser der zweiten aber den Herrn General von Gneisenau genannt. In jedem Falle sind sie von zwei ausgezeichneten Männern geschrieben; sie verdienen die höchste Aufmerksamkeit; sie sind ungemein lehrreich, wie für den Krieger, so für den Staatsmann, und müssen Jeden erfreuen, an welchem die Ereignisse dieser Zeit nicht gleichgültig vorübergehen. Die erste ist mehr reine Erzählung dessen, was geschehen ist, einfach, gedrängt, ohne Kunst. Aber der Verfasser ist sich so innig bewußt, nur die Wahrheit gegeben zu haben, daß er den Gegner vertrauensvoll auffordert, ihn einer Unwahrheit zu zeihen, wenn er es vermöge: versteht sich in den Hauptsachen; denn in einzelnen Angaben weichen selbst unsere Verfasser von einander ab. Die Erzählung wird durch die Plane zu den Schlachten, wie sie vom Königl. Preuß. Generalstabe entworfen sind, vortrefflich erläutert, in sofern ein Laie in der Kriegskunst über diese Plane urtheilen kann.

Die zweite Schrift hingegen ist viel umfassender. Sie zeigt nicht bloß, was geschehen, sondern sie zeigt auch die Mittel, mit welchen es geschehen ist, und entwickelt die Absichten derer, welche leiteten und bestimmten. Indem sie an die unglückliche Lage Preußen's seit dem Jahre 1806, und an die Kräfte erinnert, mit welchen Preußen, bei der gewaltigsten Anstrengung und der umsichtigsten Vorbereitung, die in jener Lage möglich gewesen war, den Kampf im Jahre 1813 beginnen konnte; indem sie ferner darthut, daß die Kraft der Russischen Siege an der Elbe erschöpft seyn mußte, und daß die Russischen Heere, nach einer beispiellosen Verfolgung von Moskau bis Dresden, nicht stark seyn konnten, und indem sie endlich auf die vielen, von Frankreich besetzten Festungen an der Weichsel, Oder und Elbe hinweiset, und Oesterreichs Stellung nicht unbeachtet läßt: macht sie es aufs überzeugendste anschaulich, daß diejenigen, welche zwischen ihren vier Wänden nicht damit zufrieden waren, daß die Preußen in Sachsen blieben, und nicht bis an den Rhein vorgingen, ohne alle Kunde der Verhältnisse urtheilten; sie macht aufs lebendigste fühlbar, daß man schlechterdings, ohne Gewissenlosigkeit, und wenn man die letzte Hoffnung Europa's nicht von Neuem auf's Spiel setzen wollte, nicht mehr wagen durfte, sondern daß Alles geschehen ist, was geschehen konnte; und eben deswegen zwingt sie durch Beschreibung der Schlachten von Lützen und Bautzen den, welcher das Glück gehabt hat, diese Schlachten brav mit zu bestehen, zu einem stolzen Gefühl seines eigenen Werths, jeden andern fühlenden Menschen zu inniger Freude und hoher Bewunderung, Alle aber zu einem festen Vertrauen auf den Ausgang eines Kampfes, der mit so heiligem Sinne, mit solcher Tapferkeit, solcher Ergebenheit, solcher Einsicht geführt ward. Dabei bewährt

der Verfasser überall viel Geist und Leben, schöne Ansichten, große Grundsätze, und einen hohen Adel der Gesinnung.

* * *

Sogleich nach der Erklärung des Königs von Baiern für die große Sache Teutschland's und Europa's, sind vom Hrn. Geheimen Staatsrath von Feuerbach zwei Schriften erschienen, die, so viel wir wissen, die ersten im südlichen Teutschlande waren, in welchen (zu schöner Vorbedeutung!) entschlossen, freisinnig, redlich und groß Partei genommen wurde gegen Frankreich's Herrscher, und die in dem schönen Kranze des Ruhms, der Feuerbach's Stirn so würdig umstrahlt, als zwei der köstlichsten Blumen für alle Zukunft wahrhaftig nicht am mattesten duften und glänzen werden! Die erste dieser Schriften ist, ohne den Namen des Verfassers, unter der Aufschrift:

Was sollen wir? — Worte eines Baiern an das Baierische Volk. München. 1813.

ausgegeben worden. In dieser Schrift sucht der Verfasser in einer so einfachen und schönen, als kraftvollen und ergreifenden Rede jeden Baiern — und warum nicht jeden Teutschen! — vor dem gefährlichen Traume zu warnen, als sey mit den herrlichen Siegen der hohen Verbündeten schon jede Gefahr vorüber, und Alles erreicht. Er sucht der Entmuthung des Baierischen — des Teutschen — Volks vorzubeugen, die aus Mißtrauen in die Gefahr entstehen kann, und die nicht minder verderblich ist, als die Entmuthung aus Mißtrauen in die eigene Kraft. Er sucht endlich alle Baiern — alle Teutsche — jegliches Standes und jegliches Alters zu dem Vergessen aller kleinen Verhältnisse des Lebens, zu dem Vergessen ihrer selbst, zu dem Einen großen Gedanken: König und Vaterland! zu erheben, und einen Jeden mit dem Einen großen Gefühle der Freiheit und

Selbstständigkeit zu durchdringen, in welchem alle andere Empfindungen und Wünsche untergehen. Darum schildert er den Mann, gegen welchen wir streiten; darum zeichnet er die Natur und die Verhältnisse des Volks, welches jener Mann gegen uns führt; darum erinnert er an das erhabene Beispiel der edlen Preußen, die durch freudige Opfer und heldenmüthige Tapferkeit unsere Ketten zerbrochen, und die Schmach, die so lange den Teutschen Namen befleckt hatte, getilgt, die aber auch hierdurch eine große Schuld auf uns übrige Teutsche gelegt haben, welche wir, wenn wir edel, wenn wir des Teutschen Namens werth seyn wollen, ihnen wieder zu bezahlen, und mit wucherlichen Zinsen wieder zu bezahlen streben müssen. Also sucht Feuerbach, durch Erregung der tiefsten menschlichen Gefühle, alle Baiern jeglichen Standes zu begeistern, und unter dem hochherzigen, großgesinnten Königssohne, dem Kronprinzen Ludwig, Baiern's schönste Hoffnung und Teutschland's Freude, zu versammeln und zu vereinigen. — Der Erfolg hat bewiesen, daß Feuerbach der Baiern würdig geredet habe, und daß die Baiern eines solchen Redners würdig zu handeln wissen. Ihre Denkart, ihre Anstrengung, ihre Aufopferung, wird die Geschichte des gemeinen Vaterlandes nicht vergessen; sie werden unter den Teutschen Stämmen, die sich in dieser großen Zeit groß und der Väter werth gezeigt haben, nicht die Letzten seyn!

Die zweite, offenbar früher verfaßte, Schrift:

Ueber die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europens. Von Anselm v. Feuerbach. München 1813, bei Stöger.

ist in einem größern Styl gearbeitet. Der Verfasser stellt sich in ihr über den aufgestürmten Fluthen dieser ungeheuern

Zeit, um für Die, welche Ohren haben zu hören, und Augen zu sehen, eine beharrliche Deutung der Begebenheiten zu versuchen, die so rasch an uns vorübereilen. Diese Deutung aber spricht mit ergreifender Wahrheit das menschliche Gemüth an, weil uns in ihr der hohe Geist der Geschichte entgegentritt, und ein ächt vaterländischer Sinn, freimüthig und offen, stark und fest. So wie wir waren, mußten wir erleiden, was wir erlitten haben, um die Möglichkeit zu gewinnen, zu werden, was wir seyn sollen. Wir, Fürsten und Völker, haben unserm Treiber die Ruthe selbst in die Hand gegeben, mit welcher er uns gezüchtigt hat. Das alte Leben war verknöchert, voll von Vorurtheilen und Erbärmlichkeiten, ohne Tugend und Kraft; darum mußte es zusammengebrochen, und die menschliche Natur in ihrem innersten Wesen aufgereizt werden, wenn nicht alles Gute und Schöne verschwinden und ersterben sollte. Wohl hatte die Geschichte längst gelehrt, was Völker hebt und rettet, was Throne hält und stürzt, wie Eroberern zu begegnen ist, und was Staaten vernichtet Aber wir hatten diese großen Lehren nicht beachtet, oder nicht verstanden, oder wenigstens nicht befolgt. Nun haben sie sich von Neuem bewährt in dem großen Weltschauspiel, „zu welchem wir — und mit Recht, weil wir der Geschichte nicht gehorcht hatten! — mit unserm eigenen Elend den Eintrittspreis bezahlt haben.“ Dieses zeigt der Verfasser in dieser kleinen, aber vortrefflichen Schrift. Die hohe Beredtsamkeit desselben dringt unwiderstehlich ins innerste Herz, weil sie dem innersten Herzen entquollen ist. Es ist kaum möglich, wichtigere Wahrheiten schöner zu sagen. Wer Ohren hat zu hören, der höre! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen.

Digitized by Google

Beilagen.

A.

Urkunde

über die Stiftung des eisernen Kreuzes.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc.

In der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland Alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigenthümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Uebel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmüthigkeit herabsank, bewährt der hohe Muth, welcher jetzt jede Brust belebt, und welcher nur, auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend, ausharren konnte.

Wir haben daher beschlossen, das Verdienst, welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege entweder im wirklichen Kampf

mit dem Feinde, oder außerdem, im Felde oder daheim, jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbstständigkeit, erworben wird, besonders auszuzeichnen, und diese eigenthümliche Auszeichnung nach diesem Kriege nicht weiter zu verleihen.

Dem gemäß verordnen Wir, wie folget.

1. Die nur für diesen Krieg bestehende Auszeichnung des Verdienstes Unserer Unterthanen um das Vaterland ist

„das eiserne Kreuz

von zwei Classen und einem Groß-Kreuz.

2. Beide Classen haben ein ganz gleiches in Silber gefaßtes schwarzes Kreuz von Gußeisen, die Vorderseite ohne Inschrift, die Kehrseite zu oberst Unsern Namenszug F. W. mit der Krone, in der Mitte drei Eichenblätter, und unten die Jahreszahl 1813., und beide Classen werden an einem schwarzen Bande mit weißer Einfassung, wenn das Verdienst im Kampf mit dem Feinde erworben ist, und an einem weißen Bande mit schwarzer Einfassung, wenn dies nicht der Fall ist, im Knopfloch getragen; die erste Classe hat neben dieser Decoration noch ein Kreuz von schwarzem Bande mit weißer Einfassung auf der linken Brust; und das Groß-Kreuz, noch einmal so groß als das der beiden Classen, wird an dem schwarzen Bande mit weißer Einfassung um den Hals getragen.

3. Die Militär-Ehrenzeichen erster und zweiter Classe werden während der Dauer dieses Krieges nicht ausgegeben; auch wird die Ertheilung des rothen Adler-Ordens zweiter und dritter Classe, so wie des Ordens pour le mérite, bis auf einige einzelne Fälle, in der Regel suspendirt. Das eiserne Kreuz ersetzt diese Orden und Ehrenzeichen, und wird durchgängig von Höheren und Geringeren auf gleiche Weise in den angeordneten zwei Classen getragen. Der Orden pour le mérite wird in außerordentlichen Fällen mit drei goldenen Eichenblättern am Ringe ertheilt.

4. Die zweite Classe des eisernen Kreuzes soll durchgängig zuerst verliehen werden; die erste kann nicht anders erfolgen, als wenn die zweite schon erworben war.

5. Daraus folgt, daß auch diejenigen, welche Orden und Ehrenzeichen schon besitzen, und sich in diesem Kriege auszeichnen, zunächst nur das eiserne Kreuz zweiter Classe erhalten können.

6. Das Groß-Kreuz kann ausschließlich nur für eine gewonnene entscheidende Schlacht, nach welcher der Feind seine Position verlassen muß, desgleichen für die Wegnahme einer bedeutenden Festung, oder für die anhaltende Vertheidigung einer Festung, die nicht in feindliche Hände fällt, der Commandirende erhalten.

7. Die jetzt schon vorhandenen Orden und Ehrenzeichen werden mit dem eisernen Kreuz zusammen getragen.

8. Alle Vorzüge, die bisher mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster und zweiter Classe verbunden waren, gehen auf das eiserne Kreuz über. Der Soldat, der jetzt schon das Ehrenzeichen zweiter Classe besitzt, kann bei anderweitiger Auszeichnung nur zuerst das eiserne Kreuz der zweiten Classe erhalten; jedoch erhält er mit demselben zugleich die, mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster Classe verbundene, monatliche Zulage, die aber fernerhin nicht weiter vermehrt werden kann.

9. In Rücksicht der Art des verwürkten Verlustes dieser Auszeichnung hat es bei den, in Ansehung Unserer übrigen Orden und Ehrenzeichen gegebenen, Vorschriften sein Bewenden.

Urkundlich unter Unserer Allerhöchst eigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel.

Gegeben Breslau den 10. März 1813.

(L. S.)

Friedrich Wilhelm.

Inhalt.

I. Ankündigung und Plan. 3
II. Nemesis, ihr Sinn und ihre Deutung. . . 11
III. Das Vaterland, oder Staat und Volk. . . . 15
IV. Das eiserne Kreuz. (Mit Abbildung Taf. I.) . 39
V. Das Jahr 1813. 54
VI. Ueber Neutralität. Veranlaßt durch die Neutralitäts-Erklärung der Schweiz. 62
VII. Etwas über Erfurt während der Franz. Herrschaft. 109
VIII. Teutsche Heere gegen Frankreich, ihre Stärke und Vertheilung. 119
IX. Literarische Bemerkungen. 124

Beilagen.

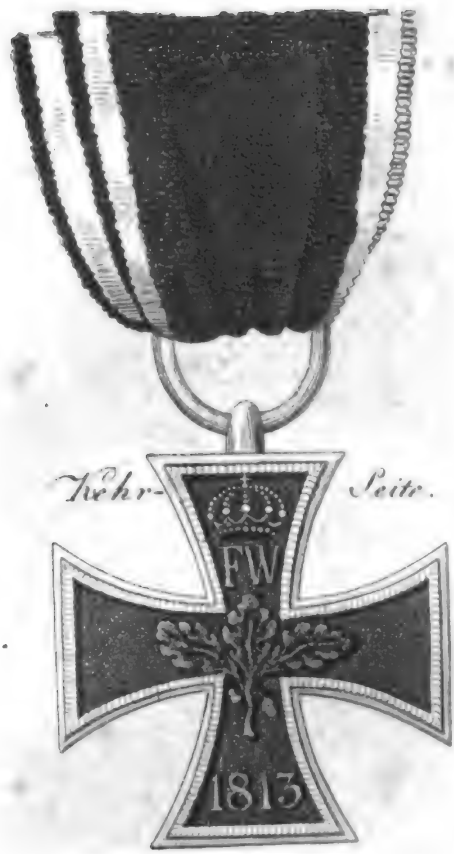
A. Urkunde über die Stiftung des eisernen Kreuzes. 145

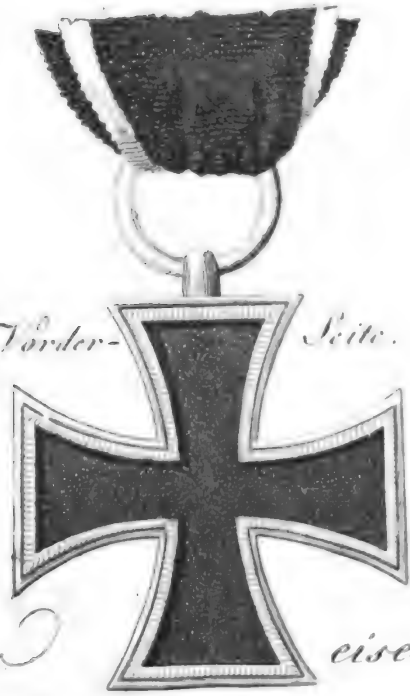
* * *

Zu diesem Stücke gehören:

Moreau's Portrait.

Abbildung des eisernen Kreuzes.





Orden des eisernen Kreuzes.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nemesis.

Zeitschrift
für
Politik und Geschichte.

Ersten Bandes II. Stück. 1814.

I.

Ueber die friedliche Gesinnung der Französischen Regierung.

(Geschrieben am 19. Jänner 1814.)

Der Krieg an sich ist ein unermeßliches Uebel. Dieses zu läugnen, würde eben so abscheulich seyn, als es unnöthig ist, die Gräuel zu schildern, die ihn begleiten oder durch ihn verursacht werden. Alle Völker Europa's sehnen sich nach Frieden; auf mehr als zwanzigjährige Kriegsstürme verlangt der Mensch nach stiller Einkehr in sich

selbst, nach ungestörtem Umtriebe, und nach ruhiger Gestaltung.

So wahr dieses ist, und so verzeihlich und gerecht der Wunsch nach Frieden: so einig sind wir doch auch hoffentlich darüber, daß wir nur einen Frieden wollen dürfen, der wirklich ein Friede ist, auf den wir rechnen, dessen wir gewiß seyn, und den wir mit Zuversicht unsern Kindern hinterlassen können. Je höher wir die Segnungen des Friedens anschlagen, je tiefer wir von der Nothwendigkeit des Friedens für Geist und Bildung durchdrungen sind, desto fester muß unser Entschluß seyn, nicht eine vorübergehende Erholung, die nur Erschöpften angenehm seyn kann, sondern eine bleibende, kräftige, wohlbegründete Ruhe zu wollen. Wir sind es unsern Vätern, wir sind es unserer eigenen, so oft geschändeten Ehre, wir sind es unsern Kindern und Enkeln, wir sind es der mißhandelten Menschheit schuldig, einen solchen Zustand der Europäischen Verhältnisse zu begründen, der den Völkern Sicherheit und Freiheit, und hierdurch dem Einzelnen die Möglichkeit eines wahrhaftig menschlichen Lebens verbürgt. Oder hätten wir Alles dieses erduldet, was über uns ergangen ist, hätten wir uns zu solchen Anstrengungen erhoben, und zu der großen Gesinnung, mit Freudigkeit die theuersten Opfer zu bringen, lediglich, um einige Jahre für träge Rast zu gewinnen, und die Wiederkehr der alten Noth auf eine kurze Zeit hinauszuschieben? Sollte diese große Völkerverbindung, die in der Geschichte beispiellos ist, sich auf eine so gemeine Weise endigen, daß der alte, ungewisse und heillose Zustand hergestellt würde, in welchem Europa so lange geschmachtet hat? Sollten wir der Nachwelt so zum Gespötte werden, daß einst die Geschichte, nach dem Ausdrucke des heiligen Sängers, von uns sagen müßte, wir seyen ge-

wesen wie die Kinder, die sich ungestüm zur Welt drängen, aber in der Geburt kraftlos ersticken? Nein! wir thun das Außerordentliche, weil wir Ordnung wollen; wir wagen Gut und Leben, um Sicherheit zu gewinnen für Gut und Leben, und achten Alles gering, um das Höchste zu erringen!

Der Kaiser Napoleon hat seit einiger Zeit von seiner Bereitwilligkeit zum Frieden gesprochen; seine Redner haben wiederholt, was er vorgesprochen hatte, und die Zeitungsschreiber haben wie ein vervielfachtes Echo diese Reden zurückgehallt. Lasse sich aber Keiner täuschen! In diesem Friedensgeschwätz ist die feindseligste Gesinnung versteckt. Je aufrichtiger sich diese Herren stellten, desto tiefer war ihre Falschheit, desto abgefeinter ihre Argliſt. Wir wollen die Sache ohne Leidenschaft prüfen; je wichtiger sie ist, desto unverzeihlicher würde Ungerechtigkeit seyn, aber desto trauriger wäre auch ein unvorsichtiges Vertrauen gewesen, desto trauriger würde es noch seyn. Unsere Fürsten, die großen Monarchen, von welchen die Bestimmung der Verhältnisse Europa's abhängt, wußten zuverlässig, was von diesen Versicherungen zu halten war; Sie wurden also in Ihren Planen weder durch dieselben aufgehalten noch wankend gemacht. Aber es ist auch gut, daß wir Unterthanen hierüber klar sehen, damit wir nicht etwa wähnen, die Gefahr sey vorüber gewesen, der Feind habe sich zum Ziel gelegt, wir hätten ihn muthwillig gereizt, und hätten nicht mehr nöthig gehabt, die Kraft anzustrengen, und neue Opfer zu bringen. —

Wenn man sagt, daß Napoleon Bonaparte es seit zehen, seit zwölf Jahren in seiner Hand gehabt, der Welt den Frieden zu geben, daß er aber, so lange er, wie

von ihm gerühmt worden ist, Alles wollen konnte, den Frieden nicht gewollt habe, so thut man ihm doch wahrhaftig wohl kein Unrecht. Darüber ist nur Eine Stimme, so viel wir wissen, daß Napoleon die Kriege, die seit seiner Herrschaft Europa verwüstet und die Welt verwirrt haben, muthwillig begonnen, daß er sie übermüthig geführt, daß er sie mit Spotte beendigt habe, um sie mit Hohn wieder anfangen zu können, und daß seine Friedensschlüsse, wo möglich, noch verderblicher gewesen seyen, als seine Kriege. Den Rednern seines Staatsraths, denen die große Gabe zu Theil geworden ist, desto mehr über eine Sache zu sprechen, je erbärmlicher, und desto schöner eine Sache zu vertheidigen, je nichtswürdiger sie ist, hat es so wenig als den Zeitungsschreibern, je an Schaamlosigkeit gefehlt, die ungeheuersten Gewaltthätigkeiten frech zu erheben; die frevelhaftesten Unternehmungen zu lobpreisen; die Unterdrückung edler Völker Großmuth zu nennen, und über den Gräbern von Hunderttausenden, die dem Ehrgeize und der Herrschgierde ohne Mitleid und Erbarmen hingeschlachtet worden sind, grausende Triumphgesänge anzustimmen. Französische Schriftsteller haben das Glück der Zeit gepriesen, in welcher durch Napoleon's Genie Ein Gesetz, Ein Kaiser, Ein Glaube durch ganz Europa walten, und ihr Wesen und ihr Leben allen Völkern aufgezwungen seyn würde; und das ganze Französische Volk hat sich in dem eitlen Gedanken gefallen, die große Nation zu seyn, die erste, die einzige, und jeder elende Gesell hat stolz auf uns arme Nordländer herabgesehen.

Alles dieses ist so allgemein bekannt, daß wir den Raum und die Zeit nicht daran wenden mögen, es zu beweisen. Wir dürfen leider! glauben, daß unter unsern Lesern auch

nicht ein einziger seyn werde, der es nicht wüßte, der es nicht schmerzlich erfahren hätte.

Dieser Kaiser nun, diese Räthe, diese Zeitungsschreiber, diese große Nation kamen jetzt ins Gedränge. Dem Uebermuthe des ersten, dem die übrigen Alle knechtisch gedient haben, war die rächende Göttin begegnet. Innerhalb Eines Jahres waren zwei große Heere auf eine beispiellose Art vernichtet worden; eine Million Menschen, die Blüte der Jugend, war durch das Schwerd mißhandelter Völker gefallen, oder vor Hunger und Kälte jammervoll umgekommen, oder führt in der Gefangenschaft ein elendes Leben. Alles kostbare Kriegsgezeug, das mit unermeßlichem Aufwande bereitet worden war, ist in der Hand siegreicher Feinde. Alle Völker Europa's, von dem Einen großen Gefühl erlittenen Unrechts getrieben, von dem Einen großen Gedanken der Freiheit und der Menschlichkeit geleitet, stehen treu und fest zu einander, auf der Gränze, auf dem Boden Frankreich's. Fast alle verlockte Mächte sind zurückgekehrt zum Rechten und Guten; fast alle hejochten Völker haben die Fesseln zerrissen, und erheben sich zu alter Ehre und Würde. Frankreich's Schicksal scheint in der Hand seiner Feinde zu seyn, und die Kraft, die man in himmelschreienden Ungerechtigkeiten und Frevelthaten vergeudet hat, wird jetzt umsonst aufgerufen gegen die einst so verhöhnten Sieger. Und in dieser Lage der Dinge fieng man an, von Frieden und wieder von Frieden zu sprechen. In dieser Lage der Dinge scheint man keine größere Neigung zu haben, als Frieden zu schließen, und sucht die Schuld des fortgesetzten Kampfs auf die verbündeten Mächte zu wälzen.

Was die Franzosen mit dieser Sprache wollen, das wissen sie gewiß am besten; aber das werden sie uns wahrhaftig

nicht verargen können, daß wir bei ihrer Verlegenheit nicht sogleich glauben, sie seyen zurückgekehrt zu der Redlichkeit, welche sie so lange unter die Füße getreten, zu der Achtung für Gesetz und Recht, die sie nie bewiesen, und zur Schonung der heiligsten Güter des Lebens, die sie so selten, die sie in zwanzig Jahren nicht gezeigt haben! Man kann indeß sehr gern zugeben: das Französische Volk will in diesem Augenblick aufrichtig den Frieden; aber folgt daraus etwas für eine solche Gesinnung in diesem Volke, welche uns den Frieden verbürgen kann, wie wir ihn wollen, und einzig wollen dürfen? Sollte die große Nation so schnell von der Höhe ihrer Gedanken herabgestiegen seyn, daß sie nun wirklich geneigt wäre, künftig nichts anders seyn zu wollen, als Volk unter Völkern? Würde sie hierzu auch dann noch geneigt gewesen seyn, wenn diese übrigen Völker alle erduldeten Mißhandlungen nur damit gerächt hätten, daß sie sich einmal an den Französischen Gränzen gezeigt, dann aber den Frieden gewährt hätten und heimgezogen wären? Würde diese Nation nicht gerade hierin eine Huldigung ihrer Größe und ihrer Ueberlegenheit gefunden haben? und würde sie eben deswegen nicht geneigt gewesen seyn, diese Größe und diese Ueberlegenheit auf die Art geltend zu machen, welcher sie seit Jahrhunderten ergeben gewesen ist, nämlich durch Eroberungen und Unterjochungen? Denn wie sollte sie von einem einzelnen Volke nicht Unterwerfung erwarten können, wenn selbst die Verbindung aller Völker Europa's die Unverletzlichkeit ihrer Gränzen anerkannt und nicht mehr erreicht hätte, als das Zurückdrücken der Französischen Macht in das Französische Land? Gewiß dieses eitele Volk würde sich für unantastbar innerhalb seiner Gränze gehalten, und eben hierin würde es bald ein, von der Natur erhaltenes, Vorrecht gefunden haben, über andere Völker zu herrschen, andere Völker zu mißhandeln.

Es würde hierauf einen Dünkel gefußt haben, der es bald wieder zu den höchsten Ansprüchen gereizt hätte.

Wenn wir aber auch setzten, das Französische Volk sey wirklich bereit, in diesem Augenblick des Gefühls gebrochener Kraft, mit großen Opfern den Frieden zu erkaufen, mit Opfern nämlich, welche die Aufrichtigkeit seines Willens und die Dauer des Friedens verbürgten, denkt denn die Regierung von Frankreich auch wie das Volk?

Man kann freilich auch gern zugeben, daß Napoleon und diejenigen Herren, welche als die Ersten um seinen Thron stehen, in diesem Augenblicke gleichfalls aufrichtig den Frieden wollen; aber welchen Frieden? Mit vielen heiligen Wörtern wird ein schändlicher Mißbrauch getrieben; so auch mit dem Worte Friede; von der Französischen Regierung ist dieses häufig geschehen. Napoleon und die Seinigen, die es recht gut fühlen, wie viel auf dem Spiele steht, wollen ohne Zweifel aufrichtig ihren Frieden, aber wollen sie auch aufrichtig unsern Frieden, d. h. einen solchen Frieden, welcher die Freiheit der Völker sichert, und alle die heillosen Gewaltthätigkeiten unmöglich macht, für welche sie bisher gelebt, in welchen sie ihren höchsten Ruhm gesucht haben? Sollte Napoleon auf einmal seine Natur verändert, sollten seine Knechte auf einmal ihr Wesen verwandelt haben? Sollte Napoleon auf einmal nicht bloß seiner Gottähnlichkeit entsagt, und auf den traurigen Ruhm, dem er bisher alle menschlichen Gefühle geopfert hat, nicht nur Verzicht gethan, sondern auch allen Groll, alle Rachsucht von sich geworfen haben? Sollte er es ertragen, gemein zu endigen, nachdem er so einzig dagestanden ist?

Es ist von jeher ein arger Wahn der Südbewohner gewesen, die einfacheren Nordländer für weniger gebildet, für weniger fein als sie selbst, ja für Barbaren zu halten. Sie haben dieselben von jeher mit Worten zu täuschen und zu betrügen gesucht, welche ihnen nichts bedeuteten, und mit Vorstellungen, über welche sie lachten. Napoleon hat von dem hohen Sinn Machiavelli's für Freiheit und Vaterland auch nie eine Ahnung bewiesen, aber einzelne Sätze hat er sich aus Machiavelli's Lehren wohlgemerkt, oder seiner eigenen Natur ist solche Weisheit eingeboren, vor allen der Satz, daß ein Fürst da, wo er mit der Löwenhaut nicht durchkommen könne, den Fuchspelz anziehen müsse!

Soviel ist wenigstens unläugbar: außer einem wahren Frieden scheinen nur drei Dinge, Napoleon und die Herren, die nahe an seinem Thron stehen, retten zu können, und diese drei Dinge fordern von ihnen, daß sie die Sprache des Friedens reden, wenn sie auch nichts sinnen, als Verderben und Unheil, als die alte Verwüstung und die alte Knechtschaft: Trennung der Verbündeten nämlich, Zeitgewinnung durch Unterhandlung oder Aufreizung aller Franzosen zum Kampfe gegen die einbrechenden Feinde. Eins von diesen Dingen, obgleich vielleicht ein großes Unglück für die Menschheit, möchte wenig bedeutend seyn für ihren Zweck, aber alle drei zusammen scheinen das Gelingen verruchter Absichten gewiß zu machen.

Käme einmal ein Riß in das heilige Band, welches die Fürsten und Völker Europa's gegen Frankreich so schön umschlingt; könnte ein Fürst oder ein Volk vergessen, warum es gilt, und das höchste Bedürfniß der Menschheit, das hei-

ligste Interesse von ganz Europa aufgeben; könnte ein Fürst oder ein Volk zurückbleiben, nicht mit gleichem Eifer und Sinne dem gemeinsamen Ziele zustreben, oder gar mit diesen Zerstörern der Welt und Verwirrern des Menschenlebens einen besondern Frieden machen: so würden auch die übrigen Fürsten und Völker, vielleicht nicht zurückgehen, vielleicht nicht umkehren (denn ansteckend ist, so viel wir wissen, der Wahnsinn doch nicht!), aber sie würden gehemmt, aufgehalten, wankend gemacht werden. Die schönste Gestalt, welche die Geschichte kennt, würde sich zu einem Zerrbilde verändern.

Solch ein Unglück ist nun freilich, bei der tiefen Seele, die in den hohen Häuptern des großen Bundes wohnt, keineswegs zu besorgen: aber zu begreifen ist, wie Napoleon und seine Knechte in ihrer Noth, ihre Hoffnung selbst an einen solchen hakenlosen Anker knüpfen mögen. Sie begreifen nichts von dem neuen Geiste, der in den Fürsten und Völkern lebt; sie haben von der Kraft der Menschheit darum keine Vorstellung mehr, weil sie die Menschheit in Menschen und Völkern so lange und so entsetzlich mißhandelt haben; darum meinen sie, die Welt gehe noch den alten leblosen Gang, und längst verbrauchte Künste hätten noch ihre alte bethörende Kraft. Nun ist ihnen bekannt, daß gegen Frankreich in früher und in später Zeit, eine Menge von Bündnissen geschlossen sind, daß Frankreich durch diese Bündnisse in mannichfache Verlegenheit gekommen, daß ihm aber immer gelungen ist, diese Bündnisse zu trennen, und am meisten dadurch gelungen ist, daß es sich stellte, es wolle nichts als den Frieden. Durch dieses Kunststück ist es den Franzosen wiederholt gelungen, Kriege triumphirend und mit großem Landerwerb zu beendigen, die sie

schmachvoll und mit Verluste geführt hatten. Also wäre begreiflich, wenn man es noch einmal versuchte!

Würde hingegen ein Waffenstillstand zu Unterhandlungen erreicht: so wäre zweierlei zu hoffen. Einmal würde man Raum gewinnen für die Anwendung aller jener Listen, durch welche vormals so viele Verbindungen aufgelöset sind; aber zweitens würde man auch in den Stand gesetzt werden, die Kräfte Frankreich's in Bewegung zu setzen, und hierdurch eine drohendere Stellung zu gewinnen. Es ist bekannt, daß Frankreich als Staat für Herrschaft und Waffen aufs künstlichste eingerichtet ist. Dem Kaiser ist möglich, nach dem gräßlichen Gedanken dieser Einrichtung, dem Volke auch den letzten Tropfen auszupressen. Aber wie mit allen mechanischen Kunstwerken, so auch mit diesem! Je vollkommner sie gedacht sind, je vollendeter ausgeführt, desto ungestörter muß die Bewegung seyn. Ist eine Spindel abgeschliffen, ist eine Zacke zerbrochen, so zerstören sie sich selbst; und wird ein ganzes Rad herausgehoben, so müht sich der Künstler umsonst ab, das Werk in Bewegung zu erhalten. Wären die verbündeten Heere an den Gränzen stehen geblieben, so würde Napoleon bald zahlreiche Schaaren versammelt haben, und wenn diese auch nicht alten Kriegern glichen, so würden sie doch durch ihre Masse furchtbar seyn. Denn wie unbeschreiblich auch Frankreich gelitten haben mag, erschöpft ist es noch lange nicht; dadurch wird es am meisten gelähmt, daß die Staatsmaschine in ihrem Gang unterbrochen wird, daß man tief in Frankreich eindringt, und die gepriesene Einheit, die nicht eine Einheit des Gefühls und des Willens, sondern des Zwangs ist, stört. Daher können die Menschen, die für nichts Sinn haben, als für Gewalt, nichts inniger wünschen, als

Zeitgewinn, um die Verletzung des Mechanismus wieder herzustellen.

Wenn nun aber keins von diesen beiden Kunststücken gelänge, wenn weder die verbündeten Mächte getrennt, noch durch Unterbrechung der Feindseligkeiten die gestörte Staatsmaschine, die Soldatenpresse und Geldpumpe, wieder in den alten Gang gebracht würde: was würde da dem Kaiser Napoleon und seinen Knechten, über dem Abgrunde stehend, den sie selbst der gesitteten Welt gegraben haben, übrig bleiben, als zu einem neuen Gaukelspiele ihre Zuflucht zu nehmen? Werden sie von dem Französischen Volke verlassen, so werden sie dastehen ein Gespött der Zeitgenossen, und ein Abscheu späterer Menschen. Will nun auf dieses Volk der alte Zwang nicht mehr wirken: was kann man thun, als die Leidenschaft reizen, oder sich an das Sittliche im Menschen wenden? Leichtbeweglich ist das Französische Volk; begierig nach Größe und Ruhm; empört über den Gedanken, entwürdigt, getheilt, unterjocht zu werden. Also war ja wohl Hoffnung, desselben leicht entzündbare Einbildungskraft durch allerlei Schreckbilder von den Absichten der Verbündeten, das schöne Frankreich zu theilen, das Französische Volk zu unterjochen, sich blutig zu rächen für erlittene Niederlagen, so blutig, wie Barbaren — denn Barbaren sind wir Nordländer! — zu rächen pflegen, — es war Hoffnung, des Volks Einbildungskraft durch solche Schreckbilder zu entflammen, und Alles in die Waffen zu stürmen. Aber man scheint die Erfahrung gemacht zu haben, daß solche Bearbeitungen nicht mehr gehörig wirken; daß die alte Schwungkraft dieser Feder abgenutzt sey, und daß die Franzosen, wie geblendet sie auch seyn mögen, doch das eigene Elend etwas fühlen. Die verbündeten Mächte haben so oft und so

wiederholt erklärt, „daß sie nicht gegen Frankreich, sondern daß sie nur gegen Napoleon's laut verkündete Uebermacht den Krieg führen, daß sie nichts wollen, als einen wahren Frieden, und daß der erste Gebrauch, den sie von ihren Siegen gemacht, gewesen sey, dem Kaiser der Franzosen den Frieden anzubieten." — Was blieb nun noch übrig, um das Volk in Bewegung zu setzen, und wo möglich das Jahr 1793 zu wiederholen, als daß man sich selbst zum allgemein ersehnten Frieden bereit stellte, und arglistig dem Volke den Glauben an die Aufrichtigkeit der verbündeten Mächte zu entziehen suchte? —

Wir wiederholen es, wir wollen nicht ungerecht seyn. Darum sollen diese Bemerkungen nicht mehr beweisen, als sie beweisen können; aber so viel geht doch wohl unläugbar aus ihnen hervor, daß der Kaiser Napoleon in seiner gegenwärtigen Lage keine andere Sprache, als die Sprache des Friedens reden kann, wenn auch seine Seele Rache sinnt, sein Herz nach neuem Blutvergießen lüstet, sein Geist Verderben brütet.

Um nun aber fühlbar zu machen, welche Gesinnung in ihm seyn mag, wollen wir nur einige der laut ausgesprochenen Grundsätze und Ansichten des Kaisers Napoleon beleuchten, welche man als den Text ansehen kann, durch dessen Erklärung seine Diener jeglicher Art das Volk bearbeiten müssen. Wir wollen nicht zurückgehen in die Zeit ungetrübten Glücks; auch wollen wir uns nicht auf Zeitungsschreiber berufen, sondern wir wollen uns an die neuesten Staats-Reden und Schriften halten, die gesprochen worden sind, als der Wechsel des Glücks wohl menschliche Empfindungen in seiner Brust hätte erwecken können, wenn er derselben fähig wäre, und aus welchen allein der friedliche

Geist, von welcher Art er auch seyn mag, erkannt werden kann. Voraus aber wollen wir noch die Bemerkung machen, deren Richtigkeit man hoffentlich nicht bezweifeln wird, daß nämlich die Masse der Franzosen an Autorität hängt, daß sie glaubt, was man ihr vorsagt, daß sie nicht prüft, was von oben kommt, und daß sie am wenigsten bezweifelt, was sie gedruckt sieht. *)

Um die Zeit, als Napoleon, wie ein Landflüchtiger, nach dem Verluste seines ganzen Heeres aus Rußland zurückgekommen war, hatte ein Englisches Blatt (the Star) behauptet: „Napoleon's Laufbahn in Europa sey beinahe geendigt, er werde sich künftig auf Frankreich beschränken müssen." — Hierzu brachte der Moniteur vom 31. December 1812 folgende Anmerkung: „Selbst Holland, selbst Rom, Toskana, Piemont, selbst Belgien, selbst die Grafschaft Nizza! Das wäre schön! Aber warum so viele Mäßigung, warum auf so gutem Wege stehen bleiben? Warum sollte man nicht den Augenblick benutzen, und Frankreich theilen? Glaubt mir, so lange ihr noch die 20 bis 25 Millionen Menschen, die Euch so nahe wohnen, als Eine Nation beisammen laßt, werdet ihr immer Gefahr laufen.

*) Welche Wunder wirkte nicht in der gesetzlosesten Zeit der Revolution das Wort Loi auf die wüthende Menge! Jeder, der die Gewalt an sich zu bringen vermochte, wußte sich au nom de la loi Gehorsam zu verschaffen. Und wie unsinnig gemeine und vornehme Soldaten an dem Worte ihres Generals, vollends ihres Kaisers, festhielten, und wie unbegreiflich einfältig sie an die Stellen der Bulletins glaubten, deren Falschheit sie nicht etwa durch den Selbstanblick kannten, das haben wir leider! wohl Alle erfahren. Im Uebrigen versteht sich, daß es einzelne denkende und unterrichtete Männer giebt.

Trennt sie; macht wieder einen Herzog von Burgund, einen Herzog von Aquitanien, einen Herzog von der Normandie, der Bretagne; nur dann werdet ihr Sicherheit haben! Erinnert ihr euch noch der schönen Zeiten Karl's des Kühnen und des Hauses Monfort? Auch das wäre gar nicht übel, nicht wahr?" — Später, am 22. März 1813, hatte eine andere Englische Zeitung (the Morning-Chronicle) geäußert: „man glaube, Schweden werde sich Norwegen's zu bemächtigen suchen." Zu dieser Aeußerung fügte der Moniteur Folgendes hinzu: „England's Plan ist, Dänemark solle Norwegen abtreten, und auf Frankreich's Kosten entschädigt werden. Hat man wohl je von einem abentheuerlicheren Plane gehört? Entschädigung auf Frankreich's Kosten! Aber wären selbst die feindlichen Heere auf den Anhöhen von Montmartre gelagert, so würde nicht Ein Dorf von den Provinzen, die dem Reiche constitutionsmäßig einverleibt sind, abgetreten werden!"

Der gehackte, stürmische Styl dieser Anmerkungen ist so eigenthümlich bezeichnend, daß man über den Verfasser derselben kaum zweifelhaft seyn kann. Das bedeutende: glaubt mir! scheint auf einen Mann hinzuweisen, der weiß, was Er gilt; und die urkundliche Darstellung des Hergangs mit den berüchtigten Stellen gegen den Kronprinzen von Schweden in der Leipziger Zeitung haben uns darüber belehrt, daß der Urheber mancher Zeitungsartikel oft zu finden seyn würde, wo man ihn, aus Ehrfurcht gegen Thron und Krone, gar nicht zu suchen wagt. Auf jeden Fall kann man als gewiß setzen, daß der Kaiser Napoleon die Anmerkungen des Moniteurs vor dem Abdrucke gesehen und gebilligt habe, und daß sie seinen Gesinnungen gemäß sind. Einer Erklärung bedürfen sie nicht. Denn daß die erste

mehr darauf berechnet ist, die reizbaren Franzosen in Bewegung zu setzen, die letztere aber, geschrieben, als die neuen Rüstungen schon weit vorgerückt waren, weit entscheidender, trotziger, höhnischer auftritt, das ist eben so in die Augen fallend, als es allgemein bekannt ist, daß auch die Teutschen Marken, bis an die Ostsee, dem Reiche einverleibt worden sind! —

Am 7. October 1813, als Oestreich's Monarch, Teutschland's alter Kaiser (von welchem zur Zeit jener Anmerkungen noch versichert ward, „daß Er zum Glück des festen Landes unzertrennlich mit Frankreich verbunden sey,") mit einer großen, wahrhaftigen Regententugend, die für das Wohl seines Staats und der Ruhe der Welt persönliche Verhältnisse nicht beachtete, zu den Feinden Napoleon's getreten war, und als man schon fürchten mußte, was nachher geschehen ist, hielt die Kaiserin von Frankreich im Senat eine Rede, in welcher Folgendes vorkam: „Die bedeutendsten Mächte Europa's hatten vor einem Jahre, empört durch England's Anmaßung, ihre Heere mit den unsrigen vereint, um den Frieden der Welt zu gewinnen, und die Herstellung der Rechte aller Völker. Bei den ersten Unfällen des Kriegs sind die besänftigten Leidenschaften wieder erwacht. England und Rußland haben Preußen und Oestreich in ihre Sache gezogen. Unsere Feinde wollen unsere Verbündeten vernichten, um sie für ihre Treue zu bestrafen. Sie wollen den Krieg in das Herz unsers schönen Vaterlandes tragen, um sich für die Triumphe zu rächen, die unsere siegreichen Adler in die Mitte ihrer Staaten geführt haben. Ich kenne besser, als irgend ein Anderer, was unsere Völker zu fürchten haben würden, wenn sie sich je besiegen ließen. — Vertraut seit vier Jahren mit den geheimsten

Gedanken meines Gemahls, weiß ich, von welchen Empfindungen er gequält (agité) werden würde, auf einem hingewelkten Throne, und unter einer Krone ohne Ruhm."

Nach diesen Worten forderte die Kaiserin die Franzosen auf im Namen des Vaterlandes, der Ehre, und des Kaisers, und der Senat beschloß eine Aushebung von 280,000 Mann.

Es versteht sich von selbst, daß der Kaiserin die Rede vorgeschrieben war, die sie aussprach. Die merkwürdigsten Stellen sind unstreitig die beiden letzten, von uns ausgezeichneten Sätze. Der Sinn ist nirgends dunkel, als etwa in den Worten hingewelkter Thron (trône flètri) und Krone ohne Ruhm. Wären diese Worte in ihrem wahren, ursprünglichen und menschlichen Sinne genommen, so würde Keiner tadeln können, daß es dem Kaiser von Frankreich unerträglich sey, ohne Ehre und Ruhm zu leben. Worein aber Napoleon Ehre und Ruhm setzt, ist bekannt genug: in weit verbreitete Herrschafe und Gewaltthätigkeit. Wir wissen, daß er bedeutende Menschen in der Geschichte darum nicht für große Männer gelten lassen wollte, weil sie verschmäht hatten, augenblickliches Glück, mit Untertretung alles Rechts, zur Begründung einer unbeschränkten Herrschaft zu benutzen; und es ist urkundlich, daß er für entehrend erklärte, die Preußischen Festungen zu räumen, obgleich er dazu vertragsmäßig verpflichtet war. Zum Ueberfluß erklärt die Zuschrift, mit welcher die gute Stadt Paris (am 17. Octob.) die Aufforderung der Kaiserin beantwortete, was eigentlich zu fürchten ist, und worauf es dem Kaiser ankommt. „Eifersüchtige Mächte," heißt es in diesem Schreiben, „theilen

sich schon in die Provinzen dieses schönen Reichs; sie treten sie ab und unterhandeln darüber, ehe sie ein Recht darauf haben." Und wiederum: „Keine Anstrengung, keine Opfer können den Franzosen zu theuer seyn, sobald die Ehre sie befiehlt; sie können nicht ohne Ruhm leben, und nie wird die Krone ihres Kaisers ihrer Lorbeeren beraubt werden." Späterhin wird die Sache noch deutlicher werden.

Die Rede der Kaiserin der Franzosen, hat an die berühmte Erscheinung der jungen Maria Theresia auf dem Ungarischen Reichstage, erinnert. Die Vergleichung, wiewohl keineswegs passend, wirkt nicht übel, wenn man das Kräftige: „Sterben wollen wir für unsern König Maria Theresia!" der Ungarn an das lange Geschwätz der guten Stadt Paris hält, die, wie überall, so auch hierin, den übrigen Städten als Muster vorangieng; besonders dann, wenn man bemerkt, daß einige dieser Städte ihre Zuschrift noch kaum überreicht hatten, als sie die Französischen Behörden verjagten und die Waffen ergriffen gegen diese Franzosen, die nicht ohne Ruhm leben können! —

Dem Senat war die Anzeige geschehen, daß die Engländer, zufolge eines Vertrags mit Schweden, diesen das, einst den Franzosen gehörige Eiland, Guadeloupe, überlassen hätten. Hierauf beschloß dieses ehrwürdige Collegium von Jaherren, auf den Antrag zweier Redner des Staatsraths, am 14. Octob. 1813: „es solle zwischen dem Französischen Reich und Schweden kein Friedenstractat geschlossen werden, bevor nicht Schweden dem Besitz von Guadeloupe entsagt hätte." Daß hierin derselbe Dünkel der Erhabenheit über alle Opfer um Frieden, über alle Sühne für lange

Frevel liegt, fällt in die Augen. Lächerlich aber wurden die ehrwürdigen Senatoren dadurch, daß sie „jedem Franzosen auf Guadeloupe, bei Strafe der Entehrung verboten, der Schwedischen Regierung irgend einen Eid abzulegen, von ihr irgend ein Amt anzunehmen, oder ihr irgend Beistand zu leisten.“ Denn wenn ihnen auch die Anmaßung verziehen werden könnte, daß sie vor der ganzen Welt sich selbst die Hände banden, weil sie in ihrem tollen Wahn nicht glauben mochten, sie könnten dieselben einmal ausstrecken wollen, um den Frieden zu erflehen; so hätten sie doch wissen sollen, daß sie außer Stande sind, ihre mannhaften Beschlüsse an die Männer auf Guadeloupe zu bringen, welchen diese Beschlüsse gelten. —

Am 14. Nov. 1813, als Napoleon nach Paris zurückgekommen war, mit dem demüthigenden Bewußtseyn, in den Schlachten bei Leipzig und Hanau die Frucht aller seiner Thaten, den Zweck aller seiner Bestrebungen verloren zu haben, und mit dem fürchterlichen Gefühl, ein Abscheu vieler Völker zu seyn, nahm er, auf seinem Throne sitzend, und umgeben von dem ganzen Glanze der Monarchie, den Senat an. Der Präsident desselben, Graf Lacépède, dessen andern Schriften es vielleicht nicht schadet, daß er knechtische Grundsätze öffentlich bekannt hat, führte das Wort, und sagte dem Kaiser u. a. Folgendes vor: „Die Anstrengungen der Feinde Frankreichs sind umsonst unterstützt worden, durch den Abfall seiner Verbündeten, durch beispiellose Verräthereien, durch außerordentliche Ereignisse und durch traurige Zufälle. Eure Majestät hat Alles überwunden; sie hat für den Frieden gestritten! — Vor dem Wiederanfang der Feindseligkeiten hat Eure Majestät einen Congreß angeboten, zu welchem alle Mächte, selbst die kleinsten, gerufen werden

sollten, um ihre Zwiste auszugleichen, und um die Grundfesten eines, für alle Nationen ehrenvollen, Friedens zu legen. Ihre Feinde, Sire, haben sich dem Congreß widersetzt. Auf sie muß jeder Vorwurf des Kriegs fallen. — Eure Majestät, die am besten die Bedürfnisse ihrer Unterthanen kennt, weiß, daß wir den Frieden wünschen. Jedoch haben alle Völker des festen Landes den Frieden größer nöthig, als wir u. s. w."

Auch dieses Gerede erklärt sich von selbst. Nur wegen der angeführten Thatsache, daß Napoleon einen Congreß angeboten habe, wollen wir in Erinnerung bringen, daß der Herr Graf Lacépède hierin nur wiederholt, was im Moniteur, zu Anfange des Waffenstillstandes, amtlich versichert war. Was aber von der Wahrhaftigkeit des Autors dieser Nachricht, und des — betrügerischen oder betrogenen? — Nachsprechers derselben zu halten sey, das hat uns das Oestreichische Manifest gelehrt. „An wen," so heißt es in diesem Manifeste, „dieser Vorschlag (eines Congresses) gerichtet, auf welchem Wege, in welcher diplomatischen Form, durch wessen Organe er geschehen seyn konnte, war dem Oestreichischen Kabinet, welches bloß durch die öffentlichen Blätter zur Kenntniß desselben gelangte, völlig unbekannt."

Der Kaiser erwiederte dem Redner: „vor einem Jahre zog ganz Europa mit uns; jetzt zieht ganz Europa gegen uns. Dieses geschieht, weil die Meinung der Welt durch Frankreich oder durch England bestimmt wird. Wir würden daher Alles zu fürchten haben, ohne die Kraft und die Macht der Nation. — Die Nachwelt soll sagen, daß, wenn große und kritische Umstände sich eingestellt haben, sie doch nicht größer gewesen sind, als Frankreich und Ich!"

Diese Rede Napoleon's hat allgemeinen Unwillen erregt. Wir aber können nicht läugnen, sie hat uns gewisser Maßen gefallen. Ganz Europa war begierig, zu erfahren, was der Heros, der sonst immer so prahlend, so trotzig, so höhnend von seinen Gewaltzügen heimgekehrt, und mit eben so vielem Anspruche auf Anbetung, als mit gnädiger Herablassung aufgetreten, jetzt aber zum zweiten Male ohne Ruhm, ohne Ehre, ohne Heer, verspottet, verlacht, verachtet, und gewiß nicht durch Unglück, oder durch Naturgewalt bezwungen, sondern gründlich besiegt durch das Rachschwerd empörter Völker, zurückgekommen war — ganz Europa war begierig, zu hören, was dieser Heros unter solchen Umständen wohl sagen würde. Und kahler, und in sofern besser, hätte doch wahrhaftig diese Neugierde nicht abgefertigt und getäuscht werden können! Indeß geben wir gern zu, daß Se. Majestät mehr aus Verlegenheit also geredet habe, als in der Absicht, die Neugierde der Welt zu täuschen; aber eben wegen dieser Verlegenheit, scheint Napoleon uns in diesen wenigen Worten sein Gemüth mit mehr Wahrheit ausgesprochen zu haben, als je zuvor. Und was zeigt Er uns? Eine arge Geringschätzung, ja, eine tiefe Verachtung aller Europäischen Völker, außer den Engländern! Diese haben durch die edle Beharrlichkeit, mit welcher sie den großen Kampf um die Freiheit Europa's fortgesetzt haben, ihn endlich gezwungen, sie anzuerkennen. Nachdem man tausendmal, jahrelang, ihren nahen Untergang verkündigt hatte, sagt Lacépède jetzt nicht einmal mehr, daß sie den Frieden so groß nöthig hätten, als das schöne Frankreich mit seinen unermeßlichen Hülfsquellen, und Napoleon würdigt sie so hoch, daß er sich kaum über sie setzt. Alle übrigen Völker Europa's aber sind nichts. Das, was Russen, Preußen, Oestreicher, Teutsche, Schweden, Spanier, ge-

gen ihn treibt, was sie zu Helden macht, vor welchen er mit allen seinen Schaaren erlegen ist, was sie fähig gemacht hat zu den größten Aufopferungen, zu den bewunderungswürdigsten Anstrengungen, zu solchen Thaten, die ihm seine Lorbeeren entrissen, und das Gebäude seiner Weltherrschaft zertrümmert, dieses tiefste und heiligste Gefühl für Recht und Gesetz, diese allgemeine Begeisterung für Freiheit und Vaterland ist in den Augen dieses Monarchen nichts anders, als der thierische Reiz, der das Kameel hinter dem Pfeifer herzieht, nichts anders, als dieselbe Erbärmlichkeit, mit welcher die Europäischen Völker seinen Planen gedient haben. Oeffentliche Blätter haben erzählt, der Kaiser Napoleon habe nach der Schlacht von Hanau, als er den Teutschen Boden ganz zu verlassen gezwungen war, zu den unglücklichen verlockten Polen in den Trümmern seines Heeres gesagt: „Die Teutschen hätten das Fieber!" Und nach jenem Ausspruche vor dem Senate läßt sich an der Wahrheit dieser Erzählung nicht zweifeln. Solch' eine gräßliche Verblendung aber, solch' eine traurige Täuschung, solch' eine Verkennung der edelsten und tiefsten Offenbarungen der Gottheit im Menschenleben, erklärt freilich hinreichend den trostlosen Wahn, daß Se. Majestät nicht unter den Umständen sey; aber sie kann auch allen Fürsten und Völkern beweisen, was man von Napoleon's Freundschaft zu halten habe, und von einer Verbindung mit ihm; sie kann ihnen das einzige Mittel zeigen, diese Starrheit biegsam, diese Wildheit zahm zu machen! —

Am Tage nach diesem Auftritte wurde vom Senate die Conscription von 300,000 Mann beschlossen. Diese Maasregel mußte unstreitig alle Franzosen erschüttern, nachdem in diesem Jahre schon eine so ungeheuere Menschenmenge hingeopfert war. Sie bedurfte also wohl einer Rechtferti-

gung, und der Staatsrath, Regnaud de St. Jean d'Angely, unternahm es, die Beweggründe derselben auseinander zu setzen. Man kann nicht läugnen: der Mann versteht sich aufs Vertheidigen; er verdiente ein Sachwalter des Teufels zu seyn. Seine Rede ist ganz darauf berechnet, das Volk in Angst und Schrecken zu setzen wegen der Absichten der Feinde Frankreich's, um dasselbe auch noch zur Duldung dieser Gewalt zu vermögen. „Wenn unsere Feinde auf unser Gebiet vordrängen, so bliebe uns nichts zu hoffen übrig, als der Friede der Sclaverei oder der Friede des Grabes. — Das herabgewürdigte, zertheilte, zerstörte, unterdrückte Polen ist eine schreckliche und lebendige Lehre für das, von denselben Mächten (!), die sich die Stücke der Polnischen Monarchie zutheilten, bedrohete Frankreich. Der Schatten der Poniatowsky, der Schatten des letzten, so weit vom Throne weggeschleuderten Polnischen Königs, der Schatten des letzten Polnischen Generals, der so glorreich unter Lorbeeren begraben ward, sagen Ihnen, mit was für Feinden wir zu thun haben, und welches die Mittel sind, um den Frieden, den wir begehren, und die Ruhe, die Europa wünscht, zu erhalten. Diese sind, jene Ligue weit von den Gränzen Frankreich's, die sie bedroht, wegzutreiben. Könnten die coalisirten Heere diesseits der Pyrenäen, der Alpen oder des Rheins vordringen, und sich da festsetzen, so könnte kein Friedenstag für Frankreich scheinen. Er kann nur in so weit für uns aufgehen, als wir den Feind werden entfernt, und weit von unsern Gränzen weggetrieben haben."

Durch diese Auseinandersetzung der Beweggründe zu der Conscription von 300,000, wurde die bekannte Erklärung der gegen Frankreich verbündeten Mächte veran-

laßt, die am 1. Decbr. zu Frankfurt erschien. Diese Erklärung ließ sich keineswegs auf eine Würdigung der Vorwürfe ein, welche der Redner des Französischen Staatsraths ihnen gemacht hatte, sondern sie blieb, vertrauend dem allgemeinen Mitwissen der Welt, bei der einfachen Versicherung stehen, „daß die Bedingungen des Friedens, welchen die verbündeten Mächte dem Kaiser der Franzosen angeboten, eben so gut auf die Unabhängigkeit des Französischen Reichs, als auf die Unabhängigkeit der übrigen Staaten von Europa gegründet sey; daß die Absichten der verbündeten Mächte gerecht seyen in ihrem Ziele, großherzig und edelmüthig in ihrer Anwendung, beruhigend für Alle, ehrenvoll für Jeden; und daß sie, die verbündeten Mächte, überhaupt nichts wollten, als einen Zustand des Friedens, der durch eine weise Vertheilung der Macht, durch ein billiges Gleichgewicht, ihre Völker künftighin vor den zahllosen Leiden bewahre, welche seit zwanzig Jahren auf Europa lasteten!" — Und warum sollten wir dem Hrn. Regnaud weitläuftig antworten? Ueber das Schicksal Polens, mit welchem er die Franzosen zu ängstigen sucht, mag man denken, wie man will: das weiß die ganze Welt, daß die Monarchen, welche jetzt das Schicksal von Europa in der Hand haben, an den Polnischen Verhältnissen sehr unschuldig sind!

Man hat unter uns gefragt: ob die 300,000 Mann, welche zu Folge des Senatsconsults vom 14. Novbr. ausgehoben werden sollten, von den 280,000 Mann verschieden seyen, deren Conscription die Kaiserin am 7. Octbr. ausgeschrieben hatte. Man scheint der Meinung zu seyn, daß wirklich zwei verschiedene Aushebungen angeordnet seyen, und hat in dieser Hinsicht Betrachtungen über die Wirkung

dieser Anordnungen angestellt. Wir müssen aber gestehen, daß wir dieser Meinung nicht sind, sondern daß wir das zweite Senatusconsult nur für eine Reformation des ersten halten. Einmal wäre es doch wohl ein zu großes Wagestück von der Regierung gewesen, innerhalb zweier Monden — ja fast in Einem Mond — 580,000 Mann auszuschreiben, nachdem schon im Anfange des Jahres 530,000 Mann, nochmals gegen Spanien 30,000 Mann, und hierzu 52 Bataillons Nationalgarden, jedes zu 600 Mann, und eine Anzahl von Stadtcohorten, ausgeschrieben waren. Dieses würde in Einem Jahre, außer den Cohorten und Nationalgarden, eine Conscription von mehr als einer Million Menschen ausmachen. Zweitens hätte vom 7. Octbr. bis zum 14. Nov. für die Aushebung selbst noch wohl wenig geschehen können; durch eine neue Verordnung wäre eine arge Verwirrung unvermeidlich gewesen. Endlich ist uns auch nicht bekannt geworden, daß später die erste Conscription betrieben wäre, wohl aber, daß man die zweite zu Stande zu bringen gesucht hat. Wir führen zum Beweise einige Sätze aus einem Schreiben an, welches der Großrichter, Minister der Justiz, Duc de Massa, schon am 19. Novbr. an die Gerichtshöfe in Frankreich erlassen hat: sie können zugleich zeigen, wie eigentlich die Regierung zum Volke steht, und auf welche Weise man dieses zu bearbeiten sucht; sie können mithin zum Belege der Meinung dienen, die wir ausgesprochen haben.

Der Großrichter fängt sein Schreiben an die Magistrate damit an, „daß er sich in diesem Augenblick der Gefahr des Vaterlandes an sie wende, weil sie auf den Geist und die Stimmung des Volks einen so mächtigen Einfluß hätten. Die Wohlfahrt des Vaterlandes aber hänge ab von der schnellen und vollendeten Aushebung der 300,000 Conscri-

birten" — wobei er jedoch zu vergessen scheint, daß die vollendete Aushebung wohl darum unmöglich seyn möchte, weil Theile des Reichs, auf welche doch auch wohl gerechnet ward, sich schon in der Gewalt der Verbündeten befanden. Hierauf fährt er fort: „Es ist hinlänglich bekannt, daß unsere Feinde, erbittert über frühere Niederlagen, mit dem Durste nach Rache gegen uns ziehen. Man stelle sich das Loos vor, welches uns erwartet, wenn sie über unser Leben und unser Vermögen verfügen könnten! Es ist hier nicht bloß von Ehre und Ruhm die Rede, sondern unsere Existenz ist in Gefahr, und mit ihr Alles, was uns theuer ist. Der Tod ist nicht das Schlimmste, das wir zu fürchten haben; Verwüstung, Brand, völlige Vernichtung unsers unglücklichen Vaterlandes: das ist es, was uns zuverlässig erwartet, wenn Frankreich die Beute des Feindes wird. Zu diesem schrecklichen Gemälde muß man noch die Demüthigungen aller Art hinzufügen, die einem edlen Herzen unerträglicher sind, als selbst der Tod. Der Norden hat seine Bevölkerung ausgeströmt, um uns zu unterjochen; der Kern der unsrigen muß sich ihm entgegenstellen, um das schreckliche Loos zu verhüten, das er uns bereitet. Wir haben für uns die Tapferkeit unserer Krieger, und das Genie des Helden, der sie führt u. s. w."

Vielleicht ist's möglich, daß dieses nicht bloß Spiegelfechtereien sind. Da die Franzosen das zermalmende Bewußtseyn haben, daß ihre Truppen in fremden Ländern auf die Weise verfahren sind, mit welcher die Regierung das Volk zu Entschlusse und That zu ängstigen sucht, so können sie sich wohl nicht vorstellen, daß die verbündeten Truppen in Frankreich anders verfahren könnten. Wer keines Edelmuths fähig ist, trauet Andern keinen Edelmuth zu; und der Schuldige fürchtet die Strafe. Wie sich dieses aber

auch verhalten mag: es scheint doch, man habe mit allen Bemühungen dieser Art nicht viel erreicht; man hat sich wenigstens genöthigt gesehen, andere Maasregeln zu ergreifen. — Am 19. Decbr. begab sich der Kaiser Napoleon in den Saal des gesetzgebenden Körpers, woselbst auch der Staatsrath und der Senat versammelt waren. Der Kaiser hielt eine Rede, aus welcher wir Folgendes ausheben, und mit einem Paar Bemerkungen begleiten.

„Glänzende Siege haben die Französischen Waffen in diesem Feldzuge verherrlicht; beispiellose Abtrünnigkeiten haben diese Siege unnütz gemacht."

Ja wohl, unnütz, und mehr als unnütz! Wie es mit den glänzenden Siegen steht, weiß die Welt; was aber die Verräthereien und Abtrünnigkeiten betrifft, von welchen die Franzosen zu reden nicht aufhören: so wäre ihnen zu rathen, doch einmal, wenn sie es anders vermögen, zu untersuchen: in wiefern gegen ein Volk, das auf Eroberung der Welt, d. h. auf Vernichtung der Menschheit ausgeht, das die heiligsten Grundsätze des Lebens überhaupt unter die Füße tritt, und unser Vaterland im Besondern muthwillig, freventlich, höhnisch mißhandelt hat, Verrätherei, als eine Nichtswürdigkeit, als eine Unsittlichkeit, als tadelnswerth, möglich sey? Und in wiefern das Zerreißen von Verhältnissen, in welchen wir zur Theilnahme an solchen Freveln gezwungen wurden, jemals zum Vorwurfe gereichen könne?

„Ich bin nie verführt worden durch das Glück; das Unglück würde mich über seinen Anfällen finden."

Wenn der letzte Satz dieser Versicherung nicht gegründeter ist, als der erste: so fürchten wir, werden Se. Maje-

stät wenig Standhaftigkeit beweisen. Es ist aber auch eine alte Bemerkung, daß die Menschen in demselben Maaße im Unglücke feig und verzagt, und schwach zu seyn pflegen, als sie im Glücke trotzig, verwegen und übermüthig waren.

„Ich habe mehrmals den Völkern Frieden gegeben, wenn sie Alles verloren hatten." — Sind unbekannte Thatsachen.

„Aus einem Theile meiner Eroberungen habe ich Throne für Könige errichtet, die mich verlassen haben." — So? Aus Eroberungen? — Einmal ist uns dieses auch geschichtlich ganz unbekannt, wenn man etwa Sachsen ausnimmt, dessen König ja aber auch gehörig treu geblieben ist. Zweitens ist das Lob wegen eines solchen Verfahrens, wenn es wahr wäre, wahrhaftig nicht fein, und darum wäre der Dank ganz recht. Denn das soll der Eroberer wissen, daß ihn Keiner liebt, so wenig der Begünstigte, als der Untertretene; und daß Keiner ihm treu seyn kann, weil Keiner vor ihm sicher ist.

„Ich hatte für die Wohlfahrt und das Glück der Welt große Entwürfe gefaßt und ausgeführt" .... Der Nachsatz: aber Alles ist zertrümmert, fehlt.

Diese Aeußerung muß ernsthaft machen; und wir müssen gestehen, daß uns die Versicherung, die hier ausgesprochen ist, oft beschäftigt hat. Setzt man diese Versicherung als wahr; nimmt man also an, daß Napoleon nicht bloß ursprünglich, im Beginn seiner Laufbahn, der Menschheit wohlwollende Gesinnungen gehabt, sondern daß er auch fort und fort Gedanken zum allgemeinen Wohl gehegt, ja, daß er geglaubt habe, durch seine Unternehmungen, durch seine Thaten, wie sie waren, könnten diese Gesinnungen

bewährt, könnte dieses Wohl befördert, könnte das große Ziel erreicht werden: so erschrickt man über den ungeheuern Wahn; man bebt vor der schrecklichen Verirrung zurück, und begreift nicht, wie es einer menschlichen Seele möglich gewesen sey, zu glauben, in unaufhörlichem Krieg, in der Hinschlachtung von Millionen, in der allgemeinen Unterdrückung der Geister, in der gänzlichen Untertretung alles Großen und Schönen, in der völligen Verarmung Europa's, in sittlicher Entwürdigung aller Edlen und Ausgezeichneten, endlich in Zerstörung, Verödung und in namenlosen Gräueln aller Art — man begreift nicht, wie es einer menschlichen Seele möglich gewesen, zu glauben, in diesen Abscheulichkeiten seyen die Mittel gefunden zur Begründung des Glücks der Welt! Wenn man hingegen dem Gedanken Raum giebt, daß Napoleon durch keinen großen Gedanken zu seinen furchtbaren Entwürfen gebracht sey, daß ihn keine wohlwollende Gesinnung geleitet habe, sondern daß Alles, was er gethan und gewollt, fortwährender Mißbrauch großer Naturgaben für gemeine Zwecke, für persönliche Größe, für seine Allgewalt und für die Befriedigung stürmischer Leidenschaften gewesen: so fühlt man sich von einem Grauen ergriffen, wie vielleicht vor keinem andern Menschen in der Geschichte. Darum möchte die einzige Art, sich mit ihm zu versöhnen, jetzt wie in der Zukunft seyn, daß man ihn nur in Verhältniß zu dem Zustande seiner Zeit betrachtet, daß man ihn ansieht, als ein Werkzeug Gottes, nicht zur Verbesserung der Welt durch *sein* Wollen und Thun, sondern zur Reinigung der Welt und zur Aufklärung alter Blindheit, zur Erweichung alten Starrsinns, zur Erkenntniß alter Erbärmlichkeit. Je fester unser Schlaf war, desto gellender mußte die Stimme seyn, die uns weckte; je stärer unsere Verblendung, desto gewaltiger die Kraft, die uns aufrütteln mußte aus unsrer trägen Ruhe.

Eine arg verpestete Luft kann nur durch Stürme gereinigt werden, und der Biß des tollen Hundes wird nicht mit lindernden Salben, sondern nur mit Aetzen, Schneiden und Brennen geheilt. Es ist wahr, wir haben die großen Lehren dieser Zeit theuer bezahlt mit unserm Elende; aber wir haben sie nicht zu theuer bezahlt, wenn wir durch sie weise werden. Wir haben erkannt, was unhaltbar ist; wir haben erkannt den Grund unsers Unglücks, den Quell aller Uebel. Wehe uns, wenn wir diesen Quell nicht verstopfen; wehe uns, wenn wir uns die wohlverdiente Züchtigung nicht merken; wehe denen, die diese, von Gott gesandten, Unglücksjahre ansehen könnten, als wären sie nicht gewesen, als einen langen schrecklichen Traum, um jetzt, beim Erwachen, sich wieder in die alten Kleider zu werfen, und das alte Leben gerade so wieder anzufangen, wie sie es abgebrochen hatten! Wehe dem Stande, der so gemein wäre, die allgemeine Begeisterung zu alten Vorrechten und Unrechten, Sünden und Gräueln benutzen zu wollen! Der Acker ist üppig gedüngt, und üppig wird die Frucht seyn, die er trägt; aber er ist gedüngt mit dem Blute und mit den Thränen aller Stände und Geschlechter. Wohl uns, wohl der Menschheit, wenn Alle, Fürsten und Völker jegliches Standes, einen frischen, kräftigen Saamen streuen, und jeden Einzelnen Theil nehmen lassen an der goldenen Frucht! Aber wehe auch Denen, die unmenschlich genug seyn könnten, da allein erndten zu wollen, wo sie nicht allein gesäet haben; wehe Denen, die unmenschlich genug seyn könnten, in den heiligen Boden die Dornen alter Vorurtheile zu pflanzen! Dann wäre die Revolution noch nicht geendigt, und des Jammers noch nicht genug! —

„Monarch und Vater, fühle ich" — ach, warum so spät! — „wie viel der Friede zur Sicherheit der Thronen

und der Familien austrägt! Es sind Friedensunterhandlungen mit den verbündeten Mächten angeknüpft; ich habe die vorläufigen Bedingungen, die sie vorgeschlagen haben, angenommen. — Nichts setzt sich von meiner Seite der Herstellung des Friedens entgegen. — Sie sind die natürlichen Organe dieses Throns; Ihnen kommt es zu, das Beispiel einer Anstrengung zu geben, welches unser Geschlecht den folgenden Geschlechtern empfehle. Man muß nicht von uns sagen: sie haben die ersten Interessen des Landes aufgeopfert! sie haben die Gesetze anerkannt, welche England seit vier Jahrhunderten umsonst den Franzosen aufzulegen gesucht hat."

Dieser letzte Satz — denn das Uebrige ist im Vorhergehenden gewürdigt, oder wird noch im Folgenden gewürdigt werden — zeigt deutlich, daß die alte Leidenschaft gegen England noch keineswegs abgekühlt ist; derjenige aber unter den Zuhörern Sr. Majestät, der die Geschichte etwas kennt, hat gewiß im Geheimen ein wenig gelächelt, als er hörte, daß England seit (pendant) vier Jahrhunderten, also seit dem Anfange des 15ten Jahrhunderts, gesucht haben soll, den Franzosen Gesetze vorzuschreiben! — Im Uebrigen bestimmte der Kaiser in dieser Rede, daß die Versammlung durch eine besondere Commission, welcher man alle Urkunden vorlegen wolle, über die Verhandlungen mit den verbündeten Mächten in Kenntniß gesetzt werden solle. Aber noch ehe diese (am 22ten Decbr.) ernannte Commission ihren Bericht abstattete, befahl der Kaiser (am 26ten Decbr.), daß in 23 Militärdivisionen (die 9 übrigen waren nicht mehr zugänglich) Staatsräthe oder Senatoren gesandt werden sollten, als außerordentliche Kaiserliche Bevollmächtigte, begleitet von Referendarien und Auditoren, und mit sehr ausgedehnter Gewalt, Alles zu verfügen, was die Um-

stände erfordern könnten, um die Aushebung der Conscribirten, die Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung der Truppen, die Versorgung der Festungen, die Lieferungen von Pferden für den Kriegsdienst, und die Bildung der Nationalgarden zu beschleunigen; auch sollten diese Bevollmächtigten in den, vom Feinde bedroheten, Departements den Landsturm, oder das Aufgebot in Masse, so wie jede andere erforderliche Vertheidigungsmaasregel anordnen. Was nun durch diese Herren bewirkt werden wird, ist zu erwarten. Offenbar erinnerte man sich der Zeiten von 1793, als Abgeordnete der Nationalversammlung in alle Departements mit den größten Vollmachten geschickt wurden, um an Ort und Stelle Alles anzuordnen, zu betreiben, zu beschleunigen. Damals wurde durch diese Abgeordnete unendlich Vieles erreicht; aber einmal waren die Verhältnisse zu den Feinden ganz anders, und dann standen jenen Bevollmächtigten auch Mittel, durch den Freiheitswahn geheiligt, zu Gebote, die sich jetzt schwerlich anwenden lassen, und die ganz anders wirken könnten. So viel ist wenigstens gewiß, daß die Herren Staatsräthe und Senatoren in manche der bedroheten Gegend für die Anordnung des Landsturms zu spät kommen möchten, weil sie dieselben von den Verbündeten besetzt finden dürften; und in andern dürften sie schwerlich eine große Liebe für eine Maasregel finden, welche die Französische Regierung seit länger als einem Jahre bei Russen und Preußen, welche dieselbe für eine ganz andere Sache, und darum mit dem schönsten Erfolge, ergriffen, lächerlich zu machen gesucht hat.

Am Tage nach diesem Kaiserlichen Befehle (den 27ten Dec.), stattete der Graf Fontanes dem Senate im Namen der besondern Commission, Bericht über den Inhalt der Urkunden, über den Gang der Verhandlungen mit den

verbündeten Mächten ab. *) Mit diesem sogenannten Bericht aber hat sich der Herr Graf wahrhaftig kein Denkmal gesetzt, das ihn vor Welt und Nachwelt ehren könnte. Nicht leicht haben wir etwas gelesen, bei welchem uns so unheimlich, so ängstlich, so widerig geworden wäre, als bei dieser Rede. Man kann dem Gefühl nicht widerstehen, daß dieser Mann durch und durch falsch sey, und zu berücken suche und zu betrügen; daß seine Wahrhaftigkeit gerade um so verdächtiger sey, je mehr er sich derselben rühmt, und daß er um so knechtischer rede, je freisinniger er zu scheinen wünscht. Man kann des Gefühls nicht Herr werden, daß ein Geist der ärgsten Lüge in dieser Rede wehe und walte.

Das Geschichtliche dieses Berichts, worauf es hier doch allein ankam, läuft, wenn man die Französische Rhetorik abstreift, auf Folgendes hinaus. — Am 18ten August 1813 — also an dem Tage, an welchem die Feindseligkeiten wieder anfingen, an welchem Oestreich in die Schranken trat! — habe der Herzog von Bassano dem Fürsten von Metternich den Vorschlag gethan, einen Punkt an der Gränze für neutral zu erklären, um die Prager Unterhandlungen — (über deren Art und Sinn uns das Oestreichische Manifest hinlänglich aufgeklärt hat!) — wieder anzuknüpfen. Natürlich ohne Erfolg! Hierauf hätten die Ereignisse eine andere Gestalt bekommen. „Der Kaiser sey" unter Hindernissen, die nur Er besiegen konnte, „in sein Land, in seine Hauptstadt zurück gekehrt, nicht mit seinem gewohnten Glücke, aber nicht ohne

*) Von dem Berichte an den Gesetzgebenden Körper ist nichts bekannt geworden, auch nichts von einer Danksagung desselben an den Kaiser. Vielmehr hat der Kaiser am 30. Decbr. den Gesetzgebenden Körper, unter nichtigem Vorwande — vertagt.

Heldenmuth und Ruhm." Hierauf habe der Baron St. Aignan, der bekanntlich in Gotha angehalten wurde, im Hauptquartier der Verbündeten, den Fürsten Metternich, den Grafen Nesselrode und den Lord Aberdeen gesehen. Die beiden ersten hätten ihm, vertraulich, die Grundlagen eines allgemeinen Friedens aufgestellt, mit dem Auftrage, Alles an seinen Hof zu berichten. Der Baron von St. Aignan habe das treulich gethan (der Redner, der sonst so streng aufmerksam auf das Datum der Urkunden ist, vergißt (?) aber hier zu bemerken, an welchem Tage dieses geschehen sey und von woher.) Alsdann habe der Kaiser durch den Herzog von Bassano an den Fürsten von Metternich schreiben lassen: „er nähme den, in dem vertrauten Berichte des Herrn von St. Aignan enthaltenen allgemeinen Grundsatz als Grundlage der Unterhandlung an." Der Fürst von Metternich habe in seiner Antwort Zweifel geäußert: ob nicht diese Annahme etwas unbestimmt sey? — (Und wohl mit vollkommnem Rechte! Denn es war ja wohl sehr natürlich zu fragen: was hat denn in dem Berichte des Herrn von St. Aignan wirklich gestanden? was ist es denn eigentlich, das der Kaiser annehmen wollte? Es scheint aber, als habe man diese Frage gar nicht beantwortet, sondern als habe man fortgefahren, Versteckens zu spielen. Denn also geht es weiter: —) Hierauf habe der Herzog von Vicenza am 2. Decbr. dem Oestreichischen Kabinet bekannt gemacht, daß der Kaiser Napoleon „den allgemeinen und summarischen Grundlagen beitrete, welche durch Herrn von St. Aignan mitgetheilt wären" (ohne wiederum zu sagen, worin diese Grundlagen bestanden.) — Dieses Schreiben sey den 5. Decbr. an seine Bestimmung gekommen; aber erst — (und dieses soll von besonderer Wich-

tigkeit seyn, obgleich wir gar nicht einsehen, weswegen; denn die bekannte Erklärung der verbündeten Mächte erschien schon am 1. December in Frankfurt, also selbst vor der Abfassung des Schreibens des Herzogs von Bassano!) — erst am 10ten habe der Fürst von Metternich geantwortet; und zwar so geantwortet, „daß man bei Lesung des Schreibens gerechte Friedenshoffnungen habe fassen dürfen;" nur am Ende habe der Fürst Metternich angekündigt, „daß man sich vor Eröffnung der Unterhandlungen mit den Verbündeten berathen müsse."

Und hiermit bricht der schlaue Berichterstatter auf einmal seinen Bericht ab, und fängt an, Bemerkungen zu machen, von welchen man nicht weiß, ob man sich über die lächerlichen Sophistereien mehr verwundern, oder ob man über die gränzenlose Verstocktheit sich mehr beklagen soll. Der Zweck der arglistigen Rede ist offenbar kein anderer, als, wenn es möglich wäre, Mißtrauen unter den verbündeten Mächten zu erregen, und die Franzosen zu täuschen, die Leidenschaften aufzureizen, und sie zu bewegen, für die Regierung noch einmal aufzustehen, und ihren zerstörenden Absichten Alles zu opfern. Aber selten hat uns die Französische Rhetorik so gewidert, als hier, weil sie selten mit so verstellter Mäßigung, mit so erkünstelter Einfachheit, mit so erzwungener Aufrichtigkeit, mit Einem Worte, weil sie doch selten so heuchlerisch war.

Wenn man auch zugiebt, Alles Geschichtliche sey ganz wahr von dem Herrn Grafen vorgetragen: so wird doch ein Jeder gestehen, daß auch nicht das Geringste vorkomme welches erlaubte, die Aufrichtigkeit der verbündeten Mächte in Zweifel zu ziehen. Denn daß Sie, die verbündeten Mächte,

den Frieden angeboten haben, wird zugestanden; daß die Bedingungen annehmlich gewesen seyen, wird nicht geläugnet; aber daß man von Französischer Seite offen und redlich diesem Anerbieten entgegengekommen sey, erhellt ganz und gar nicht; vielmehr zeigt Alles an, daß man Verzögerung erstrebt, daß man Zeit zu gewinnen gesucht, und daß man sich hinter Zweideutigkeiten versteckt habe, indem man nur versicherte, man nehme an, aber keineswegs aussprach, was man denn annehme. Selbst von dem letzten Schreiben des Fürsten von Metternich wird ja eingestanden, „daß es gerechte Friedenshoffnungen habe fassen lassen." Wenn nun die Französische Regierung wirklich zur Erkenntniß ihrer schweren Sünden gekommen, wenn sie redlich wäre und ohne Falsch: warum that sie nun nicht einen entscheidenden Schritt, jene gerechten Hoffnungen in Erfüllung zu bringen? Dieses verschweigt der Redner, und um es in Vergessenheit zu bringen, wo er eigentlich stehen geblieben ist, fängt er ein endloses Geschwätz an. Den Uebergang hierzu macht er mit einer eben so sonderbaren, als schaamlosen Bemerkung, über die Erklärung des Fürsten Metternich, „daß man sich mit den Verbündeten berathen müsse." „Diese Verbündeten, sagt er, können keine andern seyn, als die Engländer. Nun wohnte ja aber deren Botschafter der Conferenz mit dem Baron St. Aignan bei. Aber wir wollen nicht, setzt er feig hinzu, Mißtrauen erregen, wir erzählen nur." Aber er erzählt gar nichts mehr; und sollte denn der Herr Graf von gar keinen andern Verbündeten wissen? nichts von Preußen? oder von Schweden? oder von den Teutschen Mächten? oder von den freien Spaniern, sonst *Brigands* genannt? oder von Portugal, wo ehemals „das Haus Braganza aufgehört hat zu regieren?" Sonderbar; aber

es ist doch Methode in der Sonderbarkeit, wie in Hamlets Wahnsinn.

Hierauf wendet sich der Redner zu der Erklärung der verbündeten Mächte, vom 1. December, von welcher er nicht gern glauben mag, daß sie ächt sey, besonders deswegen, „weil sie darauf ausgehe, die Sache der Völker von der ihrer Oberhäupter zu trennen.“ „Kann dieses Beispiel, fragt der Herr Graf, mehr einfältig, als bedeutend, nicht verderblich werden?“ — Es ist grundlustig, wenn diese neuen Herren den alten Fürsten dergleichen Warnungen geben. Es ist zweifach grundlustig, wenn man bedenkt, wie die Franzosen ohne Schaam und Scheu immer die Völker zu empören, zu verlocken und durch Blendwerk aller Art zu verführen gesucht haben. *) Aber sollten sie denn gar nicht fühlen, welch' ein Unterschied sey, zwischen ihrem Streben und dem Sinn und Wollen der verbündeten Mächte? Es ist ja nicht wahr, daß diese Mächte die Sache der Fürsten und Völker trennen wollen; Sie haben nur erklärt, daß sie nicht wider Frankreich kämpfen wollen, sondern nur wider Napoleon's Uebermacht. Wäre es möglich, den hohen Sinn, den Edelmuth, die Menschlichkeit, die in dieser Erklärung liegt, zu verkennen? Die Franzosen werden wissen, welche scheusliche Verbrechen, welche Gräuel und Frevel von ihnen verübt sind; wollen sie dafür die Rache mißhandelter Völker? will Frankreich die

*) Wir mögen keine Beispiele anführen über Dinge, die wahrscheinlich noch Jeder weiß; man darf nur an Spanien erinnern; an die Proclamation an die Ungarn, die so revolutionär war, Schönbrunn, den 15. Mai 1809, und an Polen!

Leiden büßen, welche Napoleon über so viele Millionen gebracht hat? Nun, so stehe es zu Ihm! so erkläre es, mit dem Grafen Fontanes, daß Frankreich und Napoleon Bonaparte eins seyen! so fühle es die Geißel der Rache, welche die Völker erhoben haben, und welche die hohen verbündeten Monarchen so gern niederfallen lassen möchten! Uns kann es einerlei seyn; und wegen des verderblichen Beispiels mag der Herr Graf sich beruhigen; unsere Fürsten werden wissen, was sie wagen können. Im Uebrigen empfiehlt Fontanes allen Souverainen gehörige Dankbarkeit gegen „den großen Mann," Napoleon Bonaparte; „denn indem dieser den Französischen Thron wieder herstellte, habe er den Vulkan verschlossen, der sie alle bedroht habe." Aber der Herr Graf scheint weder die Geschichte zu wissen, noch einen Begriff von einem Vulkan zu haben. Wäre dieser drohende Vulkan noch nicht verschlossen gewesen, so möchte der große Mann wohl mit seinem Baue verschlungen seyn; sein Thron konnte nur errichtet werden, weil er ihn über den ausgebrannten Krater stellte.

„Man kann nicht läugnen, fährt alsdann der Berichterstatter fort, der Ton dieses sonderbaren Manifestes ist in gewisser Hinsicht gemäßigt. Aber dieses dürfte nur beweisen, daß die Coalitionen Fortschritte in der Erfahrung gemacht haben. Vielleicht hat man sich erinnert, daß das Manifest des Herzogs von Braunschweig den Stolz eines großen Volks — hieß sonst: der großen Nation — beleidigte. Deshalb hat man eine andere Sprache angenommen." — Dieselbe Argliſt, die in dieser Wendung liegt, liegt im Fortgange, wo bald Lächerlichkeiten vorkommen, wie die Fragen: „wenn die verbündeten Mächte wirklich ge-

mäßigt sind, warum bedrohen sie denn noch fortdauernd unsere Gränzen?" — Freilich! es wäre besser, sie giengen nach Hause, und ließen Euch Heere bilden, und wieder bis an die Elbe, die Weichsel, den Niemen laufen! — „wenn sie wirklich gemäßigt sind, warum haben diese Beschützer der Rechte der Völker, die Rechte der Schweizer Cantone nicht geachtet?" — bald aber auch arge Verläumdungen, wie die Litaneien über das Schicksal der Königin von Sicilien, welche diese Franzosen jetzt bejammern, nachdem sie ihre erhabene Person auf alle erdenkbare Weise zu begeifern und zu entwürdigen gesucht haben, und des Königs von Sachsen, der nur beschworne Verträge heilig gehalten habe!

Das Interessanteste in der Rede sind die Bemerkungen über „die widerstrebenden Elemente der Coalition," und über „die seltsame Vermischung so vieler Völker, welche die Natur zu Nebenbuhlern bestimmt hat." Daher soll den Franzosen die Hoffnung eingeredet werden, „dieser Bund könne unmöglich von langer Dauer seyn."

„Sehe ich, so heißt es, nicht mitten in den feindlichen Reihen einen Fürsten, mit allen Gefühlen eines Franzosen in einem Lande geboren, wo sie vielleicht am kräftigsten wirken? Der Krieger, der ehemals Frankreich vertheidigte, kann nicht lange gegen Frankreich gewaffnet bleiben."

Wer ist wohl dieser Fürst? Etwa jener nordische Prinz, gegen Den in der Leipziger Zeitung vom 5. October 1813, auf Allerhöchsten Befehl, so giftige Schmähungen ausgegossen wurden, daß wir diese Blätter zu schänden

fürchten müssen, wenn wir sie, ungeachtet ihres hohen Ursprungs, wiederholen wollten? Gewiß der Kronprinz von Schweden wird nicht lange gegen Frankreich bewaffnet bleiben; denn hoffentlich wird der Krieg bald geendigt seyn! Und hat denn der Herr Graf schon vergessen, daß in jenem, von ihm selbst wiederholt angeführten, Manifeste der verbündeten Mächte gerade erklärt worden ist, „daß sie gar nicht gegen Frankreich Krieg führen, sondern nur gegen Napoleon's Uebermacht?"

„Können wir vergessen, daß noch unlängst ein Monarch des Nordens, und zwar der mächtigste von Allen, auf die Freundschaft des großen Mannes, den er heute bekämpft, einen Theil seines Ruhms gründete?"

Ei! Der mächtigste Monarch des Nordens, der auf Napoleon's Freundschaft einen Theil seines Ruhms gründete? Ist dieser Monarch etwa der erhabene Kaiser, den Napoleon durch seine — Freundschaft gern um Ehre und Ruhm betrogen hätte, und Den er, als Alexander's große Seele dieses nicht ertrug, alsdann um Krone und Reich zu bringen suchte? Ist es dieser Monarch, dessen Land durch Napoleon verwüstet, dessen heilige Stadt durch ihn verbrannt ist? ist es dieser Monarch, gegen dessen barbarische Horden das ganze gebildete Europa aufgerufen wurde, Der aber vom ganzen gebildeten Europa mit dem heiligsten Jubel als Retter vom Napoleonischen Verderben, als Befreier von Napoleonischer Knechtschaft, als Gründer eines neuen Lebens und eines neuen Glücks begrüßt wird. Nicht die Freundschaft Napoleon's, sondern die heilige Feindschaft gegen Napoleon sichert Alexander dem Befreier einen ewigen Ruhm in der Geschichte, der von keines Fürsten

Ruhme in den Jahrbüchern des Menschenlebens überstrahlt wird.

„Unsere Blicke fallen mit Vertrauen auf jenen Kaiser, den so viele Bande an den unsrigen knüpfen; der uns das schönste Geschenk mit einer geliebten Monarchin machte, der in seinem Enkel den Erben des Französischen Reichs sieht."

Aber dieser Kaiser ist derselbe „meineidige Lothringische Prinz, der in Eures Kaisers Beiwache kam, um Frieden zu erflehen;" *) es ist derselbe Fürst, dem Ihr den schönen Schmuck Seines erhabenen Hauses, Teutschland's alte geheiligte Krone verrätherisch entwendet habt, Den Ihr gern vom Thron gestoßen hättet, wenn es Euch möglich gewesen wäre, oder wenn es die bekannte „Großmuth" Eures Kaisers erlaubt hätte. Ja, es ist wahr, Ihr habt des Kaisers von Oestreich erhabene Tochter; und wehe Euch, wenn Ihr sie nicht hättet! Aber die Welt weiß auch, was den Kaiser Franz zu „dem außerordentlichen Entschluß" bewogen hat, Sie Euch zu geben. „Für die Monarchie, für das heiligste Interesse der Menschheit, als Schutzwehr gegen unabsehliche Uebel, als Unterpfand einer besseren Ordnung der Dinge, gaben Se. Majestät, was Ihrem Herzen das Theuerste war, hin In diesem, über gewöhnliche Bedenklichkeiten weit erhabenen, gegen alle Mißdeutungen des Augenblicks gewaffneten Sinne, wurde ein Band geknüpft, das den schwächern und leidenden Theil durch das Gefühl einiger

*) Worte aus Französischen Reden und Bulletins vom Jahr 1809.

Sicherheit aufrichten, den stärkern und siegreichen für Mäßigung und Gerechtigkeit, und so von zwei Seiten zugleich, der Wiederkehr eines Gleichgewichts der Kräfte, ohne welches die Gemeinschaft der Staaten nur eine Gemeinschaft des Elends seyn kann, den Weg bahnen sollte." *) Gewiß, „diese Hingabe dessen, was Seinem Herzen das Theuerste war," für solchen Zweck ist eben so ruhmvoll und groß, und zeugt eben so sehr für die Erhabenheit der Seele und den Adel der Gesinnung des Kaisers Franz, als es ruhmvoll und groß ist, und für die Erhabenheit Seiner Seele und den Adel Seiner Gesinnung zeugt, daß Er diese Verbindung nicht geachtet hat, als das Erstrebte nicht erreicht war, als die Monarchie und das heiligste Interesse der Menschheit zu andern Maasregeln riethen.

Im Uebrigen ist von Keiner der übrigen Mächte, welche den großen Kampf mitkämpfen, die Rede. Warum nicht? fühlt man etwa, daß man sie zu freventlich behandelt hat, um je auf Versöhnung rechnen zu dürfen? oder hofft man mit ihnen fertig zu werden, wenn nur jene drei sich abwendig machen ließen? — Der Schluß der Rede ist auffordernd und versprechend, im gewöhnlichen Ton. —

Zwei Tage nach Abstattung dieses sogenannten Berichts, überreichte der Senat dem Kaiser eine Dankadresse für die Mittheilung der Urkunden. In dieser Zuschrift sagt dieses — ehrwürdige Collegium, im Angesicht der ganzen Welt, „daß Se. Majestät ohne Zweifel geglaubt habe (als sie die Bedingungen der Feinde an-

*) Aus dem Oestreichischen Manifest.

nahm), daß eine Macht sich durch Zusammenziehung ihrer Gränzen verstärke, und daß die erste Politik eines Monarchen sey, das Glück der Völker zu schonen (*ménager*)." — Also nur der Verstärkung der Macht wegen hat sich, ohne Zweifel, Se. Majestät zu den Abtretungen verstehen wollen, welche ihre Feinde von ihr verlangt haben? Und das Menagiren des Glücks der Völker ist die erste Politik eines Monarchen? Ist es möglich, zweideutiger, und also unwürdiger zu reden?

In der Antwort des Kaisers auf die, übrigens ganz gewöhnliche und unbedeutende, Addresse, ist nur das merkwürdig, daß er sagt, die Feinde ständen in Bearn, im Elsaß, in der Franche Comté und in Brabant, und daß er die Franzosen aus der Bretagne, aus der Normandie, aus der Champagne und aus der Borgogne aufruft, jenen Franzosen zu Hülfe zu eilen. Dieses scheint zu beweisen, daß die ungeheuern Stürme der Revolution nicht im Stande gewesen sind, die Gemüther der Menschen zu verändern, daß die neuen Einrichtungen noch keineswegs Leben im Volke gewonnen haben, sondern immer noch nur auf dem Papier stehen, und daß man, um populär zu seyn, zu alten Namen und alten Unterschieden seine Zuflucht nehmen müsse. —

Und so hätten wir einige der neuesten Staats-Reden und Schriften etwas beachtet, und sind herzlich froh, so weit zu seyn. Denn wenn man sich eine Zeitlang mit solchen Französischen, amtlichen Reden und Schriften beschäftigt hat, mit diesen hochfahrenden Worten, die niedrige und gemeine Gedanken nicht verbergen, mit diesen glühenden Ausdrücken, aus welchen eine gräßlich kalte Seele spricht, mit diesen prangenden Wendungen, in

welchen man das Heiligste des Lebens schändet, mit diesem erhabenen Klingklang, durch welchen man mit den tiefsten Gefühlen der Menschheit Spott zu treiben scheint — in der That, es wird einem menschlichen Gemüthe, bei der Erinnerung an das Handeln dieser Franzosen, unbeschreiblich bange; man fühlt die Brust enger und enger zusammengeschnürt, und ein entsetzlicher Schauer überläuft die Haut! Man hat das dringende Bedürfniß nach reiner Luft und menschlicher Rede! —

Es läßt sich geschichtlich beweisen, und es wird in diesen Blättern bewiesen werden, daß Frankreich's Politik seit Jahrhunderten immer dieselbe gewesen sey, daß sie nie etwas Edles, Großartiges, Völkerachtendes, Menschheitehrendes gehabt, sondern sich immer voll Lug und Trug, Hinterlist und Treulosigkeit gezeigt habe. Es läßt sich geschichtlich beweisen, daß Frankreich nicht nur seit Jahrhunderten gestrebt habe, Teutschland unter sich zu bringen, sondern auch, daß es viele Glieder des Einen Leibes durch arge Verrätherei und schnöde Gewaltthat abgerissen, und zum allgemeinen Jammer an sich gebracht habe. Mit Einem Worte, es läßt sich geschichtlich beweisen, daß Frankreich unaufhörlich seine Stärke gemißbraucht habe, zu Erwerbung und Vergrößerung, zu Untertretung und Beknechtung, wo und wie es konnte. —

Wenn nun die Franzosen wirklich zurückgekommen wären von ihrer alten Verkehrtheit, wenn sie den Quell des Uebels selbst zu verschließen und Europa's künftige Ruhe zu verbürgen, Sinn und Gemüth hätten: warum suchen sie die unsinnigen Entwürfe ihres Kaisers für die Herrschaft über Europa noch damit zu entschuldigen, „daß man ein solches Geschrei, wie man jetzt gegen Napoleon er-

hebe, noch gegen jeden großen Mann erhoben habe?" warum kommen sie mit Wendungen, die in ihrem Munde fast kindisch und albern klingen: „Alle Völker hätten sich verirrt, alle müßten sich verzeihen?" Warum sagen sie nicht frei und offen: „Wir haben schwer gesündigt, aber wir wollen büßen, was sich büßen läßt; also geben wir heraus, bis auf das Letzte, Land und Leute, Werke der Kunst und der Wissenschaft, Habe und Gut, Alles endlich, was wir durch List, Verrath oder Gewaltthätigkeit, zu euerem und unserem Unglück an uns gebracht haben, und leisten hiermit die Bürgschaft für aufrichtige Reue." Solch' eine Sprache, obgleich bei ihnen immer noch zweideutig, *) hätte doch einiges Vertrauen erwecken, und den Glauben an wiederkehrende menschliche Gefühle rechtfertigen können; aber kann das irgend ein Vertrauen rechtfertigen, daß der verwundete Räuber dem Beraubten, der mit der Rachefackel vor seiner Hütte steht, zuruft: „Lieber Freund, gönne mir doch Ruhe, daß ich mich heile; laß mir, was ich habe; senke die Fackel; ich werde Dir nicht wieder schaden; auch bin ich ja nicht der erste Räuber!" —

Die hohen Verbündeten haben in Ihrer Weisheit erklärt, daß sie den Feind nicht vernichten wollen. Das ist für Bildung und Glück gewiß gut und vortrefflich; aber es ist zuverlässig auch gut und nothwendig für Bildung und Glück, daß diesem Feinde der alte Muthwille gebrochen

*) Wir halten nämlich dafür, daß die Franzosen, wenn sie anders voraussetzen müssen, sie seyen nicht im Stande, sich mit den Waffen in der Faust zu behaupten, nichts bessers, als ein solches Anerbieten, auch im Sinn ihrer alten Politik hätten thun können. Aber wir mögen dieses theils nicht entwickeln, theils halten wir es auch nicht für nöthig.

werde, mit welchem er die Welt bisher gequält hat! Die hohen Verbündeten haben in Ihrer Weisheit erklärt, daß sie die Scheuslichkeiten, Frevel und Verbrechen nicht rächen wollen, welche die Franzosen über Ihre Länder und Völker gebracht haben. Das ist edel und groß und ruhmwürdig; aber schaden wird es gewiß auch nicht, daß sie die Gräuel des Kriegs etwas erfahren, damit sie denselben fürchten lernen, und nicht etwa den unglückseligen Wahn forthegen, den sie gehegt zu haben scheinen, Kriegführen heiße für die Unterhaltung sorgen; Schlachten wagen, heiße Triumphe feiern; Menschen morden, heiße groß erscheinen, und Städte zerstören, heiße Beute gewinnen!

Es ist eine alte Bemerkung, daß, wie Menschen, so auch Völker und Staaten mancher Entgegenstrebung bedürfen, damit sie die eigene Kraft üben, und werden, was sie seyn sollen; daß, wer Keinen zu fürchten hat, leicht in Trägheit versinkt, und zuletzt selbst die Faulheit vortrefflich findet, und süß. Also mag nicht aller Grund zu künftiger Anstrengung, nicht alle Veranlassung zu künftiger Waffenübung, auch nach dieser Seite aufgehoben werden; aber vor den Anfällen der Arglist, vor treuloser Umstrickung müssen wir sicher seyn; unserer Kraft müssen wir gewiß bleiben, und eine abscheuliche Hinablähmung zu Schande und Nichtswürdigkeit muß unmöglich gemacht werden. Unsere Zeit wird für alle Zukunft groß und herrlich dastehen in der Geschichte, die Fürsten werden im schönsten Ruhm, und die Völker in höchster Ehre glänzen, wenn wir, Fürsten und Völker, diese große Gelegenheit, die in Jahrhunderten nie so günstig gewesen ist, und vielleicht in Jahrhunderten nicht so günstig wiederkehrt, mit heiligem Willen, ernster Seele, stark und groß benutzen, und zuerst das Europäische Gemeinwesen auf festen Grundlagen, nach Völkern und Naturgränzen,

möglichst befestigen, und dann in jedem einzelnen Staate die Verhältnisse zwischen Fürsten und Unterthanen, zwischen Adel, Bürgern und Bauern also ordnen, daß ein wahres Volksleben, eine allgemeine Freiheit, und hierdurch eine eigenthümliche und ächt menschliche Bildung möglich werde.

Unsere Zeit wird die jammervollste seyn in den Jahrbüchern des Menschenlebens, weil sie die heuchlerischste und betrügerischste wäre, wenn auf ihre ungeheueren Wehen nicht die Geburt einer neuen und festen Ordnung folgte, eines freien, frischen glücklichen Lebens. Die Franzosen haben die Menschheit um eine ihrer schönsten Hoffnungen und die Zeit um ihre Ehre betrogen; es wäre schrecklich, wenn wir, die wir die Franzosen bekämpfen und die betrogene Menschheit rächen, nicht edler wären, als sie. Der Fürst, der dieses hinderte, wird seinen Namen schänden; das Volk, welches dieses hemmte, wird seine Ehre verlieren; der Stand, der dieses verzögerte, wird sich den fürchterlichsten Untergang bereiten. — Wehe! wehe! wehe!

II.

Das Vaterland, oder Staat und Volk.

(Fortsetzung von Seite 39 des I. Stücks.)

2.

Die Erklärung.

Eine Erscheinung im Leben der Menschen zu erklären, oder in ihrer Gesetzmäßigkeit begreiflich zu machen, heißt nichts anders, als zu zeigen, daß diese Erscheinung durch das Verhältniß des einzelnen Menschen zur Menschheit gefordert werde, und aus diesem Verhältnisse nothwendig her-

vorgehe. Daher muß das Wesen der Menschheit, die Natur des Einzelnen und die Verbindung zwischen beiden beachtet werden. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß wir uns in diesen Blättern auf keine Weise in weitläuftige philosophische Erörterungen einlassen können. Indeß hoffen wir, daß unsere Leser auch ohne solche Erörterungen über folgende Sätze mit uns einig seyn werden, die wir so einfach und verständlich, als uns nur möglich ist, auszudrücken suchen wollen. —

Die Menschen leben in unendlicher Zahl neben und nach einander in Einer gemeinsamen Sinnenwelt; jeder ist ein Einzelner, den andern gegenüber ein Ganzes für sich, ein Ich, ein Selbst: aber wie individuell verschieden auch die Menschen seyn, und wie weit von einander, durch Zeit und Raum getrennt, sie auch leben mögen, sie gehören Alle zu der Menschheit, die eine wahrhaftige Einheit ist, und durch deren Wesen, die Vernunft, der einzelne Mensch nur ein Mensch wird.

Jeder einzelne Mensch ist, bildlich zu reden, ein Theil der Menschheit. Er hat nicht etwa seine besondere Vernunft, die, verschieden von der Vernunft der Uebrigen, sich nur dieser anschlösse, sondern in ihm und allen andern Menschen ist Eine Vernunft, durch welche Er mit allen andern Eins ist. Also kommt der Mensch zu der Menschheit nicht als ein Aeußeres hinzu, sondern er geht aus ihr als ein Inneres hervor. Wie er nicht physisch außer den Menschen wird, und sich diesen nur nähert, sondern wie er vielmehr sich aus ihnen heraus entwickelt, so ist er auch nicht geistig für sich, sondern es entwickelt sich in ihm und Allen eine ursprüngliche Kraft. Diese Kraft wird eben die Vernunft genannt, wenn man bloß ihre Natur bezeichnen will, die

Menschheit, wenn man Rücksicht nimmt auf die Weise ihrer Erscheinung, nämlich auf ihr Daseyn in dem Menschen.

Kein einzelner Mensch ist sonach zufällig, sondern er ist ein nothwendiges Erzeugniß der Menschheit; er gehört nothwendig zu Allen, und es könnte keine Menschheit, es könnten mithin gar keine Menschen seyn, wenn dieser Einzelne nicht wäre oder gewesen wäre oder seyn würde. Auch kann nicht etwa ein Anderer seine Stelle vertreten; denn so gewiß die Vernunft nur Eine ist, und so gewiß diese Eine Vernunft sich in Allen Menschen zeigt, so gewiß ist keine Wiederholung möglich, sondern jeder einzelne Mensch ist ein ganz eigenthümliches und nothwendiges Glied der Menschheit.

Das ganze Leben unsers Geschlechts aber — und mit diesem Worte bezeichnen wir die Summe der Menschen, die neben und nach einander gelebt haben, noch leben und leben werden — ist nichts anders, als Vernunftentwickelung, als Werdung der Menschheit in den Menschen, dadurch, daß jeder einzelne Mensch die menschliche Kraft, die in ihm ist, die Vernunft, die in ihm lebt, den Theil der Menschheit, der er ist, oder sein Selbst, entwickelt, bildet, auslebt. Aber so gewiß es nur Eine Vernunft giebt, so gewiß wird diese Entwickelung nicht zufällig seyn, nicht Sprünge machen, nicht Wiederholungen und Widersprüche erlauben, sondern das Leben unsers Geschlechts wird einen gesetzmäßigen Gang durch die Zeit gehen; es wird Eine wahrhaftige Entwickelung Einer ursprünglichen Kraft seyn.

Dieses ist das Leben unsers Geschlechts; es ist, wenn man will, der Zweck des Lebens. Aber der Zweck des Lebens der Menschen ist eben das Leben. Es soll nichts Höheres

damit erreicht werden, als was erreicht wird, nämlich daß die Vernunft entwickelt werde, daß die Menschheit erscheine.

Eine solche Gesetzmäßigkeit des menschlichen Lebens aber würde nicht möglich seyn, wenn nicht die Sinnenwelt, in welcher und gegenüber welcher die Menschen leben, zu dem menschlichen Leben paßte, und wenn sie nicht, wie sehr sie auch im Einzelnen die Menschen zu hindern und zu hemmen scheint, und zu welchem harten Kampfe sie auch oft die Menschen, gleichsam feindlich auftretend gegen die Feinde, nöthigen mag, im Ganzen das Streben der Menschen, die Erscheinung der Menschheit in den Menschen, förderte. Sie wäre nicht möglich, eine solche Gesetzmäßigkeit des Menschenlebens, wenn nicht auch die Sinnenwelt, oder wenn man will, die Natur, Gesetzmäßigkeit in sich selbst hätte, und dergestalt mit der Menschheit einig wäre, daß sie auf keine Weise den großen Gang des Menschenlebens durch die Zeit unterbrechen oder aufhalten kann. Mit Einem Worte: eine solche Gesetzmäßigkeit wäre nicht möglich, wenn nicht ein Weltall wäre, ein Universum, als Einheit von Menschheit und Natur. Und zuverlässig, mit dem Menschengeiste,

„Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde,
Was der eine verlangt, leistet die andere gewiß."

Aber eine solche Einheit von Entgegengesetzten, wie Menschheit und Natur sind, ist nur denkbar und möglich durch eine höhere, beide umfassende, und zu einem All vereinigende Kraft, welche die Sprache unserer Väter Gott genannt hat.

Nun aber ist die Vernunft, also das Wesen der Menschheit, Denken, Erkennen. Das Leben unsers Geschlechts, als wahrhaftig menschliches Leben, wird sonach fortgehendes

Erkennen seyn, und zwar Erkennen dessen, was ist. Es ist aber nichts als die Menschheit, die Natur und Gott, durch welchen, aus welchem und in welchem beide sind, Eins sind, und ein All machen. Der einzelne Mensch, als ein Theil der Menschheit, und deswegen durch eine innere Nothwendigkeit getrieben, sich selbst auszuleben, wird daher nothwendig immer zur Menschheit und zur Natur gezogen werden, um sie in ihrer Gesetzmäßigkeit zu erkennen, um in beiden Gott zu finden. Aber als denkendes, als bewußtes Wesen will er auch sein Leben stets mit seinem Erkennen ausgleichen, und sein Streben nach diesem Erkennen selbst bestimmen; und darum lebt er dem Gesetze der Menschheit und der Natur um so gemäßer, je reiner seine Erkenntniß wird; er lebt entgegen, je mehr er von Irrthume und Verkehrtheit befangen ist.

Wenn wir nun das Leben unsers Geschlechts in der Zeit eine gesetzmäßige Vernunftentwickelung nannten: so werden wir den Grad dieser Entwickelung, die erlangte Erkenntniß im angegebenen Sinne, gleichsam den Ertrag des Lebens in einem angenommenen Zeitpuncte, Bildung nennen können. Daher ist der einzelne Mensch mehr oder minder gebildet, je menschheitlicher er lebt, d. h. je weiter er in der Erkenntniß der Menschheit und der Natur, oder in der Erkenntniß Gottes gekommen ist, und je mehr er diese Erkenntniß in seinem Leben bewährt.

Sieht man daher bloß auf das Resultat des Lebens, auf das, was von den Einzelnen erstrebt werden kann, und was von dem Ganzen erreicht wird: so wird man sagen können: der Zweck des Menschenlebens, im Ganzen wie im Einzelnen, ist Bildung.

Die Gesetzmäßigkeit aber, die sich im Gange des Menschenlebens durch die Zeit zeigen muß, wird sich, nach diesen Bemerkungen, als eine fortschreitende Bildung ankündigen; und die Kette der Bildung wird es seyn, welche die einzelnen, neben und nach einander lebenden, Menschen verknüpft und vereint. — —

Wir wiederholen es: wir hoffen über diese Sätze mit unsern Lesern einig zu seyn. Sie sind zum Theil so einfach, so oft gesagt, so allgemein anerkannt; zum Theil sprechen sie so stark zu jedem menschlichen Gemüthe, daß wir hieran nicht nur keineswegs zweifeln, sondern daß wir auch jetzt und immer, wenn wir über das menschliche Leben reden, von ihnen ausgehen, und uns auf sie berufen zu dürfen glauben. Und gerade deswegen haben wir nicht unterlassen können, sie beim Anfange dieser Zeitschrift auszusprechen. Durch die Ansicht aber, die sie gewähren, und aus welcher sie hervorgegangen sind, wird der Mensch eng und ewig an die Menschen geknüpft; durch sie muß ihm Alles heilig seyn, was menschlich ist; die Vorzeit wird seine Schule, die Mitwelt seine Uebung, und die Zukunft sein Streben. Jeden Menschen, den er menschlich findet, wird er mit Liebe umfassen, und zu erhalten und zu fördern streben, weil auch Er ein nothwendiges Glied des großen Leibes ist, zu welchem wir Alle gehören. —

Betrachten wir nun den einzelnen Menschen, wie er im Leben auftritt: so sehen wir ihn stets von zwei entgegengesetzten Verhältnissen hin und her gezogen, und von zwei entgegengesetzten Bestrebungen getrieben. Er ist am glücklichsten, und wirkt am kräftigsten, wenn ihm gelingt, diese Verhältnisse auszugleichen und diese Bestrebungen zu versöhnen. Er geht selbst zu Grunde, und all sein Thun und

Streben mißlingt, wenn er dieſe Ausgleichung und Verſöhnung entweder nicht verſucht, oder nicht erreicht. Dabei aber ſcheint ihm Alles entgegen zu kommen, um ihn zu dem Verſuche zu bewegen, und das Gelingen deſſelben zu bewirken.

Zuerſt iſt der Menſch von Verhältniſſen umgeben, die er nicht ändern kann, die ohne ihn ſo geworden ſind, und in welche er ohne Willen und That ſich befangen ſieht; und doch fühlt er in ſich die Kraft zu wählen, und muß glauben, daß es auf ihn ankommt, in wie weit er in dieſe Verhältniſſe eingehen will oder nicht. Was er aber auch erwählt und was er auch thut: kaum hat er ſeine Willkühr durch ſeine That bewährt, mag er ſie nun gegen die Sinnenwelt gerichtet haben, oder auf das Leben der Menſchen um ihn her, ſo entſtehen Folgen, die nicht in ſeiner Gewalt ſind, und die er ihren Geſetzen, oder, was hier gleichgültig iſt, vielleicht dem Zufall, überlaſſen muß. Alſo ſteht der Menſch in der Mitte zwiſchen Abhängigkeit und Selbſtſtändigkeit, zwiſchen Nothwendigkeit und Willkühr, mit der Aufgabe, eine Verſöhnung des Widerſtreits zu finden: denn nur das iſt gut und kann beſtehen, in welches der Widerſtreit ſich löſet, alles Andere iſt einſeitig und verkehrt.

Es würde langweilig ſeyn, für eine Behauptung, die Keiner bezweifeln zu können ſcheint, Beiſpiele als Beweiſe aufzuſtellen. Von ſeiner Geburt an, die ohne ſein Wollen und ohne ſein Thun, unter beſtimmten und unabwendbaren Verhältniſſen erfolgt, bei welcher er aber ſogleich mit Liebe empfangen wird, damit er ſich der Nothwendigkeit nicht nur füge, ſondern ſich mit ihr verſöhnen und die Verhältniſſe lieben lerne; durch das ganze Leben hindurch bis zu ſeinem

Grade, in welches ihn eine unvermeidliche Nothwendigkeit legt, ließe sich bei allen seinen Handlungen nachweisen, wie der Mensch in dieser Mitte steht. Wir wollen zum Ueberfluß Ein Beispiel anführen. Der Mann fühlt in sich einen innern Drang, sich dem Weibe zu nahen; aber er fühlt auch die Kraft in sich, diesem Drange zu widerstehen, wenn er ihn gleich nicht zu vernichten vermag. Giebt er dem Drange unbesonnen und ohne Widerstand nach: so wird derselbe immer unbesiegbarer werden, und der Mann geht zu Grunde, ohne Achtung und Würde, ein verabscheuter Schwächling. Widersteht er aber in thörigtem Dünkel dem Drange dergestalt, daß er ihm in keinem Falle folgen will: so hört er ebensowohl auf als jener, ein ganzer Mensch zu seyn; die unentwickelte Kraft verzehrt ihn; er steht da als ein widerliches Gespenst, von den Frauen verachtet, von den Männern verspottet, des Lebens unwerth, weil er kein Leben gewollt, von der Gesellschaft ausgeschlossen, weil er keine Gesellschaft gesucht hat. — In der Liebe und Ehe aber bietet sich ihm die Auflösung des Widerspruchs an; da mag er dem innern Drange genügen und zugleich die Selbstständigkeit bewahren; er mag, in dieser Hinsicht, ein wahrer Mensch werden, und sich selbst genügen und den Menschen.

Woher nun diese Erscheinung? Daher, daß der Mensch ein Glied der Menschheit ist, und doch ein Ganzes für sich; daß in ihm das Wesen der Menschheit, die Vernunft, in ihrer ewigen Natur erscheint, und daß diese Vernunft, als seine, als eigenthümlich individuelle Vernunft doch nur ein Theil der Einen, allgemeinen Vernunft ist, die sich im Ablaufe der Zeit in einer unendlichen Anzahl von Menschen entwickelt. Weil die Sinnenwelt für das Gesammtleben des Menschengeschlechts geordnet ist, wenn man so reden darf, und weil sie den großen Gang der allgemei-

nen Bildung fördern soll: so kann sie dem Wollen und Thun des Einzelnen nur dienen, wenn dieses Wollen und Thun mit jenem Gesammtleben oder mit dem großen Gange der Bildung zusammenfällt. Und wiederum: weil das Gesammtleben unsers Geschlechts einen gesetzmäßigen Gang geht, und Eine große und bestimmte Entwickelung ist: so muß des Einzelnen Wollen und Thun immer untergeordnet bleiben, es muß in seinen Folgen sich in diesen Gang hinein verlieren, und er kann nur erreichen, was er erstrebt hat, wenn er es auf diesem Gang und nach diesem Gesetz erstrebt hat. Aber dabei kann der Mensch nie seine Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit aufgeben, weil er ein nothwendiger Theil der Menschheit ist, und weil seine individuell menschliche Auslebung nothwendig bleibt für die Erreichung des Zwecks des Menschenlebens. Darum muß er fühlen, daß er abhängig ist von der Natur und von dem Menschen, aber er muß auch fühlen, daß es auf ihn ankommt, auf jene zu wirken und auf diese, ja, daß es auf ihn ankommt, wie weit er abhängig seyn will. Nur das Festsetzen auf sich selbst, wenn der Ausdruck erlaubt ist, muß ihn vernichten; nur das beständige Widerstreben gegen seine Umgebung muß ihn unglücklich machen; nur das unaufhörliche Verneinen ist frevelhaft. —

Aber zweitens zeigt sich auch in dem Menschen eine doppelte Bestrebung, die sich zu widersprechen scheint, und doch, weil sie sich stets und überall zeigt, im Innersten seiner Natur gegründet seyn muß. Der Mensch nämlich gewahrt in sich einen Zug zu andern Menschen; er ist gesellig, zutraulich, freundschaftlich, liebend; er wünscht sich mit Andern zu vereinen, sucht Andern wohl zu thun, er will sich ihre Liebe erwerben, will ihren Dank verdie-

nen; er ist um so glücklicher, je größer die Zahl Derer ist, welchen er helfen, die er fördern kann, und fühlt sich um so stärker und größer und menschlicher, je größer die Gesellschaft ist, in welcher er lebt, und mit welcher er Eins ist. Ja, man könnte sagen, nur da ist der Mensch glücklich, nur da fühlt er sich recht als Mensch, wo er sich so in andere Menschen hinein lebt, und so in ihnen vergißt, daß er sich nicht getrennt von ihnen denken mag, wie in der Freundschaft und in der Liebe. Aber zugleich gewahrt der Mensch einen andern, eben so starken, Zug in sich, der ihn auf sich selbst zurückreißt. Er tritt denen, mit welchen er so gern eins seyn möchte, mit Scheu entgegen; er fürchtet in ihnen Feinde; darum steht er mißtrauisch da und bereit, ihren Anschlägen gegen ihn zuvorzukommen; er ist selbst feindselig, weil er den andern Feindseligkeit zutrauet, und je größer er die Gefahr glaubt, desto feindseliger ist er. Ja, er giebt dem ersten Zuge der Geselligkeit, des Anschließens, des Wohlwollens nur nach, wenn er Sicherheit vor denen, mit welchen er in Berührung kommt, zu haben glaubt. So lange er für möglich hält, von den andern gehindert und gehemmt zu werden, oder irgend eine Gewaltthätigkeit erleiden zu können: so lange weiß er von keinem Zutrauen, von keiner Gemeinschaft, von keiner Einheit. Sobald er aber sicher zu seyn glaubt vor dem Andern, dieser mag Absichten und Gesinnungen haben, welche er will, so folgt er gern dem entgegengesetzten Drange seiner Natur; er schließt sich an, befreundet sich und liebt.

So überall. Nicht nur das Kind geht zitternd und weinend dem Fremden entgegen, wenn nicht ein bekannter Mensch zu Seite geht, unter dessen Schutz es sich sicher fühlt, sondern bei rohen und gebildeten Menschen ist die

erste Begegnung stets voll von Mißtrauen. Nur da mag der Fremdling von diesem Mißtrauen, in dem, welchem er begegnet, nichts merken, wo dieser andere nichts fürchtet, sey es, weil er eine Hülfe in der Nähe weiß, durch welche er sich übermächtig fühlt, sey es, daß er sich durch andere Verhältnisse vollkommen sicher glaubt; aber eben deßwegen wird der Fremdling selbst nicht ohne solches Mißtrauen seyn können. Nur erst bei näherer Bekanntschaft, bei welcher die Begegnenden gegenseitig erkennen, daß sie für ihr Leben im Ganzen und für ihr Wollen und Thun im Einzelnen von einander nichts zu fürchten haben, mögen sie zutraulich mit einander werden. Aber etwas Gemeinsames werden sie nicht unternehmen, ein Zusammenleben wird nicht leicht Statt finden, wenn sie nicht auch, so weit als möglich, für alle Zukunft gegen einander gesichert sind. Erst dann mögen sie mit gleichem Sinn und gleicher Neigung, und gleicher Hingebung Eins wollen und thun.

Also steht der Mensch da zwischen dem Verlangen mit dem Menschen eins zu seyn, und der Forderung ungehindert zu leben und zu wirken, zwischen Liebe und Furcht, zwischen Zutrauen und Verschlossenheit, zwischen Aufopferung und Selbstsucht.

Natürlich! Der Mensch ist ein Glied der Menschheit. In ihm ist Vernunft. Indem diese die Natur und die Menschen erkennt, erkennt sie sich zugleich als individuell in diesem bestimmten Menschen. Sie ist Selbsterkenntniß, Selbstbewußtseyn; der Mensch ist ein Selbst, ein Ich. Nun ist es nothwendig für den Zweck des Menschenlebens, daß jeder einzelne Mensch den Theil der Menschheit entwickele, der er ist. Aber der Mensch, als ein Ganzes, als ein Selbstbewußtseyn, will um diese Kraftentwickelung

wissen, und muß seiner Natur nach darum wissen wollen; er will sich selbst zu dieser Entwickelung bestimmen; er will sich ausleben. Er will Freiheit haben, von andern Menschen ungehindert und ungestört, und also in vollkommner Sicherheit vor Gewalt, Verkehrtheit, Uebermuth (denn das ist Freiheit) Alles das zu thun, welches nothwendig ist zur Entwickelung seines Wesens, nothwendig, damit er selbst werde, was er seyn kann, und darum, für die Menschheit, seyn soll. Das ist der Egoismus im Menschen, der ihn nie verlassen kann, so gewiß er ein Ich ist, und den der Mensch nie aufgeben kann, ohne sein Selbst aufzugeben. Es giebt Verhältnisse, in welchen dieser Egoismus nicht zum Vorscheine kommt, z. B. in der Freundschaft; aber er ist alsdann nicht aus der menschlichen Natur verschwunden, sondern er tritt nur nicht begehrend hervor, weil seine Ansprüche zum Voraus befriedigt sind.

Glaube aber ja Keiner, durch das Wort erschreckt, daß dieser Egoismus gefährlich oder abscheulich wäre; vielmehr ist er nothwendig zur Ausbildung des Einzelnen, und mithin zur Entwickelung des Ganzen. Auch hat jedes Einzelne in der Natur, in sofern es Einzelnes ist, diesen Egoismus auf die Art, die sein Wesen erlaubt, und hierdurch allein wird das Einzelne in der Natur, was es wird. Durch diesen Egoismus — aber freilich nur uneigentlich so genannt, weil die Dinge in der Natur kein Bewußtseyn haben und nicht Ich zu sich sagen — erhalten sich die großen Weltkörper in ihrer ewigen Jugend. Dieser Egoismus macht den Stein zum Körper, und bewahrt ihn vor dem Zerstäuben. Durch ihn saugt der Baum so viele Nahrung in sich, als hinreicht, um ihn emporzutreiben, und ihm die Schönheit zu geben, mit welcher er prangt. Durch ihn wird das Thier getrieben, für seine Erhaltung und für sein

Wachsthum zu sorgen, und für seine Jungen zu kämpfen. Durch ihn wird der Mensch — tüchtig, und erhält Charakter.

Aber der Mensch ist nicht bloß ein Selbst, nicht bloß ein besonderes Ganze, sondern er ist ein Theil der Menschheit; er ist aus der Menschheit heraus, und bedarf der Menschen zu seiner Entwickelung, wie sinnlich, so geistig. Auch erkennt die Menschheit in ihm die Menschheit in Andern. Er will nicht zum Verderben der Uebrigen das Ungebührliche, sondern er will nur mit und neben den Uebrigen das Gebührliche. Wohl mag er zu unterdrücken suchen, wenn er befürchten muß, unterdrückt zu werden; aber wenn er dieses thut, wenn er also wahrhaftig Feindschaft gegen die üben wollte, in welchen er als Einzelner Feinde erblickt: so widerstreitet er gerade damit seinem eigenen Wesen, und setzt sich in eine Lage, die ihm selbst unerträglich seyn muß. Das heilige Band, welches die Menschen an einander knüpft, die allgemeine Menschheit, wird ihn um so stärker zu den Menschen hinziehen, je gewaltsamer er für seine Individualität sich von ihnen losreißt, und die Sehnsucht zu den Menschen wird in ihm um so stärker werden, je mehr er sich in der Feindschaft gegen die Menschen festzusetzen sucht.

Also geht aus dem Verhältnisse des Menschen zur Menschheit das doppelte Streben des Menschen hervor, zuerst sich gegen alle Andere so zu stellen, daß sie ihm in seinem freien Handeln nicht sollen hemmen und hindern können, sie also dergestalt zu binden und zu beschränken, daß er der völligsten Sicherheit gewiß seyn könne; dann aber mit allen Menschen, denen er begegnet, Eins zu seyn, mit ihnen Alles gemein zu haben, für sie und mit ihnen zu leben, sie zu fördern und zu lieben; es geht daraus hervor das Stre-

ben nach Freiheit, welches sondert, und das Streben nach Gemeinschaft, welches verknüpft; das Streben nach Sicherheit, welches Schranken und Ketten verlangt, und das Streben nach Liebe, welches diese Schranken niederstürzt, und diese Ketten zersprengt. Er kann keine von beiden Bestrebungen aufgeben, so gewiß er nicht aus seiner Natur hinaustreten kann. Wollte er keine Freiheit, oder die Gewißheit, von Andern ungehemmt und ungehindert thun zu können, was er will: so würde er aufgeben, seine Besonderheit, sein eigenes individuelles Wesen, sein Selbst ausbilden zu wollen; und damit würde er aufhören ein Mensch zu seyn. Wollte er nur Freiheit, nur Ausbildung des Individuellen, und keine Gemeinschaft, und keine Liebe mit Menschen und von Menschen und für Menschen: so würde er aufgeben für die Menschheit zu leben, von welcher er doch nur ein Theil ist; er würde gleichfalls aufhören ein Mensch zu seyn.

In dieser doppelten Bestrebung, die der Mensch als Einzelner, als Ich, als Selbst, und als Glied und Theil der Menschheit haben muß, liegt daher die Nothwendigkeit, daß überall, wo Menschen mit einander in Berührung kommen, zwischen ihnen ein Verhältniß entstehe, durch welches beide Bestrebungen, wie entgegengesetzt sie auch seyn mögen, mit einander versöhnt werden, ein Verhältniß, welches dem Einzelnen Sicherheit gewährt, und ihn doch mit Liebe erfüllt; ein Verhältniß, in welchem der Einzelne seine Freiheit, nach welcher seine individuelle Natur strebt, um so mehr befestigt, je weniger er auf sie achtet, je mehr er für das Gemeinsame, welches die allgemeine Menschheit in ihm verlangt, lebt und wirkt. Nur wo ein solches Verhältniß zwischen den Menschen eintritt, kann der Mensch ein wahrhaftig menschliches Leben führen, und eine

wahrhaft menschliche Bildung erreichen. Es liegt in der Natur der Dinge, oder, wenn man will, in dem ewigen Verhältnisse des Einzelnen zur Menschheit, daß überall, wo Menschen mit einander in Berührung kommen, dieses neue Verhältniß der Menschen unter einander eintrete. Weil jedoch das Leben sich in der Zeit entwickelt, und also Alles von Unvollkommenheit zu Vollkommenheit hinauf bildet, und weil der einzelne Mensch Selbstständigkeit hat und haben muß, und also die Kraft, den Anforderungen der Natur oder des Menschenlebens zu widerstehen (freilich zu seinem eigenen Verderben): so ist möglich, daß dasselbe durch menschliche Schuld, aus Irrthum, aus Verkehrtheit, zurückgehalten werde in der Ausbildung, die es erstrebt, und je mehr dieses geschieht, desto weniger ächtmenschlich wird das Leben seyn müssen und die Bildung. Aber überall, wo es eintritt, da wird es, wie alles Gute und Bleibende im Menschenleben, in der Mitte von Willkühr und Nothwendigkeit liegen müssen; der Mensch wird es halb wählend herbeiführen, halb wird es sich von selbst machen, d. h. ohne daß der Mensch es hindern könnte. —

Zu diesem Allen wollen wir endlich noch Folgendes bemerken. Wenn der Mensch in seiner Bildung so weit kommt, daß er klar erkennt: Er als Einzelner sey eben nichts, und könne nichts seyn und werden, sondern er sey Theil eines Ganzen, sey Glied der Menschheit: so muß er nothwendig für die Menschheit leben und wirken wollen. Aber wie soll er sein Leben an die Menschheit bringen? Die Menschheit ist eine Idee; er begegnet nur einzelnen Menschen, und kann nur im Einzelnen und Bestimmten wirken. Wie sollen ihm die Einzelnen zu Einem Ganzen werden? Wie soll er in ihrem Thun und Treiben neben und nach einander Einen Gang der Bildung unsers Geschlechts erken-

nen? Er kann sich mit Einzelnen verbinden, kann in dieser Verbindung streben, kann für dieselbe leben. Aber ist dieses Leben und Streben in einer Gemeine nun auch wirklich ein Leben für die Menschheit, und ein Streben für den Zweck unsers Geschlechts? In der That: soll er mit voller ganzer Seele leben und wirken; soll er, ohne zu zweifeln und zu wanken, mit der innigsten Ueberzeugung: hier stehe er auf der rechten Stelle! dies sey gut und heilig, und er müsse es vollbringen, selbst mit Aufopferung seines Lebens, wenn er sich nicht selbst verächtlich werden, und einer vollendeten Nichtswürdigkeit ergeben wolle — : so ist nothwendig, daß ihm die Menschheit, wenn so geredet werden darf, näher trete, daß er den Gang ihrer Bildung erkenne, um sich für denselben zum Mithandeln zu bestimmen, und daß er sich überzeuge, in der Gemeine, in welcher er lebt, und für welche er nur unmittelbar wirken kann, lebe und wirke er mittelbar in der Menschheit und für die Menschheit. —

Jenes Verhältniß nun, welches der menschlichen Natur Bedürfniß ist, wird dadurch gegeben, und dieser Zweifel dadurch gelöset, daß der Mensch selbst ein Vaterland erhält, als Einheit von Staat und Volk, und daß ihm das Menschengeschlecht, in der Geschichte, wie im Leben, überall in Staaten und Völkern entgegentritt. Denn im Staat wird dem Anspruch des Einzelnen auf Sicherheit und Freiheit genug gethan, und wenn auch in keinem wirklichen Staate dieses allgemein erreicht würde, so ist doch der Staat der höchste und beste Versuch, der dafür gemacht werden kann. Im Volke wird die Sehnsucht des Menschen nach der Menschheit, aus welcher er ist, befriedigt, und sein Drang, sich mit Menschen, nicht etwa äußerlich, sondern innerlich und wahrhaftig zu vereinen, gestillt. Im Vaterlande endlich, in dessen Idee die Ideen von Staat

und Volk vereint ſind, findet der Menſch jedes Verlangen befriedigt, und jede Beſtrebung erfüllt. Der Staat geht aus der Selbſtſtändigkeit, welche der Einzelne nie aufgeben kann, hervor, und erſcheint als ein Erzeugniß freier Selbſtbeſtimmung ſeiner Glieder: darum kann ſich auch der Einzelne losreißen vom Staate. Das Volk wird ohne das Wollen und Thun des Einzelnen, nach den großen und ewigen Geſetzen, nach welchen ſich die Menſchheit in den Menſchen bildet, und der Einzelne gehört zum Volke, ohne hinzuzutreten: und darum iſt auch der Einzelne außer Stande, ſich vom Volke loszureißen. Das Vaterland verſöhnt die Selbſtſtändigkeit, die dem Menſchen als Einzelnen zuſteht, mit der Abhängigkeit, in welcher ihn die Menſchheit hält, als eins ihrer Glieder: und darum iſt dem Einzelnen unmöglich, ſich vom Vaterlande losreißen zu wollen. Der Staat wird von den Einzelnen gegründet, das Volk erwächſet allmählich und ſtill aus dem Ganzen, das Vaterland umſchließt Staat und Volk mit einer freien Nothwendigkeit. Im Staate ſtrebt der Menſch ins Unendliche, ins Unbeſtimmte, um Raum zu gewinnen und Gelegenheit für die Entwickelung ſeiner Kraft; im Volke weiſ't ihn die Natur — das ewige Geſetz der Menſchheit — in die nöthige Beſchränkung zurück; und das Vaterland lehrt ihn die Beſchränkung ſeiner Freiheit lieben. Man könnte ſagen: der Staat ſey das größte und edelſte Reſultat, welches aus dem Gegeneinanderſtreben der einzelnen Menſchen hervorgeht; das Volk hingegen ſey die letzte und höchſte Erſcheinung, die letzte und höchſte individuelle Geſtalt der Menſchheit; das Vaterland endlich die innigſte Verbindung des Einzelnen und der Menſchheit. Darum giebt es nur im Staate Freiheit und Selbſtſtändigkeit, nur im Volke Liebe und Einheit, und nur im Vaterlande ein ächt menſchliches Leben, ächt menſchliche Bildung, ächt menſchliche Glückſe-

ligkeit. Darum müssen die Menschen sich überall in Staaten vereinen, darum müssen sich überall Völker bilden, und darum müssen Volk und Staat immer zu einander streben, um dem Einzelnen ein Vaterland darzubieten, und ihm ein ächt menschliches Leben möglich zu machen. Aber darum wird auch der einzelne Mensch in Staat und Volk dergestalt aufgehen, daß jeder, der das Leben der Staaten und das Leben der Völker, in der Geschichte treu und wahr auffaßt, gewiß zugleich das Leben jedes einzelnen Menschen, als Staatsbürgers und Volksgenossen, mit auffaßt, und eben darum wird den Gang der Menschheit im Leben der Einzelnen erkennen, wer den Gang der Staaten und Völker in der Geschichte erkannt hat. Diese Erkenntniß aber wird ihn allein über sein eigenes Leben und Thun aufklären, und ihn über das Ziel seines Strebens belehren und beruhigen können.

Ein Staat nämlich ist ein freier Verein von Menschen, die sich gegenseitig einen Kreis freien Wirkens — Rechte — zugestanden und verbunden haben, für gemeine Sicherheit zu einander zu halten, und unter sich solche Einrichtungen zu erstreben, daß einem jeden Mitgliede unter allen Verhältnissen freie Auslebung — freie Entwickelung seines Selbst, Bildung — möglich bleiben soll.

Die Veranlassung zu einem Staate mag sehr verschieden seyn; hier mögen die Menschen, welche einen Staat bilden, nach und nach, durch gegenseitiges und wohlerkanntes Bedürfniß, zu einander getreten seyn; dort mag sie eine äußere Gewalt, etwa eine furchtbare Erobererkraft, zusammengezwungen haben: die Geschichte hat zu berichten, was sie davon weiß; aber in der That und Wahrheit fängt der Staat erst dann an, wenn man sagen kann, alle einzelnen

Glieder haben zu der Verbindung, laut oder still, ihre Zustimmung gegeben. Gefangene sind im Zwinger, Sclaven in der Kette; im Staate sind freie Menschen. So lange ich mich bloß dem Schwerdte des Eroberers beuge, so lange bin ich ein Sclav oder ein Gefangener; Bürger eines Staats werde ich allein dadurch, daß ich mich frei und selbstständig für denselben bestimme. Was im Staate vorwaltet, ist das Individuum. Dieses soll und will sich ausleben, die menschliche Kraft, die in ihm ist, entwickeln. In dieser Entwickelung soll und will es für Hemmung und Störung sicher seyn; und diese Sicherheit sucht es im Staate, wo sie allein zu finden ist. Aber eben darum ist auch nur der Mensch ein Mitglied des Staats, dem die übrigen Alle diese Sicherheit, also Freiheit, oder wie man dieses zu nennen pflegt, Rechte, zugestanden haben. Diese Rechte müssen für Jeden so groß seyn, daß sie ihm wenigstens für den Augenblick ein freies menschliches Leben verstatten, wenn er seine volle Zustimmung geben soll, und sie müssen im Fortgange so groß bleiben, daß er dieses freie menschliche Leben fortführen kann, wenn er seiner Zustimmung treu bleiben, oder, welches dasselbe sagen würde, wenn er nicht feindselig den übrigen entgegenstreben soll. Aber diese Rechte sollen und müssen ihm auch aufs kräftigste gesichert seyn, gegen jeden Mitbürger durch die Art, wie Einer zu Allen gestellt wird, gegen jeden Fremden durch gemeinsame Vertheidigung.

Der Zweck des Staats ist für jeden Einzelnen seine Auslebung. Diese soll ihm möglich werden durch Freiheit und Recht, d. h. durch den Staat. Und da alle Mitglieder des Staats ihre Auslebung auf gleiche Weise wollen: so ist der allgemeine Zweck des Staats — allgemeine Bildung seiner Bürger. Also ist der Zweck des Staats mit dem

Zwecke des Lebens einerlei. Und wie könnte denn auch etwas im Leben vorkommen, welches aus dem Leben hervorgienge, d. h. welches durch das Verhältniß des Menschen zur Menschheit nothwendig wäre, und welches doch etwas anderes wollte und wäre als das Leben selbst. *)

*) Man verzeihe mir hier zwei Bemerkungen.

1. In meinem Handbuche der Staatsweisheit hatte ich gesagt: „Ein Staat ist eine Vereinigung von Menschen, die unter sich eine solche Gestaltung ihrer Verhältnisse erstreben wollen, daß ihre Gesammtrechte — oder ihre gemeinsame Freiheit — mit gemeinsamer Kraft gegen jede Verletzung soll bewahrt werden, und daß ein jedes Mitglied der Sicherheit solcher Rechte, die ihm freie Auslebung gestatten, soll gewiß seyn können.“ — Hiergegen hat man gesagt: das sey eine Beschreibung und keine Definition. Gut! aber ich habe mich auch nicht bemüht, eine Definition zu geben. Es ist mir im ganzen Buche immer um möglichklärste Darlegung des Wesens zu thun gewesen, und dabei ist es mir auf ein Wort nicht angekommen. Wie aber, wenn ich nun sagte: „ein Staat ist eine Vereinigung von Menschen zu gemeiner freier Auslebung;“ oder, noch kürzer: „ein für gemeine freie Auslebung verbundener Menschenverein;“ wäre das regelrecht? Ich traue mir wenigstens zu, aus diesen Worten alle die Begriffe zu entwickeln, die in jener Beschreibung liegen, und also in ihnen das Wesen des Staats nachzuweisen, wenn anders jene Beschreibung richtig ist.

2. Ueber den Zweck des Staats streitet man sich noch auf eine Art, die derjenige kaum begreifen wird, der nur den einfachen Gedanken gefaßt hat, daß der Staat nicht nur etwas Willkührliches und durchaus Zufälliges, sondern daß er auch etwas Abscheuliches und Verwerfliches seyn würde, wenn er einen andern Zweck hätte, als die Menschheit selbst. Die gemeine Erklärung des Staats: „er sey ein Verein von Menschen zur Begründung und Handhabung eines Rechtszustandes unter sich,“ nach welcher folglich

Aber die Freiheit, welche der Mensch als Einzelner nothwendig fordert, ist mit seinem Eintritte in einen Staat, nur höchstens zur Hälfte erreicht. Denn wenn auch alle Bürger des Staats, freiwillig oder gezwungen, seine Freiheit achteten: kann denn nicht von außen, von Menschen, die nicht Bürger dieses Staats sind, der ganze Staat zertrümmert, und mithin die Freiheit des Einzelnen vernichtet werden? So lange diese Möglichkeit befürchtet werden muß, so lange ist des Einzelnen Verlangen nach Sicherheit offenbar keineswegs erfüllt, aber auf welche Weise ist eine solche Furcht zu zerstören, und also die Freiheit zu sichern?

Das erste und einfachste Mittel, welches sich darbietet, scheint zu seyn, daß alle Menschen, welche auf der Erde le-

der Zweck des Staats lediglich das Recht wäre — diese Erklärung ist daher ohne Zweifel grundfalsch. Wollten wir auch schenken, daß nach dieser Erklärung der Staat, weil er einen Rechtszustand begründen soll, vor dem Rechtszustande vorher gewesen seyn müßte: so bleibt ja doch die Frage wohl sehr natürlich: aber warum muß es denn eben einen Rechtszustand geben? Man kann nicht fragen, wenn man sich selbst versteht: welchen Zweck hat das Leben der Menschheit? — nämlich in einem andern Sinn, als: was ist das Leben der Menschheit? Denn etwas Höheres als dieses Leben giebt es nicht; aber man kann bei allen Erscheinungen im Leben der Menschheit gar wohl fragen: welchen Zweck hat die Erscheinung? Und auf diese Frage wird die Antwort, wenn anders die Erscheinung eine nothwendige, in der menschlichen Natur gegründete, Erscheinung ist, immer dieselbe seyn. — Diesemnach kommt die Behauptung: der Zweck des Staats ist das Recht, ungefähr so heraus, als wenn Jemand sagte: der Zweck des Handels ist der Tausch, oder der Zweck der Schifffahrt ist, über Fluß und Meer zu kommen.

ben, in Einen Staat vereinigt würden: alsdann würde gewiß eine Vernichtung der Freiheit von außen unmöglich seyn. In uralten Zeiten scheint man auch in der That dieses Ziel erstrebt zu haben; man suchte den Staat ins Unbestimmte zu vergrößern, und die Gränzen der Erde sollten nur die Marken der Eroberungen seyn. Seit man aber mit der Größe und Beschaffenheit der Erde und mit der großen Verschiedenheit ihrer Bewohner bekannt geworden ist, hat man eingesehen, daß ein Versuch, alle Menschen in Einen Staat und zu gemeinsamer Freiheit zu vereinigen, wohl zu unendlichen Kämpfen, aber gewiß nie ans ersehnte Ziel führen würde.

Ein anderes Mittel, welches diesem am nächsten liegt, und darum zunächst Anwendung zu verlangen scheint, besteht darin, daß der Staat eine solche Größe zu gewinnen suchte, um mit seinen eigenen Streitkräften jede Vereinigung von Menschen, die nicht zu ihm gehören, zuverlässig bewältigen zu können. Aber einem Versuche dieser Art stellt die Natur gleichfalls alle die Hindernisse entgegen, welche eine Vereinigung aller Menschen in Einen Staat unmöglich machen. Und dann würde ein solcher Versuch nicht minder in unendliche und heillose Kämpfe verwickeln. Denn gerade weil der Staat Bedürfniß des Menschen ist, müssen die Menschen überall in Staaten zusammentreten. Es werden also neben unserm Staate andere Staaten bestehen. Diese verlangen dieselbe Sicherheit, die wir suchen. So gewiß nun wir nicht wollen, daß uns von außen Gefahr drohen solle, so gewiß können auch diese andere Staaten nicht zugeben, daß wir zu einer ungebührlichen Große, oder zu einer Masse von Streitkräften gelangen, durch welche ihre Freiheit in Gefahr gerathen könnte. Darum werden sie sich unserm Streben nach einer solchen Größe auf alle

Weise entgegensetzen, und wir werden um so mehr zu kämpfen haben, je gefährlicher wir zu werden scheinen. Und dennoch ist Sicherheit des ganzen Staats dem Menschen Bedürfniß; er kann sie so wenig aufgeben, als seine Freiheit! Und dennoch scheint keine Sicherheit möglich, ohne Ueberlegenheit der Streitkräfte!

Um diesen Widerspruch zu lösen, giebt es nur Ein Mittel. Dieses wird gefunden, wenn man die Staaten, welche neben einander bestehen, und mit einander in Berührung kommen, mit gleichem Streben nach Sicherheit, d. h. nach Ueberlegenheit der Streitkräfte denkt. Sind sie nämlich in diesem Streben gleich glücklich, so muß nothwendig eine Gleichheit der Streitkräfte erreicht werden. Und diese Gleichheit der Streitkräfte ist allein das Ziel, welches sich der Staat, um sicher zu seyn, setzen kann, aber auch nothwendig setzen muß. Wird dasselbe von zwei Staaten erreicht: so werden diese unstreitig wenig von einander zu fürchten haben; wird es von mehreren erreicht: so wird jeder einzelne, indem er nur gleich ist, in der That jedem andern, der ihm Gefahr drohet, überlegen. Denn in diesem Falle wird jeder andere Staat, der mit uns zu der Gleichheit der Streitkräfte gelangt ist, wenn er das Verhältniß irgend begreift, zu uns stehen, um die Gefahr, wie wenn sie ihm selbst drohete, von uns abzuwenden, weil ja die Gleichheit nothwendig zerstört, und also die gemeine Sicherheit nothwendig gefährdet werden müßte, wenn es Einem Staate gelänge, uns zu vernichten. Ebenso werden wir jeden andern Staat, wie uns selbst, vertheidigen müssen. Von der Erhaltung eines jeden Staats gegen einen jeden andern hängt die Erhaltung Aller ab, und darum werden Alle zu jedem gegen jeden stehen. Also geschieht, daß der Staat im Streben nach Gleichheit mit jedem andern eine Ueberle-

genheit über jeden andern gewinnt, die er nie erreichen kann, wenn er nach Ueberlegenheit strebt, und daß er folglich durch jenes Streben die größte Sicherheit gewinnt, die möglich ist, in demselben Maße nämlich, in welchem das Streben gelingt. Sonach wird durch eine solche Gleichheit der Streitkräfte in den Staaten, die mit einander in Berührung kommen, im eigentlichsten Sinne die Freiheit der Welt, d. h. die Freiheit jedes einzelnen Menschen gesichert, und mithin seinem nothwendigen Verlangen nach individueller Ausbildung genug gethan.

Wenn man nun für diese Gleichheit der Streitkräfte in den Staaten den geschichtlich merkwürdigen und durch allgemeinen Gebrauch allgemein verständlichen Ausdruck: Gleichgewicht der Macht, gebraucht: so folgt von selbst, daß die Staaten ihrer Natur nach gegen einander nothwendig ein Gleichgewicht der Macht erstreben; daß sie nichts Höheres erstreben können, und daß sie es eben deswegen erstreben sollen. Kriege, die ein Staat für Erreichung oder Erhaltung eines Gleichgewichts der Macht führt, sind edle, sind heilige Kriege; sie gehen hervor aus der menschlichen Natur, und ein Staat kann sie, wenn er nicht etwa von einem schweren Irrthume befangen ist, nicht unterlassen, ohne Nichtswürdigkeit seiner Bürger; denn er würde die Freiheit aufgeben, und mit der Freiheit den Sinn und Zweck des Lebens. Alle Kriege hingegen, die auf Vernichtung fremder Unabhängigkeit ausgehen, sind unmenschlich, abscheulich, verrucht, weil sie die Bildung zerstören, oder doch hindern und aufhalten müssen.

Sonach wäre im Staate und im Gleichgewichte der Macht unter den Staaten das Mittel gefunden, dem

Menschen die Freiheit zu sichern, die er als Einzelner, als Selbst, als Ich, verlangen muß für die Ausbildung seines Wesens. — Aber würde mit Staate und Gleichgewichte Alles erreicht seyn, was das Leben fordert, und was jeder Mensch wollen muß? Keineswegs!

Erstens. Das ganze Rechtsverhältniß thut dem Menschen nur als Einzelnen genug; es gewährt das, was der Mensch als ein Selbst sucht. Es ist schlechthin nothwendig, aber es ist nur nothwendig für die Befriedigung der menschlichen Individualität; der Staat ist den Menschen Bedürfniß, weil sie als besondere Wesen neben einander leben. Jede rechtliche Verbindung ist daher nur eine äußere; sie trennt, indem sie eint; der Mensch stellt sich vor dem Menschen sicher, indem er ihm die Hand reicht. Aber der Mensch ist nicht bloß ein Eigenes, nicht bloß ein Selbst, sondern er ist aus der Menschheit heraus. Darum hat er das Bedürfniß des Wohlwollens und der Liebe; ihm ist das Leben unerträglich ohne eine wahre innere Einheit mit den Menschen, mit welchen er lebt. Die Sicherheit des Rechts kann ihm daher nie genügen, so nothwendig er sie auch wollen muß, und das Bürgerthum allein kann ihn nie befriedigen, so wenig er auch außer dem Staate leben kann.

Zweitens. Das Gleichgewicht der Macht kann nur erreicht und erhalten werden durch ein beständiges Gegeneinanderstreben, und durch ein stetes Aufmerken auf das Wollen und Thun der Nachbarn. Es muß nothwendig in allen Staaten ein gegenseitiges Mißtrauen erhalten, und eine feindselige Stellung bewirken. Der Ausdruck, Gleichgewicht, scheint schon hierauf hinzudeuten. Er bezeichnet bekanntlich die Ruhe, welche aus der Wechsel-

wirkung entgegengesetzter, also feindlicher, Kräfte hervorgeht. Diese Ruhe — mag sie todt seyn, wie bei der Wage, oder lebendig, wie bei den Weltkörpern — würde aber sogleich aufhören, wenn eine dieser Kräfte ihr Streben gegen die andere einen Augenblick unterließe. Eben so würde der Staat zuverlässig, wenn auch weniger schnell, in die Höhe geworfen, er würde vertilgt und vernichtet, und die ganze Gemeinschaft, welche durch das Gleichgewicht entstanden war, würde zerrüttet werden, wenn er ermüdete, und seine Kraft immer zu üben und zu stärken versäumte. Also liegt gewiß in der Bürgerlichkeit eine feindliche Stimmung gegen jede fremde Bürgerlichkeit, und in sofern liegt im Wesen des Staats — als solchem — ein beständiger Krieg. Auch ist diese feindliche Stimmung recht gut als ein natürliches Mittel gegen Selbstversäumniß und gegen die Süßigkeit zu betrachten, welche der Mensch in der Faulheit finden mag. Wo diese Stimmung aufhört, da werden sich diese verderblichen Untugenden, Selbstversäumniß, Faulheit, leicht einstellen! *) Aber diejenigen, welche Bürger fremder Staaten sind, gehören, wie wir, zu der Menschheit. Sind sie daher nur durch den Staat, in welchen wir willkührlich eingetreten sind, von uns getrennt; stehen sie in jeder andern Rücksicht uns eben so nahe als unsere Mitbürger; sind sie für uns ganz dieselben Menschen, wie diese; hat die Natur nicht eine Scheidewand zwischen ihnen und uns auf-

*) — cum alienigenis, cum barbaris *aeternum* Graecis *bellum* est eritque. *Natura* enim, quae perpetua est, non mutabilibus in diem causis, *hostes sunt*. — *Hostis* vero *est quid aliud, quam perpetua materia virtutis gloriaeque nostrae?*

Livius.

gestellt: wie wird es für uns möglich seyn, die Feindschaft zu ertragen, welche die Staatsverhältnisse in ihrer besten Einrichtung nothwendig machen? Durch unsere Freiheit, durch eine willkührlich geschlossene Verbindung darf und kann eine solche Trennung nicht begründet werden; sie muß jedem menschlichen Gefühle unerträglich seyn.

Drittens. Die Einsicht, daß für Freiheit und Bildung ein Gleichgewicht der Macht zwischen den Staaten nothwendig sey, ist recht gut, aber es ist mit ihr noch wenig gewonnen. Eine gleiche Anzahl von Menschen auf demselben Raume können sich in fünf, sie können sich in zehnmal fünf Staaten vereinigt haben, und in beiden Fällen ein gleichvollkommnes Gleichgewicht bilden. Welches ist nun das rechte? Ist Alles einerlei, wenn nur ein Gleichgewicht Statt findet, und können wir die Größe des Staats dem Zufall überlassen, oder die Gränzen nach eigener Willkühr und Laune abmarken? Aber es kann offenbar nicht einerlei seyn. Staat und Gleichgewicht mögen mir eine bestimmte Freiheit, gewisse Rechte, sichern; aber ich will nicht bloß im Staate Sicherheit für den Augenblick, sondern ich will die Möglichkeit einer freien Auslebung; ich will so viele Rechte wenigstens erhalten können, als hierzu gehören. Mithin ist nothwendig, daß der Staat so viele Menschen umfasse, und eines solchen Kreises der Sinnenwelt Herr sey, daß ein jeder Bürger in dem, ihm gebührenden, Theile aus den Gesammtrechten Aller auch einen hinreichenden Theil erhalten könne. Ohne dieses ist seiner Natur nicht genug gethan; er muß ungewiß seyn und zerrüttet. Aber wer giebt nun die Menschenzahl an, die dazu hinreicht? und wer bezeichnet die Gränzen auf der Erde?

Viertens. Gesetzt aber auch, es wäre dem Menschen möglich zu berechnen — was doch wohl unmöglich ist, — wie viele Menschen zu gemeinsamer freier Ausbildung gehören, und wie vieler sinnlicher Dinge sie dazu bedürfen: kommt es denn nur bloß auf die Zahl an und auf die Masse, und nicht auf die Natur und Art der Menschen und der Dinge? Jeder Mensch hat doch etwas ganz Eigenes: passen denn nun alle andere Menschen gleich gut für die Entwickelung der eingebornen Eigenthümlichkeit eines jeden? Und doch lassen sich Rechtsverhältnisse, weil sie nur eine äußere Verbindung bewirken, mit diesem Menschen so gut schließen als mit jenem, und auf diesem Boden so gut als auf jenem! Wo ist nun die Richtung zu finden, die der Staat nehmen muß, um nicht nur die bestimmte Zahl und Größe zu erreichen, sondern auch die passende Zahl und die passende Größe?

Endlich. Der Staat sondert den Menschen von Allen, die nicht seine Bürger sind. Was der Mensch kräftig für Andere leben und wirken will, das muß er für seine Mitbürger leben und wirken; der Staat nimmt seine Tüchtigkeit und Tugend ganz in Anspruch. Aber der Mensch will und muß für die Menschheit leben, deren Glied er ist. Was bürgt ihm nun dafür, daß er für die Menschheit lebe, indem er für den Staat lebt, in welchem er willkührlich bleibt? Was bürgt ihm dafür, daß er sich nicht in einem schweren Irrthume befinde, und durch seine Willkühr sein heiligstes Wollen vernichte, und sich selbst um seine Liebe bringe, und um den Sinn und Zweck seines Lebens?

Allen diesen Bedürfnissen, Ungewißheiten und Zweifeln begegnet die Natur, indem sie Völker bildet, und eben deswegen treten überall Völker hervor.

Ein Volk ist eine Menge von Menschen, neben und nach einander lebend, die Alle durch eine gemeinsame Eigenthümlichkeit, welche die Menschheit in ihnen annimmt, vollkommen Eins sind.

Die Eigenthümlichkeit, oder, wenn man will, die besondere Gestalt, in welcher die Menschheit durch das Volk erscheint, das also, was im einzelnen Menschen das Selbst ist, nennt unsere Sprache das Volksthum.

Völker entstehen überall nothwendig, aber sie können auf eine doppelte Weise entstehen: einmal erscheint die Menschheit, wie durch eine innere nothwendige Zerschlagung ihres Wesens bei ihrem Eintritte in die Zeit, in besonderen Eigenthümlichkeiten, deren jede von einer bestimmten Anzahl ursprünglich gleicher Menschen gleichsam aus einander gelebt wird; zweitens leben ursprünglich verschiedene Menschen sich in einander hinein, sie leben ihre Verschiedenheiten zu Einer besondern Eigenthümlichkeit gleichsam zusammen, und gewinnen auf diese Weise mit der Zeit ein Volksthum, welches jene schon hatten, und mit welchem jene das Leben begannen.

Wenn die Menschheit ihren stillen Gang durch die Zeit geht, folgend dem Gesetze der Nothwendigkeit, das ihrem Wesen inwohnt: so gehen unmittelbar aus diesem Wesen und nach diesem Gesetze Völker hervor, von welchen Keiner sagen kann, daß sie geworden sind, sondern von welchen sich nur bemerken läßt, daß sie wirklich sind. Die Menschen, die zunächst neben einander leben, fühlen sich, sobald sie zu einiger Bildung gelangen, und mit einander in Berührung kommen, durch Sprache, Geist und Art, verwandt; sie finden eine Eigenthümlichkeit, durch welche sie gleich sind,

und deren Ursprung über alle menschliche Erinnerung hinausreicht. Solche Völker möchte man Urvölker nennen, die da, wo sich ihre Eigenthümlichkeit verliert, ihre Nebenvölker haben mögen. Das Volksthum derselben ist ganz rein; es weiset gar nicht auf andere Völker hin; es scheint nicht zusammengesetzt und eben deswegen untheilbar; es ist ein wahres Element der Menschheit. Tacitus sagt von den alten Teutschen, unsern Ahnen, sie seyen ein besonderes, reines, nur sich selbst gleiches, Volk gewesen; dasselbe gilt von jedem Volke, welches unmittelbar aus dem Schoose der Natur hervorgeht.

Aber die Menschen sind frei und selbstständig. Sie können die ewigen Gesetze des Weltalls weder aufheben noch verrücken, aber sie können die einzelnen Erscheinungen der Natur und des Lebens, die aus diesen Gesetzen entsprungen sind, vermischen und verwirren, und dadurch jene Gesetze gleichsam zwingen, sich auf eine neue Art, aber immer im alten Wesen, geltend zu machen. So wie sie Berge versetzen und Flüsse ableiten können, so können sie auch die Völkergränzen zertrümmern. Völker können durch Streben und Gegenstreben ihre Ureigenthümlichkeit kräftig ausbilden, aber sie können sich auch durch einander wirren, in einander hineingießen, und sich mit einander vielfältig vermischen. Dieses kann auf mannichfaltige Weise geschehen. In rohen Zeiten können ganze Völker auswandern, etwa um ihr rauhes, unfruchtbares Land gegen ein besseres zu vertauschen, welches leicht Erhaltung und Genuß gewährt. Es können Theile eines Volks die Heimath verlassen, weil sie zu eng wurde, um einen neuen Aufenthalt und die Nahrung zu suchen, die ihnen mangelte. Es kann auf einer gewissen Stufe der Bildung ein abenteuerlicher Geist die Menschen zu kühnen Unternehmungen beseelen, und in die Ferne trei-

ben. Das allgemeine und nothwendige Streben des Staats nach Sicherheit kann verleiten, dieſe Sicherheit in möglich größter Ausbreitung des Staats zu ſuchen, und darüber mögen Völker bejocht und durch einander geworfen werden. Endlich mögen auch Fürſten und Häupter das Glück und die Kräfte ihrer Unterthanen mißbrauchen, und um thörichten Ruhm und Glanz Eroberungen ſuchen, durch welche die Gränzſcheiden der Völker niedergeſtürzt und mehrere Völker durch einander gemengt werden. Wenn nun dieſes auf eine oder die andere Weiſe geſchieht: ſo wird jedes Volksthum ſich gegen das andere geltend zu machen ſuchen. Und da die einzelnen Glieder dieſer verſchiedenen Völker nothwendig mit einander in Rechtsverhältniſſe treten müſſen, um Freiheit zu gewinnen für die eigene Ausbildung, und da ſie, auf gleichem Boden lebend, ſich gegenſeitig vielfältig bedürfen, und manche Freude und manches Leid des Lebens theilen werden: ſo werden auch die volksthümlichen Verſchiedenheiten ſich gegen einander abreiben, ſie werden in einander übergehen, ſie werden ſich gegenſeitig durchdringen; die Menſchen werden ſich in einander hineinleben, und es wird darum ein neues Volk entſtehen.

So wie nach ewigen Naturgeſetzen der abgedämmte Fluß ſich ein neues Bette wühlt; wie das aufgepfropfte Reis mit dem Stamme zu Einem Baume verwächst; wie verſchiedene Stoffe im Schmelztiegel ſich zu einem neuen Körper verbinden: ſo vereinigen ſich auch, nach ewigen Geſetzen des Menſchenlebens, zuſammengeworfene Volksthümer zu einem neuen Volksthum. Wenn in den Verhältniſſen einer gegebenen Zeit eine urſprüngliche Volkskraft nicht in einzelnen Menſchen, die das Volk bilden, aus einander gelebt werden kann, da muß ſich die vereinzelte Menſchenkraft zu einem Volke zuſammenleben. Selbſt das unterjochte und in

der Unterjochung gehaltene Volk hört nicht auf, mit seiner Eigenthümlichkeit auf die Eigenthümlichkeit seines Zwingherrn zu wirken, so wie die Flamme, welche durch einen Körper, den sie nicht verzehren kann, in ihrem Aufstreben zum Himmel gehemmt wird, diesen Körper wenigstens mit ihrem Feuer zu durchdringen sucht. Und wenn nur einige Vermischung zwischen dem herrschenden und dem dienenden Volke Statt findet, so wird aus beiden eine neue Eigenthümlichkeit hervorgehen.

Völker, welche auf diese Art entstehen, mag man, im Gegensatz gegen jene Urvölker, etwa Nachvölker nennen, oder Mangvölker, weil sie aus Vermengung entstanden sind. Die Eigenthümlichkeit derselben, oder ihr Volksthum, wird weniger rein erscheinen; man wird die Theile zu erkennen glauben, aus welchen es erwachsen ist; aber wenn man glaubte, diese Theile von einander sondern, und das Volk gleichsam in seine Urtheile zerlegen zu können, so würde man sich sehr täuschen. Das Volksthum wird nicht durch eine mechanische Vermischung, sondern durch eine organische Durchdringung. Reis und Stamm wachsen in einander; und der Chemiker vermag nicht, die Stoffe wieder herzustellen, durch deren Verschmelzung er den neuen Körper erzeugt hat. So vereinigt auch die Kraft und das Feuer des Menschenlebens die ursprünglichen Verschiedenheiten im Volksthum. Die Teutschen sind ein Urvolk, die Franzosen ein Mangvolk: dennoch ist das Franzosenthum nicht weniger ein ganz Eigenthümliches, als die Teutschheit. So lange noch eine Sonderung der Elemente möglich bleibt, so lange ist das Volk noch nicht geworden; nur in sofern ist es, als sich eine untrennbare Volksthümlichkeit zeigt.

Wie aber auch das Volk entstanden seyn mag: das Volksthum wird sich in jedem einzelnen Genossen dergestalt

offenbaren, daß Alle in ihm einen der Übrigen erkennen können. Es wird sich offenbaren in der äußeren Erscheinung des Menschen, im Bau und Gestalt; aber es wird sich noch mehr offenbaren in der Erscheinung des Geistes, d. h. in der Sprache, als in welcher der menschliche Geist am unmittelbarsten den Geist vernimmt. Ein Urvolk wird sich durch eine reine Gestalt auszeichnen, mit welcher keine fremde Form zu verwechseln ist; es wird sich auszeichnen durch eine Sprache, die nur sich selbst gleich ist, und die in Wortbildung wie in der Rede, mit keiner fremden eine andere Aehnlichkeit hat, als die, welche in dem Wesen der Einen Vernunft, die in allen Völkern lebt, gegründet ist. Die Menschen, welche einem Mangvolke angehören, werden jenen gleichen Bau und jene reine Gestalt nicht haben können; ihre Sprache wird aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt zu seyn scheinen; man wird Wörter in der Sprache finden, die offenbar aus fremden Sprachen genommen, und darum nach ganz andern Gesetzen gebildet sind, als andere Wörter, die aus andern fremden Sprachen herstammen. Aber je mehr das Mangvolk aus seinen ursprünglichen verschiedenen Theilen wirklich zu Einem Volke erwächset, desto weniger wird der äußern Erscheinung der Volksgenossen ein volksthümlicher Zug fehlen, und desto zuverlässiger werden auch alle Wörter der Sprache, so gewiß sie im Leben erscheinen und das Leben bezeichnen, eine volksthümliche Lebendigkeit haben. Für das Auge eines Fremden, möchte man sagen, sind solche Wörter fremde und dadurch todte Wörter, aber nicht für das Ohr eines Volksgenossen; dahingegen bleiben fremde Wörter, die sich bei einem Urvolke eindrängen, z. B. bei den Teutschen, beständig fremde, d. h. todte Wörter, die nie lebendig werden auf eine volksthümliche Weise, sondern deren Leben man eben von dem Fremden holen, oder deren Bedeutung man lernen muß; es sind bloße Zeichen,

an welche ein Sinn willkührlich angeknüpft wird. — Nun ist zwar die Sprache des Menschen, weil sie nichts ist als Erscheinung seines Geistes, so reich als sein Verstand, so entwickelt als seine Bildung, so klar als seine Gedanken. Daher mag es geschehen, daß ein Volksgenosse eine Sprache redet, von welcher ein anderer Volksgenosse nichts versteht, weil er eben an Verstand und Bildung jenen bei weitem nicht erreicht; aber das volksthümliche Leben wird er in der Sprache des andern nothwendig erkennen, der heilige Laut des Volks, zu welchem sie beide gehören, wird ihn durchdringen müssen, und ihn in dem Andern einen Volksgenossen erkennen lassen.

Durch das Volksthum aber fühlt sich der Volksgenosse dem Volksgenossen verwandt. Im Volksthume haben die Volksgenossen alle Ein und dasselbe Leben (der Menschheit). Nun liebt jedes Leben sich selbst: also muß der Volksgenosse die Volksgenossen lieben, weil in ihnen Ein volksthümliches Leben ist. Wenn er sich aber mit diesen Volksgenossen noch zu einem Staate vereinigte, und also sein Selbst sicherte, und sich die Freiheit erwürbe, die ihm als Einzelnen nothwendig ist; und wenn er dann noch diesen Staat, der nun ein Volksstaat, oder, wenn man will, ein volksthümlicher Staat wäre, mit andern Staaten im Gleichgewichte der Macht stehen sähe: würde nicht dann das ganze Verlangen seines Wesens gestillt seyn? Selbstständig stände er im Staate; die Natur knüpfte ihn an das Volk, dessen Glieder seine Mitbürger wären. Staat und Gleichgewicht sicherten ihm die Freiheit, die er als Einzelner fordern muß: Volk und Volksthum nehmen die Liebe in Anspruch, die er als Glied der Menschheit so nothwendig den Menschen bringen muß, und stillen die Sehnsucht, die ihn zu den Men-

schen zieht. Durch eine solche Einheit von Volk und Staat scheint also der Widerspruch in der Natur des Menschen gelöset, und jedes Bedürfniß befriedigt zu seyn.

Aber auch die letzte Bedenklichkeit verschwindet vor einem solchen Volksstaate, die Bedenklichkeit nämlich, ob die Verbindung, in welcher wir leben, auch groß genug sey, um uns im Verkehr ihrer Mitglieder gänzlich auszubilden? und ob wir, indem wir für diese Verbindung leben, auch wohl für die Menschheit leben, für welche wir leben wollen und sollen? Denn, auch abgesehen davon, daß dem Menschen, der das Glück hat, so seine Freiheit gesichert und so seine Liebe angebracht zu haben, schwerlich diese Bedenklichkeit einfallen kann, wird ein Jeder sich leicht sagen können, daß entweder in einem solchen Volksstaate die Gelegenheit, menschheitlich zu leben und sich völlig auszubilden, gefunden werden müsse, oder daß sie nie gefunden werden könne; aber er wird auch, wenn er die Geschichte beachtet, in den Völkern die Menschheit erkennen, d. h. die Kette der Bildung verfolgen können, durch welche die Menschen eins sind.

Wenn nämlich die ganze Sinnenwelt, wie oben bemerkt worden ist, für das ganze Leben der Menschheit also geeignet seyn muß, daß sie dieses Leben auf keine Weise hindert, sondern fördert; wenn ferner das Leben der Menschheit sich ins volksthümliche Leben auflöset; und wenn endlich jeder einzelne Mensch, der irgend auf Menschen und für Menschen wirken will, sich einem Volke anschließen, von einem Volksthume ausgehen muß: so ist klar, daß die Sinnenwelt auch für das Volksleben passen, oder, welches dasselbe wäre, es ist klar, daß sich ein Volk so groß und in einer solchen Umgebung bilden

muß, daß das volksthümliche Leben sich entwickeln kann, aber es ist auch klar, daß der Einzelne eben deswegen im Volke Alles finden muß, dessen er zu seiner Auslebung bedarf. Und nun zeigt die Geschichte zuerst, daß Völker, Mangvölker nicht minder als Urvölker, sich immer so weit verbreitet haben, daß das Land, welches sie bewohnen, theils Alles selbst darbietet, was den Menschen für Genuß und Arbeit nothwendig ist, theils aber auch mit dem, Menschen verbindenden, Meere in einer solchen Verbindung steht, daß mit allen Völkern der Erde ein Verkehr erleichtert werde, durch welchen Alles, was bei Fremden die Natur liefert oder der Mensch schafft, vereinigt, und so dem Einzelnen alles verschafft werden könne, was die Erde hat; nur rohe Völker, deren Bedürfnisse eben deswegen gering sind, mögen ganz vom Meere ausgeschlossen seyn. Zweitens zeigt die Geschichte, daß nichts von dem, welches ein Mensch wahrhaftig für sein Volk vollbracht hat, verloren gegangen ist, sondern es hat fortgewirkt in der Eigenthümlichkeit des Volks von Geschlecht zu Geschlechte. Denn die Geschichte zeigt auch drittens, daß Völker, nach einander und neben einander, auf einander wirken, daß sie von einander lernen und von einander erben, und nicht bloß sinnliche Dinge, sondern auch Ideen jeglicher Art, und daß in diesen Völkern ein Fortgang der Bildung zu erkennen sey, die sich nach Einem großen Gesetze entwickelt. Und in diesem Sinne haben wir vorher bildlich zu sagen gewagt, daß die Menschheit dem Menschen in den Völkern näher trete. Es versteht sich von selbst: die Menschheit als solche kann dem Menschen weder nahe noch näher kommen; aber der Mensch kann ihr Wesen und das Gesetz ihrer Entwickelung in den Völkern begreifen. So ist die Natur unendlich. Was der Mensch von ihr sieht, das ist gegen

die Millionen von Sonnensystemen, die er nicht sieht, höchst unbedeutend. Dennoch kennt er viele ihrer Gesetze, und rechnet und betrügt sich nicht. Sähe er bloß Bäume und Berge: er wüßte nichts von der Natur. Die Betrachtung der großen Weltkörper führt zu ihr und ihren Gesetzen. Sieht der Mensch bloß einzelne Menschen, so kommt er nie zur Menschheit; die Betrachtung der Völker führt zu ihr und ihren Gesetzen. —

Und also scheint es begreiflich zu seyn, warum das Leben überall zwischen Staat und Volke läuft, und warum Staat und Volk sich beständig mit Sehnsucht suchen, und stets mit einander eins zu werden streben: es scheint begreiflich, warum Eroberungen so verabscheuet werden, warum sie das Leben verwirren, alles Gute und Schöne zerstören und in den Menschen die Menschheit vernichten. Denn nur, wo Staat und Volk Eins sind, ist jedem Verlangen des Menschen genug gethan; nur da ist ihm jegliche Tugend, ein freies Leben für eigene Bildung in Liebe zu den Menschen, möglich gemacht. Aber die Einheit von Staat und Volk nennt unsere Sprache das Vaterland.

Wenn wir bloß das Wort Vaterland ansehen, so scheint es zwar den Ort zu bezeichnen, wo die Väter gelebt haben. Aber sind es denn wirklich diese Berge und Thäler, diese Haiden und Wiesen, diese Felsen und Flüsse, was wir mit dem Ausdrucke Vaterland bezeichnen wollen? ist es bloß die Gegend, in welcher wir uns zuerst gefunden haben ohne Willen und That? oder denken wir nicht vielmehr an das ganze Leben der Väter, wie es sich auf diesem Boden, der eben deswegen für uns ein heiliger Boden geworden ist, bewegt und offenbart hat, und an das Resultat dieses Lebens, wie es zu uns gekommen ist?

Der Baum saugt sich in den Boden fest, und stirbt, wenn er von ihm getrennt wird; das Thier sucht nichts als Futter, und bleibt, wo es sich ungestört erhalten kann; der rohe Mensch hängt so lange treu an der Scholle, als sie ihn nährt; aber der denkende Mensch erstrebt Höheres, und wenn er sich auch nicht frei machen kann und will von dem Boden, der ihn trägt, so kann er doch nur das Leben auf demselben lieben und wollen. Wenn wir des Vaterhauses gedenken, so stehen uns nicht etwa kahle Wände und Thüren vor den Augen, sondern das Leben Derer, von welchen wir stammen, dessen Ertrag unser Leben genährt hat, und dessen Erinnerungen an jenen Wänden und Thüren hängen, geht uns vor der Seele über; der Gedanke an Die, mit welchen wir Eins waren, die wir liebten, und von welchen wir geliebt wurden, die wir förderten im Streben und Thun, und von welchen wir gefördert wurden, füllt unsern Geist. Eben so fassen wir in der Idee des Vaterlandes alle Diejenigen auf, die wir deswegen mit Liebe umfassen, weil sie mit uns Ein Leben haben, weil wir uns unter ihnen in Freiheit ausbilden, von Keinem gehemmt, von Allen gefördert; weil sie mit uns, in Freiheit und Liebe, eine Eigenthümlichkeit menschlicher Bildung, die wir von gemeinsamen Vätern empfangen haben, gemeinsam weiter zu bilden streben, um sie, so gefördert und besser gestaltet, gemeinsamen Enkeln zu hinterlassen. Kurz, wir denken bei dem Worte Vaterland an unser Volk, mit welchem wir eins sind, und an unsern Staat, der uns Freiheit verheißt; an den Boden aber denken wir nur in sofern, als Volk und Staat sich auf Einem Boden bewegen, als dieser bestimmte Boden theuere Erinnerungen an das Leben unserer Altvordern erweckt, und als überhaupt von einer eigenthümlichen Menschenbildung, wie unser

Volksthum ist, eine eigenthümliche Natur verlangt wird. Der Boden soll nicht von Fremden betreten werden, weil wir die Freiheit und Eigenthümlichkeit erhalten wollen, die wir auf ihm haben und erstreben. Der Boden soll unverletzt bleiben, weil Staat und Volk, Freiheit und Bildung gesichert seyn sollen. Uebrigens ist mein Vaterland, wo ich frei unter meinem Volke lebe.

Also ist das Vaterland das schönste Glück des Menschen und das höchste Ziel seines Strebens. Was der Mensch für sein Vaterland lebt, das lebt er wahrhaftig für die Menschheit, und die höchste Tugend des Sterblichen ist Vaterlandssinn, das heißt, ein Leben, dessen einziger Zweck die Erhaltung und Förderung der Freiheit in seinem Volke ist. Lebt der Mensch in einem Staate, ohne in seinen Mitbürgern sein Volk zu erkennen und zu lieben, sey es, daß es ihm an Volksgeiste fehlt, oder daß ihn ein feindliches Geschick mit fremdartigen Menschen zusammengejocht hat: so muß ihm das bürgerliche Wesen anschaudern; diese kalte, zwangvolle Sicherheit kann keiner warmen menschlichen Brust zusagen: der Mensch verlangt Liebe und Freude. Darum wird von solchen Unglücklichen derjenige, der Mark in den Knochen und Kraft in den Sehnen hat, das gemeine Leben fliehen, und sich in das besondere Leben des Hauses retten, um in der Familie die Liebe zu finden und zu geben, die er draußen nicht fand, und nicht anbringen konnte; ein Anderer mag sich in der Betrachtung der Natur zu erholen, und mit einer Art von Gespött über die menschlichen Verhältnisse zu trösten suchen; dieser und jener wird sich auch an fremde Völker und ferne Zeiten hängen, um doch irgendwo das Gefühl anzubringen, das er im Handeln ausleben sollte; und diejenigen

endlich, die es am Schönsten zu treiben wähnen, werden ihre Zuflucht zum Allgemeinen und zum Leeren nehmen, und sich in ein gestaltloses Unding, Kosmopolitismus genannt, verlieben, um doch nicht ganz allein zu stehen. Hat hingegen Jemand (wie der Jude) das Unglück, einem Volk anzugehören, welches sich nicht zum Staate verbunden, und also durch ein Bürgerthum sich nicht so äußerlich vereint hat, wie es durch das Volksthum innerlich Eins ist: so wird er mit seinem Volke sich elend und gebückt durch die Welt drücken müssen, ohne Ansehen, ohne Ehre, ohne Würde, dem Uebermüthigen zum Hohne, dem Leichtsinnigen zum Spotte, und dem Verständigen zu Mitleide und Erbarmen. Mit wenigen Worten: wo Staat und Volk getrennt sind, wo also der Mensch kein Vaterland hat, da kann nichts seyn, als Halbheit, Zerrissenheit, Unlust und Jammer; Liebe hingegen und Lust, und Bildung und fröhliches Gedeihen gewährt nothwendig das Vaterland.

Was das Vaterland — diese Vergleichung mag noch zum Schlusse hinzugefügt werden — für das gemeine oder gesellschaftliche Leben des Menschen ist, das ist das Haus (die Familie) für sein besonderes Leben. Nun aber entsteht das Haus nur durch das Zusammenfallen von Ehe und Liebe, wie das Vaterland durch das Zusammenfallen von Staat und Volk. Die Ehe ist für das besondere Leben das äußere Band, wie der Staat für das gemeine; die Liebe bewirkt die wahre innere Einheit der Ehegenossen, wie das Volksthum die innere Einheit der Staatsbürger. Wer nun in einer Ehe lebt ohne Liebe, der hat und verlangt höchstens eine Wohnung; wer in Liebe lebt ohne Ehe, der hat und verlangt nur einen Aufenthalt. Wer in einem

Staate lebt, ohne durch das erhabene Gefühl des Volksthums mit seinen Mitbürgern Eins zu seyn, mag er nun einem fremden Volke angehören, oder mag er des Volkssinns ermangeln, der hat und verlangt nur eine Heimath; wer einem Volke angehört, ohne Staatsbürger zu seyn, wie der Jude, der hat und verlangt nur einen Schutzort.

Ehe ohne Liebe, um kürzer dasselbe auszudrücken, bewirkt eine arge Zerrüttung im Leben des Menschen, weil dem Aeußeren das Innere fehlt; Liebe ohne Ehe führt zu Schwäche und Erschlaffung, weil das Innere nicht frei und kühn hervorzutreten wagt, und nur im Hause ist Zufriedenheit, Frohsinn und Gedeihen. — Ein Staat ohne Volksthum kann nicht ohne Verworrenheit seyn, weil das Herz des Bürgers nicht da ist, wo sein Leib, weil Wollen und That nicht zusammenfallen. Ein Volk ohne Bürgerthum wird in seinen Genossen eine traurige Lähmung des Geistes zeigen, weil die Kraft nie geübt und dadurch gekräftigt werden kann. Im Vaterlande aber ist reges Leben, freudiges Wollen und kräftige That.

Ehe ohne Liebe erhält die Bekanntschaft der Zusammenwohnenden; Liebe ohne Ehe führt zu einem heimlichen Aneinanderhängen; aber das Haus giebt die wahre Geselligkeit. — Staat ohne Volk bringt die Landsmannschaft hervor, weil dieselbe Heimath Menschen zusammenbindet; Volk ohne Staat macht ein außergesellschaftliches Klettenleben nothwendig, und nur im Vaterlande ist eine wahre Gemeinschaft möglich.

Ehe ohne Liebe erfüllt den Menschen mit Gleichgültigkeit gegen diejenigen, die ihm am nächsten stehen; Liebe ohne Ehe bringt ihn zu leidenschaftlicher Besorglichkeit, und nur das Haus giebt besonnene Theilnahme, und zarte Schonung. — Im Staate ohne Volksthum kann der Mensch des Bürgerlichen nie genug erhalten; er trägt sich selbst der Welt an, und kann beim Glücke und Unglücke seines Staats ungerührt bleiben, weil seine Seele am Kosmopolitismus festhält, der nichts von ihm verlangt, und ihm doch allezeit bleibt. Im Volke ohne Staat verfällt der Mensch in die größte Engherzigkeit, die ihn gegen alle Fremde bis zur Grausamkeit treiben mag. Und nur im Vaterlande ist thätige Menschlichkeit und wahrhaftiges Mitleid, welches sich in wirklicher Hülfeleistung bewährt.

Und wenn auch, um die Vergleichung nicht weiter fortzusetzen, dem Menschen möglich ist, ohne Haus und Vaterland, im angegebenen Sinne, viele schöne Tugenden zu üben, indem er sich erhebt über die Ungunst seiner Lage und seines Geschicks, so giebt es doch keine Tugend, nichts Schönes und Gutes, welches nicht begriffen wäre und erzeugt würde durch den Sinn wahrer Häuslichkeit, und durch den heiligen Geist des Vaterlandes!

III.

Vater Rhein

nach dem Friedensschlusse zu Lüneville 1801.

Erste Elegie.

Also verlassen sie mich? Fremdlingen verstatten sie Herrschaft
Ueber des alten Rheins treuen, germanischen Strom?
Also sie opfern mich auf, trägherzigen Sinnes? zertheilen
Mich, den einigen Fluß, so, wie sie selbst sich getheilt,
Feig hingebend die Brüder dem Joch unwürdiger Knechtschaft,
Trennend das heilige Reich, reißend von Gliedern das Glied? —
Ach, ich befürchtete längst die unglückselige Stunde,
Seit mir frech an die Brust fränkische Art sich gedrängt,
Fast durch Verrath sich setzend und dann durch Gewalt ihn behauptend.
Aber ich wandte den Blick immer noch hoffend hinweg!
„Lange war Teutschland's Volk das erste der Welt; allgewaltig
Stand es zur Schlacht, und im Rath wich es vor keinem zurück.
Nein, nicht ganz ist dahin die Gewalt der erhabenen Krone:
Habsburg's Kaiserlich Haus findet noch Tugend und That.
Nein, nicht ganz ist dahin der Häupter gepriesene Weisheit:
Teutschland's Fürstenverein trennet noch Ehre von Schmach.
Nein, nicht ganz ist dahin die Kraft germanischer Jugend:
Hermann's Heldengeschlecht blühet im Enkel noch fort!"
Also sagt' ich; es regten ums Haupt sich die triefenden Locken
Unmuthsvoll; doch geglaubt ward das Befürchtete nicht.
Dennoch ist sie geschehn, die Unglücksthat! O, des Unheils
Anfang bringet der Tag, welcher den Frieden gebracht.
Seyd ihr gänzlich bethört, Germanien's nervigte Söhne?
Wollt ihr das eiserne Netz listiger Feinde nicht seh'n?

Sind euch die Sinne betäubt? Was wollt ihr? Welches Erwarten
Hegt ihr? Wird die Gewalt ruhen, der feig ihr entweicht?
Kann ich euch Gränze seyn? Kann Ich euch beschirmen als Schutzgott
Vor argsinnigem Volk, welches nicht schont noch bewahrt
Recht und Gesetz? das geschändet der Menschheit heiligste Pfänder,
Freiheit und Ehre? das blutgierig die Länder beraubt?
Sind mir Waffen verlieh'n, anstürmendem Heer zu begegnen?
Euch fehlt Muth und Verstand, aber mich hemmt die Natur!
Kriegerisch sind die Berge; sie steh'n, wie gewaltige Riesen,
Drohenden Blicks, und mit Lust immer gerüstet zum Kampf.
Fels ist die Brust, und Fels ist der Fuß, und, ewig unnahbar,
Steigt weißlockig das Haupt kühn zu den Wolken empor.
Berge sind Menschen und Flüssen ein Schirm, wenn zu fröhlicher Mitwehr
Kühn aufstehet ein Volk, Völkern verbietend das Land.
Auch erzeuget ihr Schoos des Eisens gewaltige Schutzkraft,
Daß dem Haupte des Mann's nimmer gebreche der Helm,
Oder das Schwerdt der Faust, und der Brust der beschirmende Harnisch,
Wenn sie für Freiheit und Recht, muthig zum Kampfe sich schmückt.
Friedlich jedoch ist des Flusses Natur! Er fördert des Lebens
Regen Verkehr, und gewährt sicherer Ruhe Genuß.
Freudig erquickt er die Flur, den goldenen Segen verbreitend,
Freudig entführt er dem Land schädlichen Regenerguß,
Freudig trägt er die Schiff' einher auf wallendem Rücken,
Schwer belastet mit Gut, lustig mit Menschen gefüllt.
Beiden Gestaden gewährt er die Gunst gleich; Menschen vereint er;
Nimmer vermag er die Gränzscheide von Völkern zu seyn!
Fliegt nicht über ihn hin der Feuergetriebene Mordball
Ungehemmt, und erreicht, schrecklich verwüstend, sein Ziel?
Spannt nicht über den Nacken der Mensch ihm felsigte Bogen,
Stolz verfolgend den Weg, Ufer an Ufer gerückt,
Trotzig hinab vom erhabenen Werk zur Tiefe der Wellen
Schauend, wenn sausend das Schiff unter den Füßen entschwebt?
Bändigt der Winter nicht selbst, der erstarrende, jegliche Kraft ihm?
Kann er dem Lastgespann wehren den stöhnenden Gang?

Mir ist das Haupt gedeckt durch die hohen Erzeuger, die Alpen;
Aber den schlanken Leib muß mir Germanien's Volk
Schützen, und hat ihn geschützt, als Tugenden Thaten noch drängten.
Doch ihr senktet den Arm, hieltet die Burgen gering,
Welche die Väter erbauet, die edleren, daß nicht der Fremdling
Frech sich über das Land breitete, das sie gebar.
Ach, was habt ihr gethan, Bethörete! Solche Verschuldung
Büßt nur schreckliches Leid! Also vernehmet mein Wort:
Ihr gabt halb mich hinweg: ihr sollet der anderen Hälfte
Nie euch erfreu'n; in dem Theil fühlen des Ganzen Verlust!
Nimmer, so lang ein fränkisches Schwerdt an den Ufern des Rheinstroms
Blinkt, soll sicher ein Teutschredender Mann an der Ems
Wohnen, und nicht an der Oder Gestad und nicht an der Donau!
Stets schwebt über dem Haupt Aller die bange Gefahr.
Bald wird über den Fluß der berückende Feind mit Gewaltthat
Dringen, zerreißend mit Hohn weiter und weiter das Land,
Alles verwirrend, und Alles zerrüttend, und Alles zerstörend,
Ohne Gefühl und Schaam schändend, was hoch und gering.
Teutschlands Fürsten entflieh'n, ein Gespött, aus glänzender Wohnung;
Frech auf den fürstlichen Stuhl setzt sich ein fremder Tyrann.
Bleiben sie aber daheim, in der Allausgleichenden Knechtschaft:
Schmeicheln dem Fremden sie Kniebeugend die Kette nur ab!
Aber warum nicht standen sie treu um des heiligen Reichs Thron?
Wollten nicht lieber des Volks Väter als Herrscher sie seyn?
Haben sie nicht mißtrauet, o, Jammer, den eigenen Kindern?
Herrisch mit Söldnerarm Freiheit und Liebe verdrängt?
Ach, und verachtet den Geist, der aus den Geschichten der Vorzeit
Spricht? Sie hielten, erstarrt, starrende Formen nur fest! —
Tief wird Teutschland's Adel entwürdiget! Kriechend im Staube
Fühlt er des Fremdlings Fuß schwer auf die Brust ihm gestemmt.
Knechtisch hat er dem Fremden gehuldiget; schaamlos des Fremdlings
Sprache gelallt; den Gebrauch, äffisch, des Fremden befolgt.
Einst war des Adels Sinn großartig; die ad'lige Tugend
Stark; nur erhabener Geist adelte! Aber die Zeit

Hat ein schwaches Geschlecht erzeugt, das in trägem Genuß nur
Schwelget, Verdienst' erdrückt, ach, und die Tugend verhöhnt.
Böseres ward nicht erdacht, und schwerer ist keine Vergehung
Gegen Gott und Natur, als wenn, verhärtet, der Mensch,
Mißbraucht alte Gewalt, und geistlos Geister zurückstößt!
Aber des Feuers Gewalt reiniget, oder verzehrt. —
Auch ihr, Weise des Volks, Erzieher der Jugend, und Lehrer,
Habt den hohen Beruf Eueres Lebens versäumt.
Frech habt ihr die Geister verwirrt, und der heiligen Wahrheit
Einfachkündlichen Sinn frevelnd mit Nebel umhüllt,
Tändelnd gebrochen die Kraft der frischaufblühenden Jugend,
Abgemattet den Geist, traurig die Seelen verrückt.
Weit vom Volk hinweg und von vaterländischer Tugend
Triebet ihr stolz in die Welt, kalt zu der Menschheit hinauf.
Schwer bedrückt euch die Zeit; Wehklagen und Jammer erhebt ihr:
Doch, wer Wahrheit verschmäht, fühlet die Geisel mit Recht. —
Aber ihr, Bürger der Stadt, und Du, o gebeugeter Landmann:
Denk ich Eures Geschicks, löst sich in Thränen der Zorn!

E. v. H.

IV.

Das Jahr 1813.

(Fortsetzung von Seite 62 des ersten Stücks.)

2.

Kaiser Napoleon hatte den Krieg wider Rußland wohl aus einer doppelten Ursache angefangen. Zuerst mag ihn sein bisheriges Glück verblendet, und mit einem übermüthigen Vertrauen auf Fortdauer erfüllt haben; seine Seele mag gereizt gewesen seyn von dem trügerischen Ruhme, auch an dem größten Reiche der Welt seine Macht zu bewähren, und auch über Rußland's unermeßlichen Trümmern Alles bewältigende Siege zu feiern, damit es vor Welt und Nachwelt offenbar würde, daß Nichts Erreichbares ihm zu widerstehen vermocht habe. Aber Napoleon wurde auch zu diesem Kriege durch die Nothwendigkeit der Verhältnisse gedrängt. Eine Macht, welche einmal die Gränzen der Völker durchbrochen, und die Grundsätze der Weisheit nicht geachtet hat, muß vorwärts streben, wenn sie das Erreichte nicht aufgeben, und nicht freiwillig zur Ehrfurcht für Recht und Gesetz zurückkehren will. Die Erhaltung, die Befestigung der Herrschaft, die Napoleon schon ausübte, verlangte die Zerbrechung der Kraft des Russischen Reichs; und die günstigen Verhältnisse mit Oesterreich, auf deren Fortbestehen nicht zu rechnen war, riethen zur Beschleunigung der Unternehmung. Napoleon selbst hat diese zweifache Ursache eingestanden, indem er über Rußland das unvermeidliche Schicksal zu bringen behauptete, das er über andere Völker gebracht zu haben meinte, und indem er hierdurch

den Einfluß zerstören zu wollen vorgab, den Rußland seit fünfzig Jahren auf die Europäischen Verhältnisse ausgeübt hätte. [1])

Als Vorwand zu dem Kriege hat Napoleon nur zwei Dinge anzuführen gewußt. [2]) Einmal hätte der Kaiser von Rußland nicht festgehalten an dem sogenannten Continentalsystem, dessen Maasregeln Napo-

1) In dem Zurufe, den Napoleon beim Beginn des Kriegs an sein Heer — Wilkowiskis, den 22. Jun 1812 — erließ, hieß es: „Ein unvermeidliches Fatum reißt Rußland mit sich fort. Des Schicksals Wille muß erfüllt werden. . . . Der Friede, den wir schließen, wird seine Bürgschaft mit sich führen, und dem unseligen Einflusse, den Rußland seit fünfzig Jahren auf die Europäischen Angelegenheiten ausübte, ein Ziel setzen." Allg. Zeitung 1812. 190. — So hieß es in einem Berichte des Ministers der auswärt. Angelegenheiten: „Preußen sah das Fatum, welches seit zehn Jahren Europa hinreißt, sich auch über Rußland wälzen. — Endlich wurde im zweiten Bulletin, Wilkowiskis, von demselben Tage, gesagt: „Die Ueberwundenen nehmen den Ton der Sieger an. Das Verhängniß reißt sie hin; also möge das Schicksal erfüllt werden!" — Ja wohl! — Ist Saul auch unter den Propheten?

2) In einer Französischen Note vom 25. April 1812 wurden alle Mißhelligkeiten zwischen Rußland und Frankreich auf vier Puncte zurückgebracht, welche Warschau, Oldenburg, die Gesetzgebung wegen der Englischen Waaren, und endlich den Russischen Handelsukas betrafen. Aber man gab von beiden Seiten die Möglichkeit der Ausgleichung zu, wenn nur vorläufig die eine, von uns angeführte, Forderung Rußland's erfüllt wäre. S. die Urkunden im Moniteur vom 8. Jul. u. ff. 1812. Allgem. Zeitung 1812, 197 u. ff.

leon selbst zwar heilsam nannte, die aber von allen Verständigen für eben so verkehrt und unausführbar, als verderblich für Leben und Bildung aller Europäischen Völker geachtet wurden, am wenigsten verderblich für die freien und mächtigen Engländer, am meisten hingegen für das große, an Bedürfnissen, wie an Mitteln reiche, Rußland; und es war bekannt genug, daß Napoleon diese Maasregeln selbst zu eigenem schnöden Gewinn längst und häufig überschritten hatte. [3]) Zweitens hätte der Kaiser Alexander seine freundschaftlichen Verhältnisse mit Frankreich von Bedingungen abhängig gemacht, die für entehrend erklärt wurden, die aber in der That für Rußland's Sicherheit und Wohlfahrt nothwendig waren. [4]) Daher hatten die Französischen Soldaten wohl

3) Bekanntlich durch Licenzenertheilung. Wir wollen nur erinnern, daß man berechnet hat, Kaiser Napoleon habe durch das Monopol mit Colonialwaaren jährlich hundert Millionen Franken gewonnen. „Jede Licenz, welche die Französische Regierung ertheilt, ist eine Gunst, die sie euch (den Engländern) erweiset; ein Tropfen Oel in eure Lampe, die dessen so sehr bedarf!" — so sagt Napoleon selbst in einer Note des Moniteurs zu einem Englischen Zeitungsartikel; und dennoch ertheilte er sie, und dennoch war die Wirkung so allgemein bekannt, daß der Russische Gesandte in Paris, Fürst Kurakin, in einer Note vom 30. April 1813, erklären konnte, „Rußland sey bereit, nach dem Beispiele Frankreich's, einen Versuch mit dem Licenzsystem zu machen!"

4) In der Note des Fürsten Kurakin vom 30. April 1812, heißt es: „Die Erhaltung Preußen's und seiner Unabhängigkeit von jedem gegen Rußland gerichteten politischen Bande, ist für die Interessen Sr. Majestät durchaus nothwendig. Um zu einem wahren Friedensstande mit Frankreich zu gelangen, muß nothwendig zwischen ihm

Recht, wenn sie den ungeheuersten Kampf, der je gekämpft war, den Kaffee- und Zuckerkrieg nannten; aber die Nachwelt wird auch in diesem Lagerwitz ein bleibendes Zeugniß finden über Napoleon und die Zeit seiner Größe.

Die Rüstung zu diesem Kriege hatte Alles übertroffen, was bis dahin in Europa gesehen war; und wenn vielleicht in den Kreuzzügen sich noch größere Massen von Menschen gebildet haben mögen, so dürften doch diese, dem größten Theil nach, weder an Jugend noch Uebung, weder an Ordnung noch Bewaffnung, mit denen zu vergleichen seyn, die Napoleon nach Rußland geführt hatte. Ueber eine halbe Million Menschen hatten ihn begleitet; die größere Zahl derselben bestand aus gebornen Franzosen, aber auch die unterjochten Völker, und diejenigen, welche unter dem Namen von Bundesgenossen über ihre Knechtschaft getäuscht oder zu derselben vorbereitet werden sollten, hatten unter Thränen und Wehklagen große Heere ihrer blühendsten und kraftvollsten jungen

und Rußland ein neutrales Land seyn, das nicht von den Truppen einer der beiden Mächte besetzt ist. — Die erste Grundlage jeder Unterhandlung kann daher keine andere seyn, als die förmliche Verpflichtung, die Preußischen Staaten und alle Festungen Preußen's völlig zu räumen, die Garnison in Danzig zu mindern, Schwedisch-Pommern zu räumen u. s. w." — In dem Zuruf an seine Soldaten erzählt Kaiser Napoleon diese Forderung also: „Rußland will sich nicht eher erklären, als bis sich die Französischen Adler über den Rhein zurückgezogen, und so unsere Bundesgenossen seiner Willkühr Preis gegeben haben. Es läßt uns die Wahl zwischen Entehrung und Krieg." —

Männer gestellt. [5]) Der größte Theil dieser Schaaren waren bewährte Krieger; ihre Anführer waren hochgepriesene Feldherren, und an die Unüberwindlichkeit des Heermeisters glaubten Alle, weil er an sich selbst zu glauben schien, und weil er noch nicht überwunden war. Hierzu kam noch ein ungeheuerer Zug von Kriegsgeräthe, von Troß und Gezeug aller Art; was Frankreich und Italien, Teutschland und Holland, Preußen und Polen Vorzügliches liefern konnten, war aufgeboten worden, um die Erreichung der Absichten des Kaisers Napoleon um so gewisser zu sichern. [6]) Daher wäre so wenig zu verwun-

5) Die Berechnungen der Stärke aller Heere, die Napoleon gegen Rußland führte, weichen zwar von einander ab; aber der Moniteur vom 8. April 1812, nannte die Kraftentwickelung Frankreich's beispiellos, und gab die Stärke der Heere, welche gegen die Oder und Weichsel zogen, auf fast 500,000 Mann an. Hiervon mag nicht viel zu halten seyn; aber, wir wissen ja, wie viele Truppen die Teutschen Staaten gestellt haben; und wenn man nun annehmen könnte, daß Frankreich selbst ursprünglich 250,000 Mann geliefert habe: so darf man behaupten, daß mit den Teutschen, Preußen, Oestreichern und Polen, und mit den Ergänzungstruppen, die allmählich nachgeschickt wurden, gewiß über eine halbe Million streitbarer Männer gegen Rußland gezogen sind. Darunter waren 60,000 Mann Reiterei. Aber wer hat den Haufen von Angestellten und Angehängten aller Art gezählt!

6) Die Zahl der Kanonen, welche das Napoleonische Heer mit sich führte, hat man auf 1200 angegeben; die Zahl der Pferde für das Geschütz u. s. w. auf 40,000. Nach Russischen Berichten waren schon vor Weihnachten 1131 Kanonen erobert; daraus soll das schön erfundene und tiefgedachte Siegesdenkmal, die Rostralsäule in Moskau verfertigt werden. Uebrigens war ganz Teutschland und Preußen in Erstaunen und Verwunderung über die

dern, wenn Napoleon selbst die Zertrümmerung der Rüssischen Herrschaft nicht bezweifelt hätte, als zu verwundern ist, daß Europa nur mit bangen Erwartungen dem Beginne des Kriegs entgegengesehen hatte. 7)

Die Art aber, mit welcher Napoleon den Krieg vom Anfange an, und fort und fort, führte, schien den Verständigsten der Zeit zu beweisen, daß er doch mehr durch gewaltige Rüstung und rasche Angriffe die Russische Regierung zu verwirren und einzuschüchtern, als die Russische Kraft wahrhaft zu brechen gehofft; er wollte, so schien ihnen, bei den Russen versuchen, was ihm bei andern Völkern gelungen war, zu umstricken, nicht zu überwinden, zu lähmen, nicht zu bewältigen. Napoleon, sagten sie, hätte den Kaiser Alexander kennen gelernt; aber, weil er überhaupt gering von den Menschen dächte, und weil er besonders geborene Fürsten tief unter sich erblickte, so hätte er die erhabene Natur dieses Fürsten ganz verkannt; der Menschheit tiefste Gefühle, die Alexander so treu und wahr auf dem Throne des größten

Menge von Wagen mit Geräthschaften, und von manchen Dingen konnte man gar den Zweck nicht begreifen. Wir erinnern nur an die Menge der angeblichen Feuerspritzen, die man freilich wohl nöthig gehabt hätte, wo man es nicht erwartete.

7) „Nicht ohne große und gerechte Besorgniß sah Oesterreich diese neuen Wetterwolken aufsteigen. — Der Kampf, der Rußland bevorstand, erschien in einem äußerst bedenklichen Lichte, da er unter eben so ungünstigen Conjuncturen, eben dem Mangel an Mitwirkung anderer Mächte, eben dem Mißverhältnisse der wechselseitigen Streitkräfte, folglich eben so hoffnungslos, als frühere von ähnlicher Art, begann." (Aus dem Oestreich. Manifest.)

Reichs der Welt festhalte, habe er für Schwäche geachtet; seine großen Gedanken und sein heiliges Wollen für der Völker Heil und Bildung habe ihm Beschränktheit geschienen; seine heitere, gesellige, freundliche Art sey ihm wie eine kleinliche Bestrebung vorgekommen, und sein Zutrauen, mit welchem er sich gut und edel auch ihm genaht hätte, weil er mit ihm für die heiligsten Zwecke der Fürsten kräftig wirken zu können gehofft haben möchte, für verzagte Nachgiebigkeit. Also hätte er gewähnt, Alexander würde um Thron und Krone besorgt werden, wenn eine so ungeheuere Macht die Marken des Russischen Reichs überschwemmte; wenigstens würde der Kaiser von Rußland vor ihm Friedesuchend erscheinen, wenn eine der Hauptstädte seines Reichs — in solcher Entfernung in der That ein großes Ereigniß! — von dem Französischen Heere in Besitz genommen würde; alsdann könnte er im erbetenen Frieden Großmuth zeigen, und doch auch Alexandern an seinen Siegeswagen fesseln, und über die Kräfte Rußland's gebieten. Also, meinen sie, habe Napoleon gedacht, und also erkläre sich die unbesonnene und thörigte Zuversicht, mit welcher er in Rußland hineinstürmte. Was aber auch Napoleon gewollt und gehofft haben mag: das allgewaltige Schicksal, welches er gegen Rußland aufrief, war von ihm schlecht verstanden; er war bestimmt, demselben in einem so erhabenen Sinne zu dienen, daß er davon nichts ahnete. —

An dem Tage der Sonnenwende im Sommer des Jahres 1812 (den 22. Jun.), hatte Napoleon seinen Heeren den Anfang des Kriegs verkündigt, und am folgenden Tage hatte er sie über den verhängnißvollen Niemen geführt, hinab von der Höhe seines Glücks. Bei der edlen Beharrlichkeit des stolzen England's im heiligen Streite für die

Freiheit der Welt, bei der Verzweiflung, mit welcher die hochherzigen Spanier den Rachekampf für die erduldete Schmach fortsetzten, bei dem dumpfen Schweigen und dem unmuthigen Gehorchen so vieler mißhandelten Völker, hätte ihn die trotzige Ruhe schrecken sollen, mit welcher sich die Russen auf dem heimischen Boden hielten, dessen Gränzen sie doch so leicht hätten überschreiten können; sie schreckte ihn nicht: er gieng über den Niemen. Da hätte ihn die heldenmüthige Zuversicht warnen mögen, mit welcher die Russischen Heere seine wohlbekannten Versuche, zu trennen, zu durchbrechen, zu zerstreuen, vereitelten, und das drohende Bewußtseyn von Stärke, mit welchem sie, geschlossen, schlagfertig und schlagfähig, vor ihm herzogen; sie warnten ihn nicht: unaufhörlich folgte er den Weichenden, nicht beachtend die Kraft ihres Schwerdtes, und die Gewalt ihres Glaubens und ihrer Siege. Selbst die erhabenen Maasregeln allgemeiner Verödung und Zerstörung, vor welchen kleine Seelen zitterten, die selbst von Feigen und Schwächlingen getadelt wurden, in denen aber Alexander die Größe seiner Seele und die Tiefe seines Gemüths am allgewaltigsten bewährte, offenbarten ihm nicht den hohen Sinn, den dieser Krieg für die Russen hatte; er sah Barbarei und Rohheit, wo er einfache wahre Menschlichkeit hätte sehen sollen; er drang weiter und weiter, und berechnete nicht, wie schwer die Leiden seines Heeres, die schon damals kaum zu ertragen waren, auf einem Rückzuge werden müßten. Selbst die Flammen von Smolensk, selbst der Brand von dreißig Städten und Flecken und die Verwüstung ungezählter Dörfer, [8]) brachten ihn nicht dahin, den Mangel zu bera-

8) Napoleon selbst hat sie auf mehr als 4000 angegeben; die Zahl der zerstörten Städte auf 50. (Rede im Gesetzgeb. Körper, 24. Febr. 1813.)

then, den seine Schaaren erduldeten; Moskwa lag in der Aussicht, und war groß und reich genug, ein ganzes Heer aufzunehmen, und auf lange zu versorgen; Viele mochten zu Grunde gehen, wer aber Moskwa erreichte, der schien gerettet.

Den Tag bei Borodino (7. Sept.) begrüßte umsonst „die Sonne von Austerlitz;" sie sah schon keine Schlacht um Sieg und Ruhm, sondern um Unterhalt und Rettung. [9]) Darum mußte der Russische Feldherr in ihr gewinnen, wenn er sie auch anscheinend verlor. Drei Monden nach dem Anfange des Kriegs war Napoleon in Moskwa (den 17. Septbr.) eingezogen. Aber er hatte die Stadt nicht gefunden, wie er gehofft; für die Gottheit, welche Alexander's und Seiner Russen Brust erfüllte, war selbst die heilige Moskwa kein zu großes Opfer. [10]) Kaum war

9) Vor derselben sagte der Kaiser zu seinen Soldaten: „der Sieg ist uns nothwendig; er wird uns Ueberfluß, gute Winterquartiere und baldige Rückkehr ins Vaterland gewähren." (18tes Bulletin. Mozaisk, den 10. Septbr.) Aber wie kleinlaut wurden die spätern Bulletins!

10) Wir wagen es mit Vertrauen, dieses zu sagen, und also als gewiß zu setzen, daß die Verbrennung von Moskwa auf Befehl der Regierung geschehen sey. Denn nur dadurch, daß man voraussetzt, die Maasregel sey besonnen und mit allgemeiner Einstimmung darum angeordnet, weil sie für die Rettung des Heiligsten nothwendig war, nur hierdurch wird sie groß, erhaben, und die höchste Ehre dem Kaiser sichernd, wie seinem Volke; sie würde aber kleinlich, grausam, abscheulich, wenn man den entsetzlichen Gedanken hegen könnte, sie sey ohne Absicht und Plan, in Leidenschaft und Wuth von Einem oder Einigen Unterthanen vorgeschrieben und ausgeführt. In dem Berichte des Fürsten Kutusow an den Kaiser über die Schlacht

Napoleon und sein Heer des Gefühls froh geworden, endlich das Ziel ihrer Anstrengung erreicht zu haben: so schlug ein unermeßliches Feuermeer über ihren Häuptern zusammen, und verzehrte unaufhaltsam alle Nothwendigkeiten,

bei Borodino (Allgem. Zeitung 1812, S. 308.) heißt es: „Er, der Fürst, habe sich dem Einmarsche der Franzosen in Moskwa nicht entgegengesetzt, weil diese Stadt, vermöge der vorher von der Regierung genommenen Maasregeln, und den äußerst eifrigen Bemühungen der Einwohner, dem Französischen Heere keine Hülfsmittel mehr dargeboten habe." In einem spätern Berichte, der nach dem Brande (den 16. Sept.) verfaßt worden ist (Allgem. Zeit. S. 315.), wird zwar gesagt: eine neue Schlacht habe nicht gewagt werden können, weil deren Verlust nicht nur die Vernichtung der Armee, sondern auch „den blutigsten Verlust und selbst die Verwandlung der Residenz Moskwa in Asche" zur Folge gehabt haben würde. Dieses scheint zu widersprechen; aber mir ist versichert worden, es müsse heißen, selbst die Vernichtung der Armee, neben oder außer der Verwandlung u. s. w. Ich will darauf aufmerksam machen! — Die Franzosen haben sich bemüht, den Gouverneur von Moskwa, Grafen Rostopschin, der die Gnade seines Kaisers nicht verloren hat, zum einzigen Urheber der Maasregel zu machen; aber dazu hatten sie gute Gründe; sie wollten nicht ganz Europa zu der Ueberzeugung gelangen lassen, daß sie dem Kaiser von Rußland zuverlässig unterliegen würden! Aus ihren Untersuchungen der Sache (Allg. Zeit. 1812, S. 312.) geht deutlich hervor, daß man lange und viele und wohlberathene Anstalten von Seiten der Regierung getroffen hatte; und wie wenig sie von dem Gefühl verstanden, welches in den Russen lebte, das mag schon der Eine Umstand beweisen, daß das 23ste Bulletin den Grafen Rostopschin für verrückt erklärte, weil er seinen eigenen Palast zu Woronowo angezündet habe, damit er nicht von den Franzosen besudelt werden sollte!

Obdach, Kleidung, Nahrung. Grausen und Entsetzen durchdrang jedes Menschen fühlende Brust im Französischen Heere bei dem Anblicke der unendlichen Flammenfluthen; Grausen und Entsetzen durchdrang sie vor dem fürchterlichen Wesen, welches, durch sein Thun und Wollen, edle Fürsten und gutmüthige Völker so weit bringen konnte, daß sie solche Entschlüsse und solche Thaten nicht scheueten; [11]) aber Grausen und Entsetzen durchdrang sie auch bei dem Gedanken an die ferne Heimath, an den unwirthlichen Rückweg, und an den herannahenden Winter. In den Flammen von Moskwa brannten alle Hoffnungen des Französischen Heeres nieder, während eben diese Flammen dem Russischen Heere zu dem Zuge leuchteten, durch welchen sich Fürst Kutusow den Franzosen in die Seite und den Rücken setzte. Während des Brandes bewegte sich dieses Heer ruhig um die halbe Stadt her; es herrschte in demselben eine Stille, wie beim Gebet, [12]) und mit den Flammen stiegen aus jeder Brust fromme Seufzer und fromme Wünsche und Gelübde zum Himmel empor. [13])

11) Mir hat ein Teutscher Offizier, der den Brand von Moskwa mit ansah, versichert, daß ihn bei diesem Anblick der Gedanke an Napoleon wie ein ungeheuerer böser Geist vor der Seele übergegangen sey. Er habe ihn nicht wieder ansehen können, ohne die schrecklichste Angst, und ohne daß ihm das Blut in den Adern geronnen wäre. Er hätte Gedanken einer schweren That fassen können, wenn ihm nicht vorgekommen wäre, daß Alles, was ein einzelner Mensch gegen ihn aussinnen könnte, der rächenden Gottheit unwürdig seyn möchte.

12) Dieses sagt das 26ste Franz. Bulletin, aber freilich leitet dasselbe diese Stille nur von der allgemeinen Bestürzung her!

13) Sind Ausdrücke eines Russischen Offiziers, der den meisterhaften Zug mitmachte, welcher Napoleon's militä-

Dennoch blieb Napoleon einen ganzen Mond und länger im alten Kremlin über der Stelle, wo Moskwa geblüht hatte. Daß ihn die Hoffnung, entweder weiter zu dringen, oder über den Trümmern Moskwa's Frieden zu schließen, gehalten habe, ist kaum zu glauben; denn er mußte sich ja wohl sagen, daß ein Fürst, der mit seinen Völkern so zusammensteht, wie Alexander mit seinen Russen, und dabei solche große Maasregeln nicht scheuet, als Alexander ergriffen hatte, eben so unmöglich besiegt werden könne, als er ohne Ehre und Ruhm Frieden zu schließen vermöge. [14]) Der alte Trotz war wohl gebrochen, aber die Furcht vor einem Rückzuge, der so ganz und gar nicht vorbereitet war, mochte den Kaiser ungewiß machen in seinen Entschließungen. Als er aber endlich (am 19. Octbr.) Moskwa verließ, und Frankreich und die Welt noch eine zeitlang, wiewohl umsonst, über seine Noth und über die Vernichtung seiner Entwürfe zu täuschen suchte, [15]) da

rische Entwürfe eben so verwirrte, wie Alexander's Felsenmuth seine politischen Kunststücke.

14) Versuche wurden gemacht; der General Lauriston ward ins Russische Hauptquartier geschickt; aber wie wenig mußten Diejenigen von menschlicher Tugend und menschlicher Größe ahnen, die glauben konnten, nach solchen Vorfällen sey noch ein Friede in Rußland möglich!

15) Das 25ste Bulletin rechnete der Welt vor: „von Moskau bis Petersburg seyen 180 Stunden auf schlechtem Wege; von Witepsk nach Petersburg aber seyen nur 130 (und der Weg wahrscheinlich vortrefflich). Von Moskau nach Kiew seyen 218 Stunden, von Smolensk nach Kiew nur 112." Was konnte man also Besseres thun, als eine Seitenbewegung nach Witepsk und Smolensk zu machen, um desto schneller nach Petersburg und Kiew gelangen zu können! — Uebrigens rechnet der Kaiser es sich

begegnete er überall dem Zornschwerdt der Russischen Krieger, und der Rache beleidigter Götter. Unter Noth und Mangel verließ er das alte Schloß der Czaaren; ohne hinlängliche Nahrung für Menschen und Vieh zog er weiter; kämpfend mußte er sich den Weg öffnen nach der fernen Heimath; zahllose Schwärme leichter Reiterei umspannen seine Schaaren; jeder Schritt fand Schwierigkeit, jeder Augenblick brachte Verlust an Menschen, Pferden und Gezeug; eine unerwartete Kälte kam über die Ermüdeten, Geneckten, Gequälten, Bekämpften, zwar nicht außerordentlich, aber unerträglich für Menschen, welchen Kleidung und Nahrung mangelte, und für Pferde, denen man täglich weniger, denen man nichts zu bieten hatte. [16]) Mit jedem Tage stieg die Noth; bald war alle Ordnung dahin und alle Zucht; es wurde nichts mehr geachtet; Menschen und Pferde starben zu Tausenden. Diejenigen, welche dieses Glück nicht hatten, verfolgten den Weg, ohne Acht und Theilnahme, zwischen Leichen und Sterbenden; erstarrt, verbrannt, verfault waren die Glieder; ohne Eckel und Gefühl verschlangen sie, was sie fanden, und das Gräuelhafteste wurde Nahrung. Viele verloren die Besinnung, besonders unter den Franzosen, und besinnungslos fanden sie auf die jam-

im 26sten Bulletin als eine besondere Menschlichkeit an, daß er bei seinem Abzuge von Moskau nicht den Ueberrest dieser Stadt, und Alles in einem Umkreise von 20 Stunden umher aufgebrannt habe! und man habe es ihm doch gerathen!

16) Ein Freund, der seit einer Reihe von Jahren in Rußland lebte, und jetzt mit den Russischen Heeren nach dem Vaterlande gekommen ist, hat mich versichert, daß die Kälte zwar groß, aber keineswegs außerordentlich gewesen sey; nur, setzte er hinzu, mußte man etwas auf dem Leibe haben, und etwas darin.

mervollſte Weiſe den Tod, den ſich nicht alle mehr wünſchen konnten.

So kam das Franzöſiſche Heer, waffenlos und ohne alles Gezeug, und von den Gräueln geſättigt, die es ſelbſt über ſo viele Städte und Oerter, jetzt Zeugen ſeines Unglücks, gebracht hatte, in ſechs und dreißig Tagen — denn die Geiſſel, die vorwärts trieb, peitſchte entſetzlich! — von Moskwa bis an die Bereſina. Daſelbſt fand Napoleon von ſiegreichen Schaaren den Weg verſperrt; und wenn er hier, ungeachtet der Seitenheere, die er an ſich zog, entkommen iſt, ſo iſt dieſes kaum anders als dadurch zu begreifen, daß er ſein Geſchick noch nicht erfüllt hatte, und von der rächenden Gottheit noch nicht genug gedemüthiget war. [17]) Hierauf verließ er den Reſt ſeines einſt ſo ſchönen Heeres in dem Unglücke, in welches er daſſelbe geführt hatte, und entfloh, wie aus Aegypten, auf einem offenen Schlitten, durch Polen und Teutſchland, nach Paris eilend. So rettete Er ſich, aber weder die wirthlichere Gegend, noch die friſch herangezogenen Haufen, vermochten ſein Heer, vermochten Menſchen wieder aufzurichten, deren Leib Tod und Verweſung in ſich hatte, und deren Seele durch ſo lange Noth und ſo lange Angſt gebrochen war. Unaufhaltſam wurden die ſchwachen Trümmer über Preußen und Teutſchland hin-

17) Wenn Napoleon in der Schlacht bei Borodino gefallen wäre, wie würde die Nachwelt über ihn betrogen ſeyn! Seine Abſichten möchte man ſtets in der Geſchichte in Zweifel gezogen haben; ſeine Unüberwindlichkeit, ſeine Verbindung mit höheren Mächten, wäre nie bezweifelt! Ja, wenn er auch nur an der Bereſina ſeinen Tod gefunden hätte: ſo würde er nicht zum Menſchen herabgeſunken ſeyn, und je zweideutiger, je abſcheulicher ſeine Entwürfe erſchienen wären, deſto unbegreiflicher wäre die

geschwemmt. [18]) Sie erschienen aber in einem Aufzuge, in welchem das ungeheuerste menschliche Elend mit der wunderlichsten Possenhaftigkeit zusammenfiel. Nie, so weit die Geschichte der Menschen reicht, hat das Entsetzlichste dem Lächerlichen so nahe gestanden; nie ist das menschliche Gemüth von so tief entgegengesetzten Empfindungen zerrissen worden, als bei ihrem Anblick. Ihr Aufzug reizte zum Lachen, der Gedanke ihrer vereitelten Unternehmung erzeugte die herzlichste Freude, und die Bemerkung ihres unermeßlich jammervollen Zustandes regte die heiligsten Gefühle der Menschheit auf, Mitleid und Erbarmen! [19])

Gottheit im Leben gewesen! Es hätte Menschen irre machen können. Ueberdies könnte man noch daran erinnern — und das ist ja wohl nicht das Geringste! — daß in diesem Falle die Erwachung Europa's zu alter Tugend und That vielleicht nicht Statt gefunden hätte.

18) Wie groß die Zahl der aus Rußland Zurückgekommenen seyn mag, läßt sich zwar nicht mit Gewißheit angeben; aber von denen, die bei dem großen Heere, und also in Moskwa waren, haben gewiß nur sehr wenige die Heimath erreicht, die nicht den Tod in sich gehabt hätten. Aus begreiflichen Ursachen ist die Zahl der Offiziere unverhältnißmäßig groß. Wenn man aber die Mannschaft, welche Oestreich und Preußen gestellt hatte, abrechnet: so könnte man wohl zweifeln, ob von allen über die Russische Gränze gegangenen Truppen 30,000 Mann gesund zurückgekommen seyen. Denn Diejenigen, welche sich in die Festungen retteten, sind zwar später in die Hand der Sieger gefallen, als die ungeheuere Menge, die auf der Flucht gefangen ward, aber sie sind ihrem Geschicke nicht entgangen, oder werden ihm doch nicht entgehen.

19) Wir mögen hier die Schilderungen von Brigadegeneralen in Pferdedecken, Husarenobersten in seidenen Frauen-

3.

Auf dem äußersten rechten Flügel, an den Ufern der Ostsee, gegen Riga, stand eine Schaar Preußischer Kriegsmänner von ursprünglich 20,000 Mann. Sobald nämlich der König von Preußen den Krieg zwischen Rußland und Frankreich als wahrscheinlich, als gewiß angesehen, hatte er, schon vor fast zwei Jahren, ein Bündniß mit Frankreich gesucht. Bei dem tiefgedachten Kriegsplan der Russen war von ihnen kein Schutz für Preußen zu hoffen; und es war edel und groß vom Kaiser Alexander, daß er von einem Könige, obgleich ihm durch eine Freundschaft, wie sie selten zwischen Fürsten bestanden haben mag, treu ergeben, keine Verbindung verlangt hatte, die diesem Könige und seinen Unterthanen Gefahr hätte bringen können. 1) Ein Bündniß mit Frankreich mochte dem Herzen des Königs eben so schmerzlich seyn, als dem Herzen aller seiner Unterthanen. Aber unter der Last uner-

pelzen und Kriegscommissäre in Juden-Kaftanen u. s. w. nicht wiederholen; aber man findet sie in verschiedenen Schriften, z. B. in dem neuen Deutschland, Berlin 1813. — Das berühmte 29ste Bulletin gestand zwar den schweren Verlust ein, aber in Französischer Art; auch überließ es sich Hoffnungen, deren Erfüllung der Urheber desselben wohl schwerlich selbst erwartete.

1) So viel uns bekannt geworden, ist von einer Unterhandlung zwischen Preußen und Rußland, um eine Verbindung zu bewirken, und mit gemeiner Kraft den Krieg gegen Frankreich zu führen, nie öffentlich die Rede gewesen. Aber nach der Natur der Verhältnisse scheint man wohl voraussetzen zu dürfen, daß die Monarchen beider Völker nicht unberathen gelassen haben, was sie zuverlässig beide wünschten.

hörter Leiden, welche Napoleon mit wachsender Lust, wie es schien, auf Preußen häufte; [2]) bei der unglücklichen Lage des Landes, bei der Gewalt, die sich von allen Seiten herandrängte, schien nichts anders übrig zu bleiben, um nur den Preußischen Namen in scheinbarer Selbstständigkeit, und hiermit die Möglichkeit des Wiederaufkommens bei einer günstigen Gelegenheit zu erhalten, als mit denen zu ziehen, welche Preußen gräßlich gedemüthiget hatten, und Preußen's Knechtschaft, wie die Knechtschaft der Welt, zu wollen schienen. Indeß hatte Napoleon, unter dem Vorwande Rußland zu schonen, lange gezögert, ehe er dem Könige von Preußen ein Bündniß zugestand, [3])

2) Ueber die Art, wie Preußen von Napoleon behandelt worden ist, was und wie es gelitten hat, ist eine kleine Schrift zu empfehlen, die in Berlin erschienen, nachdem sie auch in der Preußischen Feldzeitung Num. 12. ff. wenigstens zum Theil abgedruckt worden war. Sie führt die Ueberschrift: „Napoleon's Benehmen gegen Preußen seit dem Tilsiter Frieden, actenmäßig dargestellt von einem Sachkundigen." Der Verfasser ist in der That ein Sachkundiger, und seine Schrift ist gerade durch ihre urkundliche Haltung und durch die Ruhe der Darstellung bei einem schönen Vaterlandssinne das furchtbarste Zeugniß. Die Haare sträuben sich, wenn man nach dem Sinne dieser gräßlich berechneten Erniedrigung eines Volks fragt, das im Dulden eben so groß war, als es im Handeln ist!

3) Schon am 24. März 1811 berichtete der Franz. Gesandte in Berlin, daß der König sich mit Frankreich zu verbinden wünsche, „wodurch auf einmal alle Leidenschaften und Intriguen zum Schweigen gebracht, der Regierung ihr voriger Credit wieder verschafft, und in der ganzen Monarchie Sicherheit und Vertrauen hergestellt werden würde." S. die Urkunden über den Bruch mit Preußen im Moniteur, April 1813. (Allg. Zeitung, 1813, S. 103.)

sey es, daß er die Preußen nur ängstigen wollte, indem er stolz schweigend sie mit seinen Heeren umgab und überzog, [4]) sey es, daß er wirklich überlegte, ob es vortheilhafter für ihn seyn würde, den Thron Friedrich's zusammen zu brechen, oder die Preußen mit den Fesseln eines Bundes zu lähmen, und die Schwergekränkten durch neue Lasten unschädlich zu machen; [5]) denn Vertrauen hatte er gewiß

4) In einem Schreiben des Staatskanzlers von Hardenberg vom 30. August 1811 an den General von Krusemark, Preuß. Gesandten in Paris, wird eine Schilderung von der unglücklichen Lage Preußen's gegeben. Die Finanzen seyen aufs Aergste zerrüttet; der Handel gänzlich zerstört; Französische Truppen durchzögen das Land; die besetzten Festungen kosteten unerschwingliche Summen, und um die Gränzen ständen zahlreiche Heere. „Denken Sie sich nun, Herr General, wie tief es den König schmerzen muß, wenn er mitten unter allen diesen Bedrängnissen hört, alle diese Heere hätten nur Eine Meinung und Eine Stimme, nämlich die, Preußen's Untergang sey nahe! Stark in seinem Vertrauen auf Se. Majestät den Kaiser, kann zwar der König für seine Person einen solchen Verdacht weit von sich stoßen; allein kann er dadurch zugleich verhindern, daß eine solche, selbst von Franz. Generalen mitten in seinen Staaten geäußerte, Meinung, nicht zur herrschenden öffentlichen Meinung werde? — Darf er bei der Ungewißheit, in welcher ihn Frankreich über seine Absichten läßt, ungeachtet der so oft gemachten Anerbietungen und des fortdauernden Verlangens Sr. Majestät, Alles was der König besitzt, unter Bedingnissen, über die man so leicht übereinkommen könnte, der Disposition des Kaisers zu überlassen, darf er, sage ich, wohl wagen, so wenig Rücksicht auf die Besorgnisse seines Volks zu nehmen, um keine einzige Maasregel zu seiner Vertheidigung zu ergreifen?"

5) In dem Berichte des Franz. Ministers der auswärtigen Angelegenheiten an den Kaiser über den Bruch mit Preuß-

nicht, und mit Wohlwollen begrüßte er sie nicht als Bundesgenossen; auch mußten die Preußen erst durch eine entschlossene Sprache zeigen, daß sie wüßten, noch nicht wehr-

sen, heißt es: „Preußen bat Ew. Maj. um die Gunst der Aufnahme in die Allianz mit Frankreich. Dieser Umstand wurde mit aller geziemenden Wichtigkeit erwogen. Es schien der Klugheit und wahren Politik (!) angemessen, aus den Beschwerden, welches Preußen durch sein immer schwankendes Benehmen veranlaßt hatte, Vortheil zu ziehen, und, sollte ein Krieg mit Rußland ausbrechen, auch Preußen denselben zu erklären, um keine zweideutige Macht im Rücken zu lassen." Ja, schon nach den Schlachten bei Jena und Friedland „riethen mächtige Beweggründe, die Früchte des Sieges zu behalten, oder auf den Preußischen Thron einen Fürsten zu setzen, der kein dem Interesse Frankreichs entgegengesetztes Interesse, der von demselben nichts zu reclamiren hätte!" — Auch unter uns ist man der Meinung gewesen, Napoleon habe darin einen Fehler begangen, daß er nach Rußland gieng, ohne Preußen vernichtet zu haben. Diese Meinung aber halten wir für sehr verkehrt, wenigstens für sehr beschränkt. Um dieses einzusehen, darf man sich nur fragen, was das heiße: Preußen vernichten? Etwa alle Preußen ausrotten? Alsdann wäre Napoleon freilich sicher vor ihnen gewesen! Oder heißt es nur, die Preußische Krone zerbrechen, die Preußen politisch theilen, und eine fremde Dynastie auf den Preußischen Thron setzen? Aber wäre denn damit der alte erhabene Preußische Geist zerstört gewesen? Also mag es immer ein Fehler gewesen seyn, daß Napoleon Preußen nicht vernichtete; es wäre aber ein eben so großer Fehler gewesen, wenn er es vernichtet hätte. Vielleicht wäre in diesem Falle kein Franzose aus Rußland wieder über die Elbe gekommen! Ueberhaupt war Alles verkehrt, was Napoleon that, weil sein System verkehrt war. Wer einmal Recht und Wahrheit verlassen hat, dem ist schwer zu rathen.

los zu seyn. [6]) Also war der Vertrag (am 24. Febr. 1812) abgeschlossen worden, nach welchem Preußen jene Schaar von 20,000 Mann zu dem Kriege wider Rußland zu stellen, und manche schwere Last zu tragen, hatte übernehmen müssen. [7])

Die Preußen waren mit zerrissener Seele ins Feld gezogen; Viele hatten das Heer verlassen, um nicht mit denen zu kämpfen, gegen welche das Unglück ihres Vaterlandes, die Knechtschaft der Völker und das Gefühl der Menschheit sie aufrief; Viele mochten auch darum vielleicht nicht ungern gefolgt seyn, weil sie mit den Waffen in der Hand am ersten Meister der Umstände zu bleiben gehofft hatten. Im

6) „Wir bewaffnen uns, weil die Umstände es gebieterisch zur Pflicht machen, und weil es besser ist, mit dem Degen in der Hand zu sterben, als mit Schande bedeckt zu unterliegen. — Unsere Festungen sind in einem respectabeln Vertheidigungszustande; es wird uns nur wenige Zeit kosten, um 100,000 Mann ins Feld zu stellen.“ — Aus dem unter 4. a. Schreiben.

7) Wir theilen, nicht die öffentlichen nur allgemeinen, aber wir theilen die besonderen, anfänglich geheimen, Verträge zwischen Preußen und Frankreich in den Beilagen unter B. mit, wie sie beim Bruche bekannt gemacht sind, theils weil sie die letzten der vielen Conventionen sind, zu welchen Preußen seit dem Tilsiter Frieden gezwungen ward, theils auch, weil sie wenigstens ein Glied der Kette zeigen, die Preußen zu zerreißen hatte. Diese, wie alle künftige Urkunden, geben wir übrigens in Französischer Sprache, so lange die übrigen Völker noch die Demuth gegen Frankreich haben, in Französischer Sprache zu verhandeln, aber auch in Teutscher. Ist die Urkunde von einem Teutschen Hofe in Teutscher Sprache bekannt gemacht, so geben wir diese unverändert, sonst werden wir neu übersetzen.

Innern des Staats jedoch waren manche große Bestrebungen aufgehalten, viele schöne Kräfte gelähmt, viele Gemüther niedergedrückt. [8]) Aber das kleine preußische Heer hatte überall, kalten Befehlen folgend, mit einer solchen Tapferkeit gekämpft, solche Ergebung und Ordnung bewiesen und ein solches Vertrauen zu sich selbst und zu seiner Einrichtung gewonnen, daß es Jeden der schönsten Erfolge gewiß machte, der die Hoffnung festzuhalten wagte, einst könnte der Arm sich auch für die Sache erheben, für welche das Herz schlug. Indeß traueten die Franzosen diesem Heere nicht; sie lobten seine Thaten, aber sie betrachteten es mit Argwohn. Von den unglücklichen Schicksalen des großen Heers, welches Napoleon selbst wider Moskwa geführt hatte, erfuhren die Preußen lange nichts; erst als das Französische Heer unter dem Marschall Macdonald, Herzog von Tarent, dem auch die Preußische Schaar untergeben war, zurückgehen mußte, um nicht abgeschnitten und gefangen zu werden, und als sich nun die Lage der Dinge nicht mehr verheimlichen ließ, weil Russische Krieger, wie Preußische Bürger

8) „In den fortschreitenden Einrichtungen zu einer neuen Landesvertheidigung gegen fremde Unterdrückung machte der Allianztractat von 1812 einen Stillstand. Durch ihn wurde der kleinen Armee die Hälfte entrissen, um für den entgegengesetzten Zweck verwendet zu werden. Natürlich lähmte dieß alles fernere Streben nach dem vorgesetzten Ziel. Bei der Ungewißheit, ob die Mittel nicht für den entgegengesetzten Zweck geschaffen würden, wäre es unweise gewesen, diese Mittel ferner zu vermehren. Es wurden also in dem Jahre 1812 nicht nur keine Fortschritte gemacht, sondern der gute Geist und die Hoffnung erstarb auch in jedem Einzelnen.“ — Aus der, im vorigen Stücke mit gerechtem Lobe anzeigten, Schrift des, an Geist und Gemüth gleich starken, Teutschen Mannes, des Generals von Gneisenau.

Kunde davon bringen konnten, erst dann wurden die Preußen des Zustandes gewahr, in welchem sich die Franzosen befanden. Da regte sich in ihnen der alte Geist des Vaterlands! Sie fühlten sich von innigster Freude darüber ergriffen, daß Gott anfange Gericht zu halten über die großen Sünder und erinnerten sich zugleich aller der Drangsale, die über ihr Vaterland durch diese Franzosen und ihren Kaiser gekommen waren; sie gedachten des grausamen Spottes, mit welchem die Franzosen ihr Unglück gesehen, des Hohns, mit welchem sie immer die Ketten fester gezogen und der kalten Berechnung, mit welcher sie an ihrer gänzlichen Entkräftung und Entwürdigung gearbeitet hatten. Also wünschte jeder Mann in der Preußischen Schaar, die Franzosen, die er glühend haßte, zu verlassen, um nicht mit ihnen zu Grunde zu gehen, und seine Kraft aufzusparen, bis König und Vaterland dieselbe für Ehre und Freiheit gegen die Franzosen aufrufen würden. [9]) Der General von York, welcher die Preußen befehligte, theilte das allgemeine Gefühl, und dachte groß genug, in demselben zu handeln. An der Zustimmung seines Königs, sobald dieser sich mit Freiheit erklären konnte, durfte York nicht zweifeln; er durfte nicht zweifeln an dem Beifalle aller Preußen, aller Teutschen, ja, aller guten Menschen. Die Russen hatten die Preußen verstanden, weil sie die Preußische Noth gekannt hatten; Ihre Sache war die Sache der Menschheit; um sich für die Frevel zu rächen, die an ihrem Vaterlande begangen waren, war ihnen auch die Hülfe der Preußen und der Teutschen nöthig; endlich waren der Kaiser von Rußland und der König von Preußen durch die Bande der edelsten Freundschaft vereint. Daher wurden Russen und Preußen

9) Dieses sind fast lauter Worte eines Preußischen Officiers, der in jener Schaar wider Rußland gestanden hatte.

leicht einig; und der Umstand, daß der Marschall Macdonald die Preußen den Nachzug machen ließ, wie überhaupt die Teutschen von den Franzosen hingestellt zu werden pflegten, wo die Gefahr am heißesten war [10]), beförderte die Erfüllung des gemeinschaftlichen Wunsches. Hierdurch waren sie sich selbst überlassen; nur der General von Massenbach war bei den Franzosen.

Der Gang der Unterhandlung ist nicht ganz klar; aber aus öffentlichen Urkunden scheint Folgendes hervor zu gehen. Der General Graf Wittgenstein, der mit Geist und Glück an der Düna gekämpft und seine schönen Siege durch eine schöne Bescheidenheit ausgezeichnet hatte, erließ (schon am 15. Decbr.) eine Ermahnung an seine Krieger: „nach glorreichen Siegen, für welche dem Herrn innigster Dank gebühre, stünden sie im Begriffe über die Gränzen des Reichs zu gehen. Da sey gut, sich zu erinnern, wie die Franzosen in Rußland beispiellos blutdurstig und habgierig Kirchen beraubt, das Heilige entweihet, die Wohnungen friedlicher Bürger und Landleute verbrannt und verwüstet, aber auch, welch' eine schreckliche Strafe sie dafür gefunden hätten. Also möchten sie sich auszeichnen durch Ordnung, Mäßigung und Schonung aller menschlichen Gefühle! Ihr Kaiser sey mit ihnen zufrieden; das Vaterland segne sie als seine Befreier; zu ihrem ewigen Ruhme sey nur noch nöthig, den Dank fremder Völker zu verdienen. Groß müsse der Russe seyn im Kampfe, groß nach demselben; und nicht als Feinde zögen sie in des Nachbars Land." [11])

10) Daß dieses geschehen sey, habe ich von mehr als 100 Teutschen Männern gehört, die bei den Franzosen gewesen waren.

11) Wenn ich jetzt und künftig Worte aus Reden und Schriften anführe, so werde ich mich so streng an der Wahrheit halten, daß ich keinen Gedanken einschiebe oder nur wende; aber ich werde zusammendrängen und das Unerheb-

Diese Ermahnung sandte sein General-Quartiermeister von Diebitsch, (den 22. Decbr.) von Wornie aus an die Stadt Memel, „um sie über ihr Schicksal zu beruhigen;" zugleich aber forderte er die Stadt auf, „die Russen als Freunde aller Preußen zu betrachten." Fünf oder sechs Tage später kam der Marschall Macdonald in Tilsit an. Der Marsch dahin konnte, nach der Stellung der Russischen Truppen, nicht ohne Schwierigkeit seyn. Die Russen waren schon in Tilsit, als die Franzosen von Mietau aufbrachen; mit den Waffen mußten diese sich den Weg zum Niemen öffnen.[12]) Besonders kam General York mit seinen Preußen auf dem Nachzuge, getrennt von dem übrigen Heere, in sehr bedenkliche und gefahrvolle Umstände. Aber der Vertrag, welchen der General von York mit dem Generale von Diebitsch, dessen vorher gedacht worden ist, (am 30. Decbr) in der Nähe von Tauroggen abschloß, wurde doch keineswegs nach bloßer Kriegsart, durch diese Umstände geboten, und nicht durch die Gründe nothwendig, mit welchen er denselben, nicht rechtfertigte — (York hatte eine höhere und edelere Rechtfertigung in der Brust seines Königs, aller Preußen, jedes Edlen! —) sondern anzeigte.[13]) Vielmehr handelten

lichere weglassen, auch vielleicht zuweilen die Sätze umstellen, wie die größere Gedrängtheit fordern könnte.

12) Aus dem Berichte des Marschalls Macdonald über seinen Marsch von Mietau nach dem Niemen, (Tilsit den 28. Decbr. 1812. Allg. Zeitung 1813. S. 18) sieht man, daß die Russen ihn in der rechten Seite angriffen. Die Preußen, welche bei ihm waren, fochten am 26. Decbr. bei Pictupönen noch mit gewohnter Tapferkeit, besonders wird der schwarzen Husaren, der Dragoner und einer leichten Batterie unter dem Major Graumann, mit großem Lobe gedacht.

13) Die Beweise für diese Behauptungen liegen in den anzuführenden Urkunden.

York und seine Preußen wie ächte Bürger, wie Söhne des tiefgekränkten Vaterlandes, aber sie redeten noch die Sprache des Soldaten, wie der Stand der Verhältnisse, die Lage ihres Königs und ihres Vaterlandes, verlangte. Die Russen aber zeigten zuerst in diesem Vertrage, daß sie mit hohem Sinne die Verhältnisse Europa's würdigten, daß der Gedanke, die Völker zu befreien, für sie nicht zu groß sey und daß sie fühlten, sie könnten rechnen auf das Mitwissen und das Mitwirken Aller, die nicht mehr den Zwang der Gewalt fühlten.

In der Uebereinkunft wurde festgesetzt: „die Preußischen Krieger sollten den Theil des Preußischen Gebiets besetzen, der vom Kurischen Haff, der Russischen Gränze und von der Straße, welche von Voinuta über Tilsit, Schillarischken und Melanken nach Labiau läuft, eingeschlossen wird und der als neutral angesehen werden sollte. Hier sollten sie die Befehle ihres Königs erwarten. Wenn sie durch diese Befehle angewiesen würden, wieder zu den Franzosen zu stehen, so sollten sie in zwei Monden nicht gegen die Russen kämpfen. Im Uebrigen wolle man nicht nur versuchen, den General von Massenbach, der vorwärts bei dem Marschall Macdonald stand, zurück zu ziehen, sondern diese Uebereinkunft sollte sich auch über alle andere Preußische Truppen ausdehnen, welche sich derselben anschließen wollten.“ [14])

Der General von York gab dem Marschall Macdonald von diesem Vertrage sogleich (am 30. Decbr.) Nach-

14) Die Convention S. in den Beilagen unter C. — Französisch ist sie vom Moniteur gegeben, Teutsch von der Berliner Zeitung.

richt. „Es sey ihm, in der Seite wie im Rücken bedroht, nur die Wahl geblieben, entweder im Gefecht den größten Theil seiner Mannschaft und alles Gezeug zu verlieren, oder durch eine Uebereinkunft mit den Russen Alles zu retten. Also habe er sich zu der Uebereinkunft entschlossen. Die Preußischen Truppen würden für den Anfang gegen keine Partei Feindseligkeit üben. Ihre künftige Bestimmung würden die nächsten Ereignisse entscheiden. Im Uebrigen sey ihm gleichgültig, wie die Welt über sein Benehmen urtheilen werde; er sey durch die lautersten Gründe und Absichten dazu bestimmt worden."

Hierauf traf der Marschall Anstalten, welche den Verdacht erregten, daß er die Preußischen Truppen unter dem General von Massenbach entweder mit Gewalt aufzuhalten, oder zu entwaffnen suchen würde. Aber Massenbach war zugleich von dem Vorgefallenen unterrichtet. Also gieng er in der nächsten Nacht über den Niemen zurück und schloß sich dem Obergeneral an. Dem Marschall Macdonald aber schrieb der General sogleich: „Er thue was ihm durch den Oberanführer vorgeschrieben sey. Die Weise seines Handelns sey ihm durch die ergriffenen Vorsichtsmaasregeln geboten. Er sey nicht selbst gekommen, den Marschall von seiner Absicht zu benachrichtigen, weil er sich eine sehr schmerzliche Empfindung habe ersparen wollen; die Gefühle der Verehrung und Hochachtung für ihn werde er stets bewahren."

In dem Berichte, welchen der General von York an seinen König über die Uebereinkunft schickte, wurde von ihm gesagt; „er sey zu derselben gezwungen worden; die Wege seyen schlecht gewesen, die Kälte streng, die Truppen ermattet; drei überlegene Russische Schaaren hätten ihn um-

ringt gehabt, und doch habe es ihm nicht nur an Reiterei gefehlt, sondern auch ein Theil des Preußischen Fußvolks sey mit dieser bei dem Vortrab, unter den Befehlen des Herzogs von Tarent gewesen; also habe er die Uebereinkunft geschlossen, um dem Könige seine Leute zu erhalten."

Solches geschah zu schöner Vorbedeutung an der Schwelle des Jahrs 1813, dessen Ereignisse wir nun, so weit wir sie kennen, im Folgenden aufzeichnen wollen.

V.

Literarische Bemerkungen.

Unter den wenigen Teutschen Männern, die in den Jahren unsers Unglücks und unserer Schande nicht nur an Ehre und Recht und an der heiligen Liebe zum Vaterland unerschütterlich festgehalten, sondern die es auch gewagt haben, für Ehre und Recht und für das unglückliche Vaterland zu reden, als Viele knechtisch die Knechtschaft trugen, Viele sich verrätherisch hingaben an die Unterdrücker, Viele dem Gewaltigen sclavisch schmeichelten, und die Meisten wenigstens schwiegen, hat sich Ernst Moritz Arndt durch eine große Kühnheit und einen schönen Freisinn rühmlich ausgezeichnet. Als Arndt nicht mehr im Teutschen Vaterlande reden durfte, da verließ er die theuere Heimath, um nicht unnütz und unwürdig unterzugehen, noch den kräftigen Sinn beugen zu müssen. Er ist aber überall sich selbst und dem Vaterlande treu geblieben, und hat nie aufgehört, für

dasselbe zu leben und zu wirken. Dafür soll ihm der Ruhm werden, der ihm gebührt.

Wir erinnern uns, Klagen darüber gehört zu haben, daß Arndt so schöne Gaben des Geistes nicht mit stetem Fleiße recht ausbilde, und es vorzöge, große Talente, mit welchen er die Wissenschaft ungemein fördern könnte, in unvollkommenen, flüchtigen Schriften für den vorübereilenden Augenblick zu zerstreuen und zu vergeuden. Es ist kaum glaublich, aber es ist wahr! So weit sind wir gekommen — und das ist keine der geringsten Ursachen unsers Unglücks, — daß die Gelehrten, sie, welche den Geist des Volks lenken und leiten sollen, nicht bloß wähnten, die Wissenschaft, wie die Kunst, müsse unabhängig seyn von Volk und Vaterland, sondern daß sie sich dieses Wahns auch gerühmt, und durch denselben über den früheren Zeiten zu stehen geglaubt haben. Kann man aber förderlicher für die Wissenschaften leben, als wenn man durch sie auf sein Zeitalter zu wirken sucht, besonders, wenn dieses Zeitalter die große Frage zu entscheiden hat, ob es künftig noch Wissenschaft unter uns geben soll oder nicht? Kann man förderlicher für die Wissenschaften leben, als wenn man in großer, gefahrvoller und entscheidender Zeit den Geist der Menschen und Völker zu heben, die Kraft zu stärken, den Muth zu erhalten, die That zu beflügeln, das Streben zum Richtigen, Wahren, Heiligen zu lenken trachtet, damit das Leben eine solche Gestalt gewinne, welche die Fortdauer ächt menschlicher Bildung, und also auch das Bestehen und Gedeihen von Wissenschaft und Kunst verbürgt? Wer wirkt und lebt größer und schöner für die Wissenschaft, derjenige, welcher in der nie wiederkehrenden Zeit der Entscheidung lebendig, kräftig und kühn seine Volksgenossen zu dem hohen Gedanken des Vaterlandes zu erheben sucht, damit

sie nichts zu theuer halten, das Verlorene zu gewinnen, das Gewonnene zu beschützen, das Beschützte zu befestigen, das Befestigte zu kräftigen, das Gekräftigte zu Ruhm, Glanz, Bildung und Glück zu erheben? oder derjenige, der in solcher Zeit, in sein warmes Zimmer fest eingeschlossen, sich hinter dicke Bücher setzt, und, unbekümmert um das Schicksal seines Volks und um die Freiheit der Welt, selbst ein Buch schreibt, das, wenn Alle dächten wie er, nach zehn Jahren kein Mensch mehr lesen würde, und nach fünfzig Jahren keiner vielleicht mehr lesen könnte? Wer lebt und wirkt größer und schöner für die Wissenschaft: derjenige, der in solcher Zeit der Entscheidung, durch einzelne Aufsätze, durch einzelne Versuche, in gebundener oder ungebundener Rede, wie unvollkommen, wie abgerissen, wie ungeglättet sie auch seyn mögen, irgend einen Menschen aufklärt über das, was in Gefahr ist, irgend einen Menschen für das Heilige begeistert, irgend einen Menschen zu Entschluß und That für Vaterland und Freiheit, die Bedingung aller Bildung und Wissenschaft, aufreizt? oder derjenige, der unterdeß Geist und Kraft zu einem vollendeten Werke verwendet, in welchem er etwa untersucht, wo das Paradies, wo der Ursprung der Bildung gewesen seyn möge? welch' ein Glaubenssystem der heil. Augustinus gehabt habe? wie die Verse im Pindar oder in den Chören der Tragiker abzutheilen? wie diese oder jene Stelle bei einem Alten zu lesen? wie die Gebirge gebildet seyen? die Pflanzen? warum die Waaren bald theuer werden und bald wohlfeil? oder auch zu einem Meisterwerke in der Geschichtschreibung, in der Rechtswissenschaft, wo immer? Alle Bestrebungen sind vortrefflich, aber die vortrefflichsten sind die Zeitgemäßen. Du sitzest auf deinem Schatze; du sollst nicht getadelt werden: es ist dein Schatz. Aber unterdeß wehrt dein Bruder den

Mordbrenner vom väterlichen Hause ab. Willst du dich über deinen Bruder erheben, weil etwa seine rettende Waffe nicht soviel werth ist, als dein Schatz? Thor, er hat auch dich und deinen Schatz gerettet! Es ist ganz vortrefflich, auf die Tonne zu achten, daß nicht das köstliche Oel auslaufe, aber das Schiff ist in Gefahr, das noch viele Tonnen faßt, und du versäumst die Zeit der Rettung! Wäre das die einzige Unsterblichkeit, welche des Schweißes der Edlen werth ist, daß man irgend ein Werk hinterläßt, welches, unsern Namen führend, noch etwa nach fünfzig, oder hundert, oder tausend Jahren einmal von irgend einem einsamen Denker aus dem Staub alter Büchersammlungen hervorgezogen wird: o, so wär't ihr zu beklagen, edle Jünglinge und Männer, die Ihr von Keinem genannt, und nur von Müttern, Schwestern, Bräuten und Gattinnen beweint, freudigen Tod gestorben seyd für das Vaterland und die Freiheit! Aber ihr habt euere Unsterblichkeit in dem geretteten Vaterlande, und euer Loos ist beneidenswerth. Doch wer keiner Begeisterung fähig ist, und für Vaterland und Freiheit den Sinn verloren hat, der vernimmt umsonst solche Rede!

Tritt man zu der Reihe von Schriften, die Arndt in dieser Zeit und für diese Zeit verfaßt hat, mit den Vorschriften gewöhnlicher Geschmackslehren, oder auch mit den Regeln einer strengen Logik hinzu, und lieset man sie, um sie zu richten: so wird man sehr Vieles zu tadeln finden. Man wird oft Ordnung, oft Maaß vermissen; ja, nicht selten wird sogar der Anstand verletzt scheinen. Aber die Schriften sind zum Theil im edlen Unmuth und in höchster Begeisterung geschrieben; das überfüllte Herz schüttet sich in ihnen aus; wir möchten sagen, sie seyen zum Theil hervorgezürnt. Wie ist da Berechnung, und Abwägung und Fei-

lung zu erwarten! Wer aber durch das heilige Feuer sittlicher Würde, hoher Vaterlandsliebe und kühnen Freisinns ergriffen und erwärmt werden, und darüber alle andere Ansprüche vergessen kann, der wird Arndt mit Liebe und Lust lesen, und sich nicht selten über die hohe Schönheit freuen, zu welcher sich seine Darstellung erhebt.

Im Uebrigen wollen wir keineswegs alle die Urtheile und Ansichten, die in diesen Schriften ausgesprochen und aufgestellt sind, einzeln unterschreiben; aber ihr Sinn und Zweck verdient immer großes Lob. — Wir verzeichnen die Schriften einzeln, welche uns bis jetzt bekannt geworden sind.

Die Glocke der Stunde in drei Zügen, von E. M. A. Neue Auflage. 1813. (ohne Druckort und Verleger.).

Diese kleine Schrift, schon im Jahr 1812 verfaßt, theils vor, theils nach der Einnahme von Moskwa, beginnt mit einer Ode an den Kaiser Alexander, diesen „Herkules der Zeiten;" dann folgt der bekannte schöne Aufruf des Baron Barclay de Tolly an die Teutschen, sich unter den Fahnen des Vaterlandes und der Ehre zu sammeln. Hierauf die berüchtigte „Antwort eines Teutschen," mit welcher ein Elender im Hamburgischen Correspondenten — dem freilich auch andere Zeitungen angstvoll nachhallten — den Teutschen aller Länder einreden wollte, daß sie nichts Besseres thun könnten, als mit den Franzosen, welche Teutschland groß und glücklich machten, gegen die nordisch-barbarischen Horden zu stehen, Alles mit wohlangelernten Anspielungen, Verläumdungen, Beschimpfungen; endlich die Antwort eines wahren Teutschen auf diese Antwort „eines feilen, treulosen, Ehre und Vaterland ver-

gessenden, Buben." — „Vortrefflich, ergreifend, und auch nöthig für schwache Seelen, wenn gleich bei den Bessern unsers Volks jenes nichtswürdige Geschwätz kaum einer Erwähnung verdiente. — Im zweiten Zuge sind Anmerkungen gegeben zu den Französischen Großsprechereien über die Siege in Rußland, und zu den Gaukeleien und Lügen, durch welche man Europa zu täuschen suchte. — Der dritte Zug endlich bringt ein sehr anziehendes Bruchstück aus der Geschichte Bonaparte's, in welchem mit eben so vieler Kenntniß und Billigkeit, als richtigem Sinne beurtheilt wird, was Napoleon Bonaparte für Frankreich gethan hat, und auf welche Weise ihm gelungen, die Höhe zu erreichen, auf welcher er steht. Ein schöner Beitrag zur Würdigung „des Helden unserer Zeit!" —

Ueber Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache, von E. M. Arndt. 1813. (ohne Druckort und Verleger.).

Arndt ist gebildet durch die Geschichte und durchs Leben. Der hohe Geist der Geschichte, vor welchem er sich mit heiliger Ehrfurcht beugt, begleitet ihn überall, und die großen Gestalten der Wirklichkeit stehen vor seiner Seele. Also ist ihm die Leere zuwider, in welcher sich diejenigen umhertreiben, welche die Vorzeit nicht kennen, und die Gegenwart nicht beachten; ihm ist zuwider das Gespenst, welches unter uns mit dem Namen Kosmopolitismus noch immer seine Verehrer findet. Arndt ist ein Teutscher Mann, und hat das Wesen der Volksthümer erkannt, und weiß, daß die Bildung nur dann recht gedeiht, wenn jeder Einzelne nichts anders sucht, als in der Eigenthümlichkeit seines Volks, vortrefflich und vollendet zu werden. Darum spricht er

recht wacker für den sogenannten Volkshaß, der ja in der That nichts anders ist, als die Liebe des eigenthümlichen Volkslebens zu sich selbst, wenn auch die Sache hier nicht eben tief abgehandelt werden konnte in einer solchen Flugschrift! — Eben so wacker redet er über das Nachtheilige und Verderbliche, welches der Gebrauch einer fremden Sprache haben muß, und welches der Gebrauch der Französischen Sprache für uns wirklich gehabt hat. Wir können uns nicht enthalten, einen Satz mitzutheilen. — „Unsere nächste Arbeit ist, daß wir uns durch die Waffen von der gräulichen Französischen Tyrannei befreien. Dazu mag Gott uns vielleicht Glück geben. Aber wir haben nichts gethan, wenn wir nicht auch die ungebührliche Herrschaft der Französischen Sprache aus unsern Gränzen treiben, wenn wir nicht durch lauten Ausspruch und stille Uebereinkunft das Gesetz geben, die Französische Sprache soll in Teutschland keine sprechende Sprache mehr seyn. Sobald wir diesen Sieg über verjährten Tand und buhlerische Eitelkeit errungen haben, bricht der Tag unserer Glorie wieder an, und nach wenigen Geschlechtern werden wir wieder ein Teutsches Volk, eine Teutsche Art und ein Teutsches Leben sehen."

Das Preußische Volk und Heer im J. 1813. Von E. M. Arndt. 1813. (ohne Druckort und Verleger.).

Keine Zunge vermag den Ruhm würdig auszusprechen, den die Preußen verdient haben; nur die Geschichte, die Darstellung ihrer Thaten, ihrer Hingebung, ihrer Aufopferung, kann sie würdig preisen, und nur in der Tiefe des Gemüths können sie, König und Volk, würdig gefeiert werden. Aber einen schönen Beitrag hat A. in dieser klei-

nen Schrift zur Verherrlichung der hohen Tugend und der tiefen Einsicht gegeben, welche die Preußen auf so bewunderungswürdige Weise bewährt haben; vortrefflich hat er bemerkt, wie diejenigen, welche in Preußen auf die Bestimmung der öffentlichen Verhältnisse wirkten, durch zwei Dinge die Preußen zu der Höhe erhoben haben, auf welcher sie durch Jahrhunderte glänzen werden, dadurch nämlich, daß sie den Geist frei ließen und das Volk kriegerisch machten: ein großes Beispiel für Fürsten und Räthe überall! —

Je mehr uns aber diese kleine Schrift erfreuet hat, desto mehr wünschen wir, daß eine Ansicht von den Verhältnissen des Lebens, die im Anfange vorgetragen ist, keinen Eingang finde. „So ist es von jeher gewesen: soll etwas Ungeheueres geschehen und etwas Neues werden, so erstarren die lebendigen Kräfte in ihnen selbst; es wird matt, was lebendig, feig, was muthig, dumm, was geistvoll war." Nein, umgekehrt! Wenn die lebendigen Kräfte — durch Versäumniß der Menschen, durch Gedankenlosigkeit, durch Untugend, wie immer — erstarren, wenn, was muthig war, feig wird, was geistvoll, dumm; dann geschieht etwas Ungeheueres, dann wird etwas Neues, und es muß etwas Ungeheueres geschehen, und etwas Neues werden, wenn nicht das Leben in Tod endigen und die Menschheit untergehen soll. Mit solch' einem Fatalismus soll man sich nicht beruhigen; auch scheint er sich gar nicht mit Arndt's Kräftigkeit, und mit seinem Anspruche an menschlichen Willen und menschliche Tugend zu vertragen. Und um billig gegen die einzelnen Menschen zu machen, und um für zu schwerer Anklage derselben zu bewahren, ist wahrhaftig nicht nöthig, anzunehmen, „daß der geheim webende und waltende Geist der Zeiten, wenn er neue Schöpfungen machen will, das

Alte augenblicklich lähme und versteinere, damit es durch geschwinden Sturz die Formen zerbreche, und den Elementen zu neuen Gestaltungen den Stoff wieder zurückgebe." — Solch' ein willkührlicher Geist der Zeiten hat für uns nur etwas Schreckliches; und wir wünschen, diese Art auszutreiben! —

Ueber das Verhältniß England's und Frankreich's zu Europa. Von E. M. Arndt. 1813. (ohne Druckort und Verleger.)

Eine reichhaltige Schrift; vortreffliche Ideen gebend und weckend zur richtigen Würdigung der großen, edlen, bewunderungswürdigen Anstrengungen England's für die Freiheit Europa's, und zur Beurtheilung des Französischen Systems! Die allgemeinen Vergleichungen des Franzosen und des Engländers (und so auch wohl des Teutschen) erklärt A. selbst für Spiel, in welchem man, wenn man es lange treibt, „Scheine aus Scheinen, und Schatten aus Bildern herausspielt;" und als ein solches Spiel mag man sie mitnehmen. Das Uebrige aber, welches meist auf geschichtlicher Grundfeste ruhet, ist anderer Art, und wenigstens stets geistreich und belehrend; aber es muß ganz gelesen werden, und ist zu einem Auszuge nicht geeignet. Wir wünschen nur, daß die schöne Feier England's auf die, durch langen Trug, Geblendeten unter uns wirken möge, damit wir Alle gerecht werden, und Denen die Ehre geben, welchen die Ehre gebührt. —

Katechismus für den Teutschen Kriegs- und Wehrmann, worin gelehrt wird, wie ein christ-

licher Wehrmann seyn, und mit Gott in den Streit gehen soll. 1813. (ohne Druckort und Verleger.)

Der Verfasser dieser Schrift hat sich nicht genannt; aber öffentliche Blätter haben sie Arndt zugeschrieben, und wir glauben, nicht mit Unrecht. Wer er aber auch seyn mag, der Verfasser, er braucht sich wahrhaftig seines Werks nicht zu schämen. Vielmehr ist diese Schrift des höchsten Lobes werth, wir haben sie mit dem größten Vergnügen gelesen. Sie ist ein wahres Volksbuch, im schönsten Sinne dieses Worts; der Verfasser kennt die Teutsche Bibel vortrefflich; er hat die höchsten Wahrheiten über Freiheit und Vaterland, über Krieg und Frieden, und über das Heiligste der Menschheit, wie sie dem Volke zu wünschen, wie sie dem Volke allein zugänglich sind, in der einfachkräftigen Sprache Luther's darum so schön vorgetragen, weil der Geist Luther's, diese Frömmigkeit, dieser feste Sinn, dieser Feuereifer für die Sache Gottes und des Vaterlandes, über ihn gekommen war. Wir wünschen, daß es in die Hand aller Teutschen Männer und Frauen käme; denn die Frauen müssen die Begeisterung theilen, wenn die Männer mit Begeisterung handeln sollen; sie müssen wissen, warum es gilt. Die Gebildetsten, wenn sie über ihrer — Bildung nicht den Sinn verloren haben für einfache Wahrheit, werden dasselbe eben sowohl mit Lust und Erbauung lesen, als der unwissende Landmann. Es ist geschrieben zunächst für diesen Krieg; aber es ist zu wünschen, daß es nicht nach diesem Kriege verloren gehe, sondern daß es in den Händen des Volks bleibe, und in den Schulen gelesen werde; aber für diesen Zweck müßten einige Stellen geändert werden, in welchen die Feinde und der Feind namentlich angeführt sind. Das bliebe weg; die

Grundsätze aber soll man zu allen Zeiten im Volke zu erhalten suchen. —

Im Uebrigen ist den zwanzig Kapiteln, in welchen der Unterricht gegeben wird, eine Anzahl theils geistlicher, theils weltlicher Lieder angehängt, die einem Teutschen Krieger, zur Zeit der Noth, wie zur Zeit der Freude, im Unglück und im Glücke, Trost gewähren mögen, und Erquickung, Stärkung und Erhebung. Es thut uns sehr Leid, daß wir nicht durch Mittheilung einzelner Stellen zum Lesen des Ganzen reizen können. Nur als Gegensatz gegen eine vorhin bemerkte Stelle wollen wir den Anfang des achten Kapitels anführen. „Und es sind Viele, die da sagen: unabwendbar war das Unglück, das uns die letzten Jahre getroffen, und wir hätten auf keine Weise ihm entrinnen mögen. — Denn Gott hat von Ewigkeit her den Lauf der Zeiten bestimmt, und kein Sterblicher mag seine Wege wissen und meistern. — Denn das Loos wird geworfen in den Schooß, aber es fällt, wie der Herr will. — Ich aber sage euch: ihr sehet die Furchen noch frisch, worein ihr gesäet, und die Stricke sind noch nicht verfault, worin ihr euch gefangen habt. Denn eure Aussaat heißt Zwietracht und Neid, und die Stricke eures Verderbens waren Wollust und Geiz" u. s. w. — So ist's Recht! —

Lieder für Teutsche, von E. M. Arndt. Im Jahr der Freiheit 1813. (Gleichfalls ohne Druckort und Verleger.)

Man hat uns von diesen Gedichten — die von 1801 bis 1813 gedichtet sind, die meisten jedoch in der letzten Zeit — gesagt, „daß in ihnen mehr Eifer als Poesie sey,

mehr Stärke als Kraft, mehr Glanz als Feuer!" Wir verstehen das nicht so recht. Wenn die Poesie nach den katholischen Zeiten des Mittelalters, oder nach Indien, oder wenigstens nach Griechenland hinweisen muß, oder wenn die Poesie eine gewisse Allgemeinheit zu bewahren hat, eine Abgelösetheit von Zeit und Verhältnissen, eine Selbstständigkeit, die keines Volks bedarf und keines Vaterlandes; oder wenn endlich eine wohlberechnete Abgemessenheit, und ein abgeglätteter Anstand zur Poesie gehören: so mögen diese Gedichte immerhin unpoetisch seyn. Wenn aber Poesie das ist, was, im tiefsten Gemüth empfunden, was im tiefsten Geiste gedacht, dann lebensvoll und lebenswarm hervorbrechend in besonnener, in gemessener Rede erscheint: dann kann es Arndt's Gedichten nicht an Poesie fehlen. In jedem Falle werden sie das Innerste jedes Teutschen Mannes und Jünglings, jeder Teutschen Frau und Jungfrau ergreifen und erfreuen, und überhaupt jedes Menschen, der Sinn hat für Ehre und Freiheit und Vaterland. Und wenn unter den 60, oder mehr, Gedichten auch eins und das andere nicht gerade gleiches Lob verdiente: was wäre es denn weiter? —

Wir haben uns bei diesen Gedichten übrigens der Gleimschen Grenadierlieder aus dem siebenjährigen Kriege erinnert, die damals mit so allgemeiner Bewunderung aufgenommen wurden, und von welchen auch noch jetzt die allgemeine Meinung umgehet, daß sie vortrefflich seyen, wenn gleich Viele dieses glauben mögen, ohne sie zu kennen. Gewiß verdienen sie auch hohes Lob, weil gerade die Bewunderung, die sie erregten, beweiset, daß sie für die Zeit ihrer Erscheinung paßten. Aber, wie tief stehen diese Gedichte unter den Arndtschen! Eben so tief, als der Krieg von 1756 unter dem Kriege von 1813 steht! Es ist jetzt kaum möglich, den Grenadiergesang hinauszulesen.

Aber Arndt's Lieder haben vor den Gleimschen, stets in Einer Weise unendlich fortgehenden, Reimen nicht bloß die Glut des Gefühls, die Fülle der Gedanken, die Hoheit der Gesinnung, die Größe der Grundsätze voraus, sondern sie haben auch den Vorzug, daß sie fast Alle gesungen werden können, geistliche Lieder, wie weltliche, und zum Theil nach bekannten und beliebten Weisen. —

Die übrigen Schriften Arndt's werden wir im nächsten Stück anführen; sie sind uns theils nicht zur Hand, theils haben wir sie noch nicht gelesen; nach der Ueberschrift dürften es aber nicht die unwichtigsten seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

VI.

Zusatz zu No. I.

Ueber die friedliche Gesinnung der Französischen Regierung.

Der Aufsatz No. I. war schon abgedruckt, als das *Journal de Francfort* in seiner 41sten Numer, unter der Ueberschrift: vom Niederrhein, den Bericht brachte, welchen die Commission des Gesetzgebenden Körpers (am 28. Decbr.) abgestattet haben soll. Der Bericht ist von dem Herrn Lainé aus Bordeaux unterschrieben. Wir theilen aus demselben mit, was einmal unsern Aufsatz berichtigen und ergänzen, was aber dann auch das Urtheil über die Stimmung des Französischen Volks und der Französischen Regierung bewähren zu können scheint. Wir bitten aber sehr, jenen Aufsatz zu vergleichen, und die Tage

nicht zu vergessen, an welchen die Verhandlungen Statt gefunden haben.

Dem Gesetzgebenden Körper wurden 9 Urkunden vorgelegt, unter denen auch die Rede war, welche der Prinz-Regent am 5. Novbr. im Parlament gesprochen hatte, und in welcher es heißt: „es sey weder die Absicht Sr. Britannischen Majestät noch die der verbündeten Mächte, von Frankreich ein Opfer zu fordern, welches mit seiner Ehre und seinen Rechten unverträglich sey.“ — Die Verhandlungen mit dem Baron St. Aignan (der nicht genannt wird) fanden den 2. Novbr. Statt; wo? wird nicht gesagt. Auf die Friedensvorschläge von jenem Tage antwortete der Herzog von Bassano den 16. Novbr. „Er erklärte, daß ein Friede, gegründet auf das Princip der allgemeinen Unabhängigkeit der Völker zu Meer und Land der Gegenstand der Wünsche und der Politik Sr. Maj. des Kaisers wäre. Also schlug er einen Congreß zu Mannheim vor.“ — Zu bemerken ist, daß am Tage zuvor (den 15. Novbr.) der Staatsrath Regnaud de St. Jean d'Angely die Rede gehalten hatte, aus welcher wir oben (S. 168) Einiges angeführt haben, welche so ganz im Widerspruche mit diesem Briefe des Herzogs von Bassano steht, die Aushebung von 300,000 Mann rechtfertigte, und zu der Erklärung der Verbündeten vom 1. December Veranlassung gab. — Schon am 25. Novbr. (als jene Rede Regnaud's, und die neue Aushebung noch nicht in Teutschland bekannt waren) antwortete der Oestreichische Minister, „daß Ihre Maj. der Kaiser und der König von Preußen bereit wären, in Unterhandlung zu treten, sobald sie die Gewißheit erhalten haben würden, daß der Kaiser der Franzosen die allgemeinen Grundlagen so annähme, wie sie ihm mitgetheilt wären. — Diese Monarchen fänden, daß die im

Briefe vom 16ten aufgestellten Principien, obgleich alle Regierungen sie annähmen, nicht hinreichten, um als Grundlagen zu dienen."

Den 2. Decbr. gab der Herzog von Vicenza die verlangte Gewißheit. „Er zeigte an, daß Se. Maj. der Kaiser die vorgeschlagenen (— jedoch nicht angegebenen —) Grundlagen annehme; daß Frankreich, diesen Grundlagen nach, zwar zu großen Opfern gezwungen würde, aber daß es keine Schwierigkeit machte, sich dazu zu verstehen, um Europa den Frieden zu sichern."

Auf diesen Brief antwortete der Oesterreichische Minister den 10. Decbr. „Ihro Majestäten hätten mit Vergnügen gesehen, daß der Kaiser von Frankreich die wesentlichen Grundlagen zur Herstellung des Gleichgewichts und der Ruhe Europa's angenommen habe; Sie würden diesen Brief Ihren Verbündeten mittheilen und zweifelten nicht, daß die Unterhandlungen sogleich, nach deren Antwort, eröffnet werden könnten."

Der Bericht findet dieses Alles, wie wir, ganz natürlich. „Man darf hoffen, setzt er hinzu, daß die Unterhandlung, die hier stehen geblieben ist, ihren natürlichen Gang wieder anfangen wird, sobald die Verzögerung, durch die entfernten Mittheilungen verursacht, aufgehört hat." — Hierauf gedenkt er der Erklärung vom 1. Decbr. in der Gazette de Francfort, die der Commission in einem versiegelten Briefe des Kaisers mitgetheilt wurde. Er führt die Stellen aus derselben an, in welchen gesagt wird, daß die Verbündeten Frankreich groß und glücklich wollen. Er meint endlich, aus Allem gehe hervor, daß die kriegführenden Mächte den Frieden wünschen, und „daß die Annahme der Grundlagen durch Napoleon ein großer Schritt zum allgemeinen Frieden sey."

Alsdann macht der Bericht Bemerkungen, „um eine, der Nation und des Kaisers würdige Antwort vorzubereiten.“ Zuerst legt er Dankbarkeit für die Mittheilung und Hoffnung für die Zukunft an den Tag und fährt dann auf folgende Weise fort.

„Die feierlichen und wiederholten Erklärungen der kriegführenden Mächte passen vortrefflich zu dem allgemeinen Wunsch Europa's und zu dem Wunsch, den auch um uns die Departements ausdrücken, deren natürliches Organ der Gesetzgebende Körper ist.

„Nach den Grundlagen in den Erklärungen muß, scheint es, der Wunsch der Menschheit nach einem ehrenvollen und festen Frieden bald in Erfüllung gehen. Der Friede würde ehrenvoll seyn: denn für Völker, wie für Einzelne, besteht die Ehre in der Erhaltung ihrer Rechte und in der Achtung für die Rechte Anderer. Dieser Friede würde dauerhaft seyn: denn die wahre Gewähr des Friedens besteht darin, daß es der eigene Vortheil der Mächte sey, ihn treu zu halten. Wer könnte also noch den Genuß dieser Wohlthat verzögern? Die verbündeten Mächte geben dem Kaiser das rühmliche Zeugniß, daß er die Grundlagen für die Herstellung des Gleichgewichts und der Ruhe in Europa angenommen habe.

„Als erste Gewähr dieser friedlichen Gesinnung haben wir nicht allein das wahre Sprüchwort: „das Unglück ist der beste Rath der Könige,“ sondern auch das Bedürfniß des Volks, welches so laut spricht, und selbst den Vortheil der Krone. Würden Sie vielleicht für unnütz halten, Se. Majestät zu bitten, diesen Gewähren noch eine feierlichere beizufügen?

„Wenn die Erklärung der fremden Mächte betrügerisch wäre; wenn sie uns nur unterjochen wollten; wenn sie sich vorsetzten, das heilige Gebiet Frankreichs zu zerreißen: so müßte der Krieg zum Volkskriege gemacht werden, um unser

Vaterland vor dem Unglücke zu bewahren, die Beute der Fremden zu werden; aber um diese schönen Augenblicke, welche die Reiche retten, sicherer herbeizuführen, ist nöthig die Bande fester zu ziehen, welche die Nation mit ihrem Fürsten vereinen.

„Das würde ein Mittel seyn, dem Feinde Stillschweigen aufzulegen, in Ansehung der Beschuldigung von Eroberungsdurst und beunruhigender Uebermacht, besonders da die Verbündeten für nöthig gehalten, die Nation durch die Versicherungen, die sie laut ausgesprochen haben, zu beruhigen. Ist es nicht Sr. Majestät würdig, sie durch feierliche Erklärungen über die Absichten Frankreichs und seines Kaisers außer Zweifel zu setzen?

„Als dieser Fürst, dem die Geschichte den Namen des Großen aufbehalten hat, seinem Volke Schwungkraft geben wollte, da ließ er demselben alles bekannt machen, was er für den Frieden gethan; und seine vertrauungsvollen Eröffnungen sind nicht ohne Erfolg gewesen.

„Um den verbündeten Mächten die Beschuldigung zu entwinden, daß Frankreich und der Kaiser ein zu großes Gebiet, von welchem sie eine Uebermacht zu befürchten scheinen, behalten wollen, würde es wahrhaft groß seyn, ihre Gedanken in dieser Rücksicht durch eine förmliche Erklärung zu berichtigen.

„Es kommt uns ohne Zweifel nicht zu, dem Kaiser die Ausdrücke anzugeben, die in der ganzen Welt wiederhallen würden. Damit aber diese Erklärung den gebührenden Einfluß auf die fremden Mächte hätte und damit sie den gewünschten Eindruck auf Frankreich machte: würde es nicht zu wünschen seyn, daß sie ein vor Frankreich und Europa feierlich gegebenes Versprechen ausdrückte, den Krieg nur für die Unabhängigkeit des Französischen Volks fortzusetzen, und für die Unverletzlichkeit seines Gebiets? Würde diese

Erklärung in den Augen Europa's nicht von unwiderstehlichem Gewichte seyn?

„Wenn Se. Majestät auf diese Weise in seinem und Frankreichs Namen auf die Erklärung der Verbündeten geantwortet hat, so wird man von der einen Seite Mächte sehen, welche versichern, daß sie sich kein Gebiet zueignen wollen, dessen Erhaltung sie als nothwendig für das Gleichgewicht von Europa anerkannt haben, und von der andern einen Monarchen, der keine andere Absicht hat, als eben dieses Gebiet zu vertheidigen.

„Setzt man, Frankreich bliebe allein diesen großmüthigen Grundsätzen treu, welche die Häupter aller Völker Europa's feierlich ausgesprochen haben: so würde Frankreich, durch die Hartnäckigkeit seiner Feinde zu einem Volkskriege für seine Unabhängigkeit, zu einem als gerecht und nothwendig erkannten Kriege gezwungen, für die Erhaltung seiner Rechte die Schwungkraft, die Einheit und die Festigkeit zu entwickeln wissen, wovon es schon so glänzende Beweise gegeben hat. Mit Einer Stimme den Frieden verlangen, wird es alle seine Kräfte aufwenden, ihn zu erobern. Es wird von neuem der Welt beweisen, daß ein großes Volk alles kann, was es will, wenn es nichts will, als was seine Ehre und seine gerechten Ansprüche fordern. Die Erklärung, die wir zu hoffen wagen, würde die Aufmerksamkeit der Mächte fesseln, welche der Bravheit des Französischen Volks Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

„In der That ist es, um den Muth eines Volks zu beleben, nicht genug, dasselbe aufzurufen, sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Nach den Gesetzen gebührt es der Regierung die Mittel anzugeben, die sie für die sichersten und schnellsten hält, den Feind zurückzutreiben und den Frieden auf feste Grundlagen zu stellen. Diese Mittel werden wirksam seyn, wenn die Franzosen überzeugt werden,

daß ihr Blut nur für das Vaterland und die Freiheit fließen soll. Aber die tröstenden Wörter: Friede und Vaterland, würden umsonst ertönen, wenn man nicht die Staatseinrichtungen verbürgte, von welchen die Wohlfahrt des einen und die Dauer des andern abhängen.

„Es scheint Ihrer Commission unumgänglich nothwendig, daß man, während die Regierung die schnellsten Mittel für die Sicherheit des Staats vorschlägt, Se. Majestät bitte, die volle und beständige Vollziehung der Gesetze zu erhalten, welche den Franzosen die Rechte der Freiheit und die Sicherheit des Eigenthums gewähren und dem Volke die Ausübung der politischen Rechte.

„Diese Gewähr scheint Ihrer Commission das mächtigste Mittel den Franzosen die Schwungkraft zu geben, die zu ihrer eignen Vertheidigung nöthig ist. Ihre Commission ist zu diesen Gedanken durch nichts anders gekommen, als durch den Wunsch und die Nothwendigkeit, Thron und Volk aufs festeste zu einigen und ihre Anstrengungen zu vereinigen gegen Anarchie, Willkühr und die Feinde unsers Vaterlandes.

„Ihre Commission ist genöthigt gewesen, sich darauf zu beschränken, Ihnen die Betrachtungen vorzulegen, die ihr geeignet scheinen, eine Antwort vorzubereiten, die Sie jetzt, nach der Verfassung, zu geben berufen sind. Aber auf welche Weise soll diese Antwort gegeben werden? Die Verfassung giebt die Weise an die Hand. Ihre Antwort muß von der ganzen Versammlung gegeben werden; und wie der Gesetzgebende Körper jährlich eine Zuschrift überreicht, so werden Sie es wahrscheinlich passend finden, auf dieselbe Art Ihre Antwort auf die Mittheilungen zu überreichen, die Ihnen gemacht sind.

„Der erste Gedanke Sr. Majestät in diesen Umständen von höherer Wichtigkeit war, die Ausgewählten des

Volks um den Thron zu versammeln. Ist es nicht gegenwärtig Ihre erste Pflicht, dieser Zusammenberufung dadurch würdig zu entsprechen, daß Sie die Wahrheit und den Wunsch nach Frieden ausdrücken?" —

Wir haben geglaubt, diesen Bericht durch keine Anmerkung unterbrechen zu müssen. Er bedarf keiner Erklärung. Aber wenn er die gegenwärtige Stimmung des Volks zeigen kann; so zeigen sich der Kaiser und die Herren um seinen Thron auch in der Art, wie sie diese Freimüthigkeit aufnahmen. Als Herr Lainé seinen Bericht geendigt hatte, da erklärte der Präsident des gesetzgebenden Körpers, der Herzog von Massa, ihn außer dem Gesetz. Lainé antwortete: „Es gebührt mir vielmehr, Sie außer dem Gesetz zu erklären, da Sie wagen, die Freiheit der Stellvertreter des Volks anzugreifen." — In der folgenden Sitzung erschien der Kaiser. Er warf der Versammlung vor, daß sie Frankreich vernichte und daß zwei, im Herzen Frankreichs verlorne Schlachten ihm keinen so empfindlichen Schlag gegeben haben würden, als ihr Betragen, da er doch nichts beabsichtige, als den Ruhm und das Glück des Reichs. Der Kaiser sprach viel mit heftiger Bewegung. — Lainé sollte verhaftet werden; der Polizeiminister aber war nicht dieser Meinung; also erhielt er die Erlaubniß, unter besonderer Aufsicht nach Bordeaux zurückzukehren. Nachmals sind dennoch mehrere Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers, selbst in den Provinzen, vielleicht auch Hr. Lainé, verhaftet worden.

So erzählt die angeführte Zeitung. Die Wahrheit dieser Erzählung nun vorausgesetzt: wie erklärt sich die Verblendung des Kaisers? und worauf ruht die Halsstarrigkeit, mit welchem der Friede zurückgestoßen wird, der doch natürlich immer theuerer zu stehen kommen muß, je länger der Krieg dauert?

Inhalt.

Seite

I. Ueber die friedliche Gesinnung der Franz. Regierung. 147

II. Das Vaterland, oder Staat und Volk. (Fortsetzung.) 192

III. Vater Rhein, nach dem Friedensschlusse zu Lüneville, 1801. Erste Elegie. 234

IV. Das Jahr 1813. 238

V. Literarische Bemerkungen. 264

VI. Zusatz zu No. I. Ueber die friedliche Gesinnung der Französischen Regierung. 276

* * *

Zu diesem Stücke gehören

die Beilagen:

B. Verträge zwischen Frankreich und Preußen vom 24. Febr. 1812.

C. Uebereinkunft des Generals v. York und dem General v. Diebitsch.

Diese Beilagen wird das nächste Stück liefern.

Nemesis.

Zeitschrift
für
Politik und Geschichte.

Ersten Bandes III. Stück. 1814.

I.

Was sollen wir?

Worte eines Baiern an das Baierische Volk.

Vorwort.

— Wir haben im ersten Stücke der Nemesis einer kleinen Schrift, unter obiger Aufschrift, mit verdienter Ehre gedacht. Mit Erlaubniß des Verfassers aber, des Herrn Geheimen Raths von Feuerbach, theilen wir dieselbe hier unsern Lesern vollständig mit. Wenn nämlich jeder gutgesinnte Teutsche mit inniger Freude die schöne Begeisterung bemerkt, welche das ganze Baierische

Volk für seine und für gemeine Teutsche Freiheit zeigt; wenn er die hohe Ergebung an das Vaterland gewahrt, das freudige Hindrängen zu den Fahnen, die frohe Aufopferung von Gut und Habe, mit Einem Worte, alle die edlen und großen Handlungen, durch welche Baiern den hohen Namen des südteutschen Preußen zu verdienen strebt: so wird er ja wohl fragen, woher diese herrliche Erscheinung unter Verhältnissen, die doch wahrlich anders waren, als die Verhältnisse Preußen's? Und wenn man nun die kleine Schrift von Feuerbach lieset, und dann erfährt, daß diese Schrift sogleich nach der Erklärung des Königs von Baiern für die gerechte Sache erschienen, und daß sie in Baiern allgemein, von Geringen und Hohen, gelesen worden sey: so wird man nicht zweifeln können, daß sie Manches beigetragen habe zur Aufregung dieses schönen Sinnes, in welchem die Baiern handeln. In dieser Rücksicht ist die Schrift wichtig für die neueste Baierische, für die neueste Teutsche Geschichte. — Was aber ein Baier dem Baierischen Volke gesagt hat: warum sollte das nicht der Teutsche zu den Teutschen gesprochen haben? Und doch ist die Schrift im übrigen Teutschlande wenig bekannt geworden! Also geben wir sie hier.

* * *

Baiern!

Der große Eine Wunsch, den wir längst in unserer Seele trugen, dessen Gewährung alle Geister und Herzen insgeheim vom Himmel forderten: — er ist erfüllt. Der Bund, der, wie andere Teutsche Völker, so auch uns an Frankreich's stolzen Siegerwagen fesselte, und unter einem ehrenden Namen ehrlose Knechtschaft, schmachvolle Unter-

drückung verbarg, ist eher, als gehofft werden durfte, durch der frei verbündeten Völker scharfes Schwerdt gelöset Europa, Teutschland, Baiern, — wir sind frei! Er steht nicht mehr auf jener Höhe, der Weltmonarch, von welcher herab sein Wort in allen Theilen Europens wiederhallte, um Gehorsam oder Untergang zu gebieten. Das Wort des verblendeten Uebermuthes: „ich habe von Gott die Macht, alle meine Feinde unter den Fuß zu treten," ist an dem Muthe der ihre Freiheit rettenden Nationen zur Thorheit geworden. Mehr als Fünfmalhunderttausende, die er in dem kurzen Zeitraume eines Jahres zur Unterjochung der Völker ausführte, liegen entweder als Leichen auf den Feldern, oder bauen gefangen Siberien's Wüsten. Nicht bloß durch Zufälle des Unglücks, sondern durch die Tapferkeit unserer Brüder, durch die Kriegsweisheit ihrer Heerführer überwunden, birgt er die Ueberreste seines geschlagenen Heeres hinter den Wällen am alten Teutschen Rhein.

Je mehr aber das Glück in raschem Wechsel die Heldenthaten unserer Verbündeten begünstigt, und die ersten Kämpfe für Europens Freiheit mit entscheidenden Siegen belohnt hat; je mehr unsere Hoffnungen durch schnelle Erfüllung unserer höchsten Wünsche überrascht und übertroffen worden sind: desto mehr haben wir Ursache, uns ernstlich gegen eine große Gefahr zu sichern, in welcher das durch Verdienst Gewonnene leicht durch eigene Schuld wieder verloren gehen könnte. Diese Gefahr kommt nicht so sehr von Außen, als von uns selber; ihre Quelle ist in unserm eigenen Geiste, in unserm eigenen Herzen. Diese Gefahr würde seyn — zu große Sicherheit, wenn wir etwa den trüglichen Glauben in uns nährten, daß schon das Höchste errungen, das erst Begonnene

schon vollendet, und nicht nur der Sieg gewonnen, sondern auch des Sieges Frucht schon geborgen und für die Zukunft gesichert sey. Diese gemüthliche Sicherheit würde die Begeisterung auslöschen, welche allein die Völker in großen Kämpfen stärkt, und dagegen die Gemächlichkeit erzeugen und Lauheit und Leichtsinn, und Nachlässigkeit in dem Gebrauche der eigenen Kraft für die große heilige Sache, für welche die Völker jetzt im Kampfe stehen, und für welche auch wir von unserem Könige aufgerufen sind. Mit jenem einschläfernden Geiste der Sicherheit würde eben jenes Verderbniß unter uns gepflanzt, welches von jeher die Völker in Unterdrückung geführt, oder die halb gewonnene Freiheit dem kecken Muthe des Unterdrückers wieder von Neuem zur Beute hingegeben hat. Es giebt eine doppelte Entmuthung der Völker; die eine kommt aus dem Mißtrauen in die Gefahr, die andere aus dem Mißtrauen in die eigene Kraft; die eine macht die Arme sinken, weil sie die Gefahr nicht ahnet, die andere, weil sie vor der Gefahr sich fürchtet; jene ist die Entmuthung der Sicherheit, diese die Entmuthung der Feigheit. Nie kann die letzte in die Löwenherzen Baierischer Männer kommen. Allein je mehr ein Volk seines hohen Sinnes und seiner Kraft sich bewußt ist, desto mehr stehet es in Gefahr, in Sicherheit auszuruhen. Der stolze Löwe schläft, während die schwächern Bewohner des Waldes sich in wachsam sorgender Thätigkeit bewegen. Aber nicht ein ruhender, sondern ein zum Kampfe gerüsteter Löwe ist das Sinnbild der Baierischen Nation. Hieran denkt, ihr Baiern! sorgt, daß ihr es nie vergeßt, daß dieses Bild besonders jetzt vor euern Augen stehe, und in eurem Herzen kräftig lebe!

Darum sagt es euch, und wiederholt es euch ununterbrochen: die äußere Gefahr ist noch nicht ge-

hoben, sondern nur entfernt; die Selbstständigkeit der Völker, die Ehre der Thronen ist zwar gerettet, aber noch keineswegs für die Zukunft gesichert! — Dem stolzen Adler sind wohl die Schwingen mit dem Schwerdte beschnitten, aber die Flügel sind ihm noch keineswegs gebrochen. Der Strom, der ganz Europa verheerte, ist in sein Bett zurückgeflossen; aber noch ist der Damm nicht aufgerichtet, der ein neues, noch verheerenderes Austreten verhindere.

Der Mann, gegen den Europa im Kampfe steht, ist, wir dürfen es uns nicht verhehlen, ein außerordentlicher Mensch, von großen Talenten und unerschütterlichem Willen, welchem, um den Beinamen des Großen mit Recht zu führen, nur das Eine fehlt: ein edel großer Zweck. Sein Ziel, auf das alle seine Gedanken gewendet, alle seine Unternehmungen berechnet, alle seine Kräfte gespannt sind, ist: die Unterjochung der Welt, und, um der Weltherrschaft willen, ein ewiger Weltkrieg. Der Ehrgeiz eines Eroberers erstickt nicht in dem Blute einiger verlornen Schlachten; das Mißlingen eines solchen Unternehmens ist nur ein Grund mehr, um dasselbe desto standhafter zu verfolgen. So lange Napoleon lebt, wird er das einmal gefaßte Ziel nicht aus seinem Auge verlieren. Er hat überdieß die Schmach erlittener Niederlagen zu rächen; hat den, in zwei Feldzügen verlornen, Ruhm seines ganzen thatenreichen Lebens wieder zu erobern, hat das von ihm entwichene Zutrauen seines Volkes und Heeres durch neue Thaten wieder zu gewinnen; hat endlich bei der Nachwelt das demüthigende Verdammungsurtheil von sich abzuwenden, daß er als großer Mann begonnen, und klein geendet habe. So denkt er, und er hat es der Welt bewiesen, daß seine Gedanken zu Thaten werden.

Er wird nimmer rasten und ruhen, so lange in seinem Leibe noch eine Seele, in seinem Frankreich noch ein Blutstropfe zu vergießen übrig ist. Napoleon ist jetzt ein verwundeter Löwe, und eben durch diese Wunde nur desto grimmiger, und für Jeden, der nicht in tapferer Gegenwehr ihn zu empfangen bereit stehet, desto gefährlicher. Und in ihm wohnt eine Seele, welcher alle Mittel heilig sind, sobald sie nur seinem Zwecke dienen; welche eben so gewandt ist in trügender List, als geschickt zu offen trotzender Gewalt; welche nichts verschmäht, weder das Schrecklichste, noch das Gemeinste, sobald es nur als taugliches Werkzeug zum großen Bau der Weltherrschaft erscheint. Einem Menschen dieses Geistes ist Vieles möglich, was dem edleren, größer Gesinnten, eben weil dieser nur das Rechte wollen kann, unmöglich ist. — Wahr ist es, Napoleon ist gedemüthiget, seine Macht gebrochen; die Nationen, welche seither für ihn stritten, haben vereint ihr Schwerdt gegen ihn gezogen; seine besten Heere sind aufgerieben; seine geübtesten Feldherren gefallen oder gefangen; und, was mehr als Alles gilt, der Geist des blinden Vertrauens in das Glück und in die Einsichten des Führers, ist ihm abtrünnig geworden. Durch alles dieses ist sehr viel, aber bei weitem noch nicht Alles gewonnen. —

Napoleon gebietet über des großen herrlichen Frankreichs Kräfte; und diese Kräfte sind bei weitem nicht erschöpft; und es sind die Kräfte einer einzigen ungetheilten Nation, von gleicher Sprache, von gleichem Geiste und gleichen Sitten, durch eine, auf das künstlichste zusammengefügte, Staatsverfassung in einen großen, doch leicht beweglichen, Körper zusammen vereinigt. Wer da glaubt, daß auf immer die Zeit vorüber sey, wo Napo-

leon mit mächtigen Heeren sich gegen die Welt erhob; der träumt einen gefährlichen Traum. Das Französische Volk ist freilich des ewigen Kriegens müde; es hat mit den, von ihm schwer beleidigten, Völkern ein gleiches Bedürfniß nach Ruhe und nach allgemeinem Frieden. Aber dieses Volk ist zugleich ein wandelbares, leicht bewegliches Volk; ein Volk, dessen Gefühl für Nationalehre besonders reizbar und lebendig ist; das in hochmüthiger Selbstschätzung auf alle andere Nationen, besonders auf uns Teutsche, herabsieht; das in Unternehmungen der Eitelkeit und des Ehrgeizes vor Allem sich gefällt; das von jeher in dem Ruhme seines Fürsten, selbst wenn es ihn haßte, die eigene Nationalehre, in dessen Demüthigung seine eigene Erniedrigung zu finden gewohnt ist. Und dieses Volk wird nun durch List und Gewalt für die neuen Plane des gedemüthigten Eroberers rastlos bearbeitet: alles, was dienen kann, den Ehrgeiz des Volkes zu spannen, dessen Gefühl für Nationalehre zu reizen, dessen leicht entzündliche Einbildungskraft zu entflammen, wird mit der besonnensten List in Bewegung gesetzt. Dem heiligen Kampfe der, wider Napoleon's Ehrgeiz für eigene Freiheit aufgestandenen Völker, wird mit trüglichem Vorwande die gemeine Absicht angedichtet, das schöne Frankreich zu zerstücken, das Französische Volk unter ein fremdes Joch zu beugen, und die Uebelthaten, welche Europa von dem Uebermuthe des Einzigen erduldete, durch einen Rachekrieg an der unschuldigen Nation blutig zu vergelten. Und so wird ein Gespenst geschaffen, das durch Furcht und Schrecken die Gemüther zum Haß wider Europens Völker und zu neuen Anstrengungen und Opfern für den Feind des menschlichen Geschlechts begeistern soll. Zudem ist die Staatsmaschine, welche sich Napoleon zu seinen Absichten baute, so wohl eingerichtet, so

schnell und kräftig in Bewegung zu setzen; die Kette des Zwangs, deren erster Ring an dem Französischen Kaiserthrone hängt, ist durch tausend und tausend Glieder so weit fortgeleitet, und um jeden Einzelnen im Volke so fest geschlungen, daß, wenn auch alle Gemüther seinen Absichten widerstreben, wenigstens die Leiber seinem Willen dienstbar folgen müssen.

Also: die Gefahr ist noch nicht vorüber! Und eben das ist es, warum unser König uns, sein gesammtes Volk, um seinen Thron versammeln will. Denn nicht Heere allein, welche geschlagen werden können, sondern bewaffnete Völker, welche ein Fremdling nie besiegt, wenn sie nicht selbst es wollen; sind gegen einen Eroberer die einzige sichere Schutzwehr wider Unterjochung und entehrende Sclaverei. Nur wenn alle Teutsche Völker, das drohende Schwerdt in der freien Hand, mit ihrer Brust das Bollwerk gegen Napoleon's Adler bilden; nur dann, wenn wir durch Wort und That ihm die Ueberzeugung geben, daß, sobald er seinen Fuß auf Teutsche Erde setzt, er in jedem Bürger einen Helden finde; daß wir entschlossen sind, nichts mehr zu dulden, sondern für unsern König, für Freiheit und Vaterland Alles, Gut und Leben, freudig hinzugeben; daß wir nicht nur die verlorne Freiheit wieder zu gewinnen verstanden, sondern auch die wieder gewonnene Freiheit mit Heldenmuth und Teutscher Männerkraft zu bewahren, und bis in den Tod zu behaupten entschlossen sind: — nur dann wird kein Raubadler mehr sich über unsere Gränzen wagen, oder er wird auf Teutscher Erde sich verbluten. Napoleon wagte Alles über alle Völker, weil er alle verachtete: erst wenn er uns fürchtet, wird er uns achten lernen.

Das Schwerdt, womit der König uns bewaffnet, wird nicht mehr gezückt für den fremden Herrscher, zu eigner Unterdrückung und eigner Schmach, sondern für Freiheit und Vaterland; nicht um nahverwandten oder befreundeten Völkern die Knechtschaft zu bringen, sondern uns und unsern Nachkommen das Allerheiligste, die Selbstständigkeit der Nation, zu bewahren. Wo unser Arm ist, da ist jetzt unser Herz; und unser Schwerdt ist gegen den, wider den schon längst unsere Herzen standen. Wenn seither der Baier seinen Edelsinn durch dasjenige bewährte, was er für seinen König in stiller Ergebenheit erduldet hat; so ist jetzt die Zeit gekommen, wo er die Ehre, seiner Nation anzugehören, durch dasjenige zu bewähren vermag, was er freudigen Muths für seinen König thut und wirkt. Die Zeit ist groß, in der wir leben, und groß muß diese Zeit uns finden, wenn wir ihrer würdig seyn sollen.

Unsere Teutschen Brüder im Norden giengen durch hohes Beispiel uns voran. Sie zerbrachen zuerst die entwürdigenden Ketten, tilgten durch heldenmüthige Tapferkeit die Schmach, die so lange den Teutschen Namen befleckte, und pflanzten auch für uns das heilige Panier, auf welchem geschrieben stehet: für König, für Freiheit und Vaterland! Die Ehre des Baierischen Namens fordert, daß keiner von uns zurückbleibe in dem edlen Wettkampfe für die große Sache der Menschheit, daß wir unseren nordischen Brüdern nicht nur gleich kommen, sondern sie in allem Herrlichen und Großen, was sie für diese Sache gethan, wo möglich, zu übertreffen suchen. Der Süden Teutschland's hat dem Norden eine große Schuld zu bezahlen; sie soll ihm wieder erstattet werden, dankbar und mit wucherlichen Zinsen. Was glorreich von

unsern Brüdern begonnen ward, wollen wir glorreich mit ihnen vollenden, und wie unser Name in den Denkbüchern Teutscher Tapferkeit schon lange eingetragen steht, so soll er auch in der Geschichte der wiedergewonnenen und standhaft behaupteten Teutschen Freiheit unsern spätesten Enkeln als erhebendes Muster der Nachahmung glänzen. Dazu ist aber vonnöthen, daß jeder unter uns seine ganze Persönlichkeit, mit allem, was er ist und hat, dem großen Zweck als bereitwilliges Opfer biete; daß jeder alle seine kleinen Verhältnisse und sich selbst vergesse, und nur den Einen großen Gedanken denke: König und Vaterland! daß alle besondere Empfindungen, Wünsche und Hoffnungen in einem einzigen Gefühle untergehen, — in dem Gefühle für die Pflicht zur Rettung und Erhaltung der Selbstständigkeit unseres Volkes; daß keine andere Ehre, kein anderer Ruhm mehr gelte, als die Ehre und der Ruhm, durch kräftiges Handeln und standhaftes Ertragen, des Teutschen Namens, Baier, werth zu seyn. Die Zeit, in der wir leben, muß die Zeit freudiger Opfer seyn, wenn sie eine Zeit der Ehre und des Ruhms für uns werden soll. Das Große und Herrliche kann nur mit Schmerzen gewonnen werden; aber wer des Ziels gedenkt, wird selbst diesen Schmerz mit Lust ertragen.

Nicht jeder unter uns kann die Waffen üben! nicht jeder führt sie in jeder Stunde! aber jeder kann an seiner Stelle und zu jeder Zeit für die gemeinsame Sache wirken; keiner ist so unglücklich, daß er nicht auf irgend eine Weise kräftig Theil nehmen könnte an der heiligen Angelegenheit, welche jetzt von allen Völkern Europens im Kampfe verhandelt wird. Der Reiche, dem Alter oder Gebrechlichkeit das Glück versagen, für sein Vater-

land in den Streit zu gehen, der auch nicht einmal einen Sohn hat, den er dem Vaterlande schenken kann, verwende einen Theil seines Ueberflusses zur Ausrüstung armer Bürger, welche sich als Freiwillige unter unserm Ludwig um unsern König versammeln. Dazu bedarf es selbst des Reichthums nicht. Wem sein Vaterland, wem das künftige Glück dauernder Freiheit lieber ist, als ein vorübergehender Genuß, welchen die Gemächlichkeit, der Gaumen oder die Eitelkeit begehren mag, der wird auch bei mittelmäßigem Wohlstande durch Entbehrung noch reich sich finden. Unsere edlen Brüder im Norden zeigten uns auch hierin, was wir sollen und vermögen. Dort legten Väter ihre Ehrenschenke, Weiber ihren letzten Schmuck, Kinder ihr ärmliches Ersparniß auf den Altar des Vaterlandes, und fühlten sich reicher, je mehr sie gaben, glücklicher im Verhältniß der Größe des Opfers, das sie willig brachten. Eisern ist unsere Zeit, eisern muß unsere Brust seyn, wenn wir der Zeit mächtig werden wollen.

Und so thue jeder an seiner Stelle, was er kann und soll, und jeder wird können, was er will, wenn er ernstlich bedenkt, welches der Preis ist, um welchen gerungen wird. Wer nicht handeln kann, der gebe, wer keines von beiden vermag, und von dem Himmel die Gabe besitzt, gute Gedanken in kräftigen Worten auszusprechen, der lehre, warne, ermuntere, begeistere! — Keinem Stande, keinem Alter, keinem Geschlechte ist die Bahn zum edlen Wetteifer für die Freiheit des Vaterlandes verschlossen. Darum, Ihr Lehrer der Religion! predigt jetzt vor allem die Pflichten gegen König und Vaterland, die Pflichten des Muths und der Entbehrung! sprecht von dem erhabenen Berufe, für das Va-

terland zu streiten, zu siegen und zu sterben, und lehret, daß in den Tagen der allgemeinen Gefahr Feigheit die schwerste aller Uebertretungen, Kaltsinn und Lauheit die schändlichste aller Gesinnungen ist! Und ihr, Väter und Greise! prägt durch Wort und thätiges Beispiel euren Kindern das Gefühl in die Seele, daß es die höchste Schmach und das höchste Elend ist, unter dem Joche eines fremden Volkes zu leben, und die erste Bedingung alles Glücks und Ruhms, einem freien Volke anzugehören. Und, Ihr Mütter! entlaßt euere, zum Streit ausziehenden, Söhne nicht mit den Thränen der Wehmuth, sondern mit den Thränen der Freude, daß ihr dem Vaterlande Streiter geboren habt! gebt ihnen in der Stunde des Abschieds euern mütterlichen Segen, indem ihr, gleich den Heldinnen des Alterthums, sie feierlich erinnert, daß es besser ist, mit Ehre frei zu sterben, als mit Schande knechtisch zu leben, daß sie nimmer zurückkehren sollen, oder nur als Sieger für die gerechte Sache!

Auch an Euch, Edle und Vornehme! richte ich noch insbesondere mein Wort. Als die Ersten im Volke, seyd ihr die Ersten zum Beispiel. Kein Waffenfähiger, selbst, wenn ihn seine Verhältnisse dazu berechtigen sollten, wird, so weit seine übrigen Pflichten gegen den Staat es gestatten, von einem Rechte Gebrauch machen, das ihn dem heiligen Waffendienste entzieht. Aber während die Edlen zu den Waffen eilen, werden sie zugleich bedenken, daß die Ansprüche des Ranges und der Würde, welche in den ruhigen Tagen des bürgerlichen Lebens anerkannt werden müssen, in den Zeiten einer allgemeinen Bewaffnung wohl berücksichtiget, aber nicht immer befriediget werden können. Wem es wahrhaft Ernst ist um

die Sache, wofür unser König uns berufen hat, wer zunächst nicht sich, sondern den großen Zweck der gemeinsamen Sache in seinem Herzen fühlt, wird solche Ansprüche willig opfern, wird nicht fragen: in welchem Range? sondern nur: ob er dienen kann? Jeder Platz in den bewaffneten Reihen eines, für das Vaterland streitenden Volkes, ist eine Ehrenstelle, und, wer etwa stolzer ist auf sich selbst, als auf die Sache, für welche er streiten will, sage sich wenigstens, daß es besser ist, durch seine Person den Platz zu ehren, als erst von dem Platze die Ehre zu empfangen.

Mit diesen Gesinnungen, mit dieser unbedingten Ergebung an das Vaterland, mit dieser heldenmüthigen Aufopferung alles besondern Interesses haben Völker, weit geringer an Zahl und Macht als wir, Heeren widerstanden und Heere besiegt, weit größer als diejenigen, welche Napoleon mit dem Stachel der Furcht zusammentreiben kann, um uns das gegen ihn Gewonnene von Neuem zu rauben. Mit diesen Gesinnungen und Entschlüssen werden auch wir unbesiegbar seyn. Aber dieser Gesinnungen und Entschlüsse bedarf es, wenn nicht das zweite Uebel noch größer werden soll, als das erste war; wenn wir nicht nur die Ketten der Knechtschaft tragen, sondern auch die rächenden Geiselhiebe eines Herrschers empfinden wollen, der, was wir für König und Vaterland begonnen haben, als einen Hochverrath an seiner Weltmajestät, als einen Aufruhr empörter Sclaven schrecklich ahnden würde.

Eben darum, Baiern, seyd wachsam und besorgt! Denkt und haltet fest den Gedanken: die Gefahr ist nicht vorüber! Das Gewonnene ist noch nicht geborgen!

II.

Klio's Rechtfertigung. 1813.

Die Musen begiengen auf dem Helikon den Sieg Europa's über den Französischen Herrscher. Klio nahm Theil an der Feier, ohne ihren Ernst zu mildern. Zu ihr trat Thalia, und sprach: Du scheinst zu trauern, Schwester! Ist es dir etwa dennoch leid um ihn, der, uns Andere verschmähend, dir allein gehuldigt? Bedenke, wie viel edler die Verehrung, welche du von denjenigen, die nun obsiegen, zu erwarten hast. — Dein Verdacht ist ungegründet, erwiederte Klio; mich erfreut mehr als euch Alle, der Umschwung, den wir feiern. — Noch äußerte Thalia Zweifel; Erato und Kalliope stimmten ihr bei; da hub Klio an sich also zu rechtfertigen:

Der Sterbliche, dem ihr mich geneigt wähnet, strebte nach meiner Gunst, aber gewann sie nicht. Euch sollte gegenwärtig seyn, daß er sie schon darum nicht erlangen konnte, weil er sie ohne die eurige begehrte; nie gefiel mir ja ausschließliche Verehrung. Aber nicht nur liebte ich ihn nicht; schwer hat er wider mich gefrevelt, und trägt nicht erst von nun an dafür die Strafe. Denn während er mich als Lehrerin der Könige und Völker pries, erkühnte er sich, von meinen Lehren auszusondern, was ihm zusagte, und was ihm mißfiel; jenes zu rühmen, dieses zu verläugnen. So pflegt er von dem großen Zeitraume, welchen die Europäer das Mittelalter nennen, alles Böse, was zu erdenken ist, nicht aber das Gute, dessen Ueberreste er zerstören will, hervorzuheben. Daher

auch haßt er bitter den edelsten meiner Diener, Tacitus, und dessen von mir vor allen andern verherrlichtes Werk; weil desselbigen Geist ihn am meisten verdrießt und ängstigt. Noch mehr; mich selbst, vermaß er sich, über die Gegenwart zu täuschen, indem er sich zum Sprecher der Welt aufwarf, das Lob der Völker sich erzwang, ihre Klage aber und ihren Fluch erstickte. So weit er herrschte, vernahm ich kein laut gesprochenes wahres Wort von ihm, zu ihm, noch über ihn; allein er hatte nicht bedacht, daß ich in jeglicher Hülle die Unwahrheit entdecke, und die Wahrheit in den leisesten Tönen, ja in Stille und Finsterniß. Zudem, was unter allem, dessen Sterbliche begehren können, mir weit das verhaßteste ist, darnach hat er getrachtet, nach der Weltherrschaft, die nicht ein Volk aus mehreren Stämmen, sondern aus allen ihr erreichbaren Völkern eine Heerde macht, von welcher ich, so tüchtig ihre Eigner seyen, unwillig den Blick abwende. Mag ihr Andenken nothdürftig durch Münzen, die man ihnen prägt, durch Urkunden, worauf ihr Name steht, erhalten werden, wie etwa durch Knochen und Hörner das Gedächtniß großer Thiere, die einmal auf Erden wohnten; möget auch ihr, meine Schwestern, solche Herrscher nicht unwürdig der Werke, denen ihr vorstehet, prächtiger Gesänge, kunstreicher Tempel und Ehrensäulen, achten; ich bin für sie unerbittlich, weil sie in meinem Gebiete tilgen, was ich am liebsten, ja einzig mit Lust pflege, Trieb und Begeisterung, Leben und Freiheit; das Werden und Ringen, das Dichten und Versuchen einzelner, versammelter, menschlicher Kräfte. Sehet, wie ich ohne Ausnahme allen gethan habe, die nach solcher Herrschaft strebten, oder durch ein unglückliches Geschick damit begabt wurden. Von denen, welche in früher Zeit von Morgen gegen Abend auszogen und eroberten, ist kaum

der Name übrig. Der Macedonier selbst, den schwärmerische Heldenlust am meisten entschuldigt, hat kein tadelloses Denkmal seines, an That überreichen, Lebens, und nie genießt er eines unbestrittenen Ruhmes; während den Griechen, welche bei Marathon und Salamis ihre Mitbürger anführten, durch Herodot ein ewiges und unangefochtenes Andenken gestiftet ist.

Wer hat Julius Cäsar's große Laufbahn wohlwollend beschrieben, außer ihm selbst und einigen Leuten, deren rohe Arbeit ungleich weniger Anziehendes und nicht mehr Glaubwürdigkeit hat, als seine eigene? Die tugendhaftesten unter den Weltherrschern, Trajan und Marc Aurel, sind der Verehrung aller Zeiten gewiß; allein das Ruhmwürdigste in ihrem Leben, die Geschichte der heißen Kämpfe mit den Daciern und den Quaden, verbirgt auf immer tiefes Dunkel: ihre Bildsäulen stehen noch, und werden stehen; doch ihre Siegeszeichen sind verschwunden. Freilich Tiberius und einige seiner Nachfolger, habe ich in ein Licht, das nicht stärker noch dauernder seyn konnte, gestellt; aber zu Abscheu und Warnung dient dieses Licht; so furchtbar, daß es Manchem nicht von meiner Kunst, sondern von den Fackeln der Eumeniden zu kommen scheint.

So beharrlich streng gegen die alten Weltherrscher, werde ich dem Manne, der zuerst wieder in die fast vergessenen Bahnen derselben eintrat, mich nicht günstiger beweisen. Stets war ich ohnedies karg mit meinen Gaben an seine, mehr des Buhlens, als der Liebe kundigen, Unterthanen, die mir schon lange, statt der Ehrerbietung, Schmeichelei darbrachten, und von mir, statt des ernsten Blickes, muntern Scherz erwarteten, ja das Trug-

bild, dem sie meinen Namen beilegten, sie und ausgeartete Teutsche, mit dem leichtesten und dünnsten Gewande, gleich einer freien Dirne, und mit einem Blumenkorbe ausstatteten. Und nun habe ich alle Anlage, Kraft und Geschicklichkeit, so aus mir ist, von ihm genommen. Vergeblich späht er längst unter der großen Zahl Derjenigen, die sich meine Diener nennen, nach einem Beschreiber seiner Thaten; staunt, daß ihm sein Reichthum, seine Macht keinen tüchtigen erwecke; schämt sich der Unfähigkeit, die aus allen Versuchen spricht; erschrickt über die Unfruchtbarkeit, das Unvermögen um ihn her. Je übermäßiger gehäuft bereits die Urkunden sind, woraus er meint, daß seine Geschichte müsse gezogen werden, desto mächtiger hat schon Zweifel und Haß davon Besitz genommen, aufgereizt von der Unwahrheit und Anmaßung, welche unverborgen darin wohnt. Unsterblich ist er, wie so viele; aber nie eines Geschichtschreibers Held. Wie du, Kalliope, in den Liedern, womit du den Sieg Apollons über die Titanen preisest, die hinfällige Macht, das kurze Glück der Himmelsstürmer nur darum zu schildern pflegst, damit der Sieg des Gottes desto wichtiger und herrlicher erscheine: so werden die würdigen Beschreiber dieser Zeit, nur um den Kampf Europa's um seine Freiheit nach Verdienst darzustellen, von den Tagen der Uebermacht dieses Herrschers reden, welche für sich wenig Denkwürdiges hatten; von seinem Glückssterne, der über viele Länder verderblich leuchtete; und selbst von seinen großen Eigenschaften, welche Niemand zum Wohl, ihm selbst zur Qual gereichten. Allen Ruhm behalte ich seinen Gegnern vor; nicht insgesammt, sondern denjenigen, welche wohldenkend und beharrlich ihm entgegengestrebt, und zuletzt obgesiegt haben.

Das Volk, unter allen jetzt blühenden mir das liebste, welches ihm nicht nur gänzlich das Meer gewehrt, sondern auch mit Landmacht Aegypten und Spanien entrissen, überall ihm Feinde erweckt, die Abgeschreckten ermuthigt, die Unterdrückten aufgerichtet hat; dieses Volk, mit seinem Pitt und Burke, seinem Nelson und Wellington, ja mit seinem Könige, der im Wahnsinne ehrwürdiger ist, als viele Andere in ihrer Klugheit, soll mir in einem Glanze stehen, dem gleich, worin Athen, als Europa's Retterin aus der Gefahr morgenländischer Knechtschaft, ewig strahlt. Vor dem brennenden Moskau tritt Sagunt in Schatten; Alexander, den Befreier, ehrt die Menschheit höher, als Alexander, den Eroberer. Den Ruhm Hermann's, des Cheruskers, theile ich den Preußen zu, die mitten in der Unterjochung sich ermannt, der drohendsten Gefahr des Unterganges Trotz geboten haben, und allen Teutschen ein Vorbild geworden sind. Oesterreich, durch langes Unglück nicht gebeugt, nicht gereizt durch den Antheil der Beute, den ihm Frankreich anbot, durch alte Eifersucht nicht abgehalten, vereinigte seine Waffen zur gewähltesten Zeit mit denen, welche für das Recht der Völker streiten. Auch der jüngst Zugewandten vergesse ich nicht: in zwölf Tagen angelangt von der Mündung des Inn's an der Mündung des Main's, hat der Baierische Feldherr sich nicht gescheut, dem übermächtigen, heimwärts eilenden Feinde in den Weg zu treten. Andere Völker und Geschlechter, alten, jedoch fast erloschenen, Adels, steigen, mir ein theurer Anblick, verjüngt empor. Ich erkenne in den Lebenden wieder die Art des Cid und des Gonsalvo, des Camoens und des Albuquerque; der Geist Moritzen's und Wilhelm's III. ist mit dem Jüngling von Oranien, — Welchem Sterbli-

chen ich nun geben möge, so große Dinge zu erkennen und darzustellen, nachdem Derjenige, dem es vor Allen gebührte, Johannes Müller, allzufrühe hingerafft ist, darüber sann ich in dem tiefen Ernste, den ihr ohne Grund für Kummer hieltet.

Tc.

III.

Die höchste Aufgabe der Politik.

Beschluß der Abhandlung: das Vaterland.

---

3. Die Anwendung.

Die Natur geht ihren ewigen Gang; des Menschen Thun soll sich nach seiner Einsicht richten, die Einsicht aber nach dem Gange der Natur.

Wenn das, was wir (im ersten und zweiten Stücke der Nemesis) über das Wesen des Vaterlandes angemerkt haben, wahr ist: so kann es gewiß keine höhere Aufgabe für die Politik geben, als im Staate durch das Volksthum ein Vaterland zu gewinnen, und das gewonnene Vaterland fest und sicher zu erhalten.

Es giebt Menschen unter uns, die, aus Neid, Dünkel oder Unverstand, der Geschichte keine Stimme lassen wollen bei Bestimmung der Verhältnisse des Lebens, und die Erfahrung vergangener Jahrhunderte für die Politik

verwerfen. Diese Menschen, ein Erzeugniß der neuesten Zeit, lassen sich mit dem jungen engländischen Kaufmanne vergleichen, der, aus Trotz gegen die Warnungen eines strengen Vaters, das Vermögen, welches ihm dieser hinterließ, nach dessen Tod ins Meer warf, um seiner eigenen Kraft und Einsicht Alles zu verdanken. Die alten Handelsfreunde seines Hauses aber gaben ihm weder Geld noch Waare, und er endigte sein Leben — im Tollhause.

Wir wollen unentschieden lassen, ob Jemand, ohne Geschichte, einen Begriff von Volk, von Volksthum, von Naturgränzen der Staaten u. s. w. haben würde; ob er, ohne Geschichte, die Nothwendigkeit der Einheit von Volk und Staat für Förderung des Zwecks der Menschheit, für wahrhaftig menschliche Bildung, einzusehen im Stande wäre; oder ob er ohne Geschichte anzugeben vermöchte, wie diese Einheit, wie ein Vaterland, zu gewinnen sey und zu erhalten. Das aber scheint Keiner läugnen zu können, der sich seiner selbst bewußt ist, daß jeder Mensch, jeder Staat, jedes Geschlecht, einen bestimmten Zustand vorfinde, der als das Resultat des Lebens früherer Zeiten betrachtet werden müsse. Es scheint Keiner leugnen zu können, daß der Mensch, in großen wie in kleinen Verhältnissen, nur dann verständig und gut handele, wenn er diesen, aus unserm und dem Leben unserer Väter hervorgegangenen Zustand, nach erweiterter Einsicht, zu ändern und zu bessern sucht; daß nur etwas Tüchtiges und Gedeihliches, nur etwas Freies und Ganzes gewonnen werde, wenn der historische Zusammenhang der Dinge wohl beachtet worden ist, und wenn die Menschen ihre Geschichte hinausleben. Die Gegenwart ist mit einer starken Kette an die Vorzeit geknüpft. Wer diese

Kette zu zerreißen unternimmt, der handelt eben so verkehrt und thörigt, als wer mit derselben die Zukunft zu fesseln versucht. Dieser will in das Leben den Tod bringen, ohne Verwesung zu wollen; jener entzieht dem Leben seine Grundfeste, und will doch keine Zertrümmerung. Nur durch schonende Ausgleichung der Vergangenheit und der Gegenwart, alter Formen und neuer Bedürfnisse, kann eine freie und menschliche Zukunft vermittelt werden.

Diese Wahrheit ist indeß auch verhöhnt, und nicht bloß mit Worten, sondern selbst durch die That. Die Helden der Französischen Revolution versuchten den geschichtlichen Boden des Lebens einzustoßen, und ihr Wesen in der Luft zu treiben. Was daraus hervorgegangen ist, wissen wir Alle, und späteren Geschlechtern wird es die Geschichte berichten. Umsonst haben die Franzosen nachmals, erschreckt vor dem Abgrunde, über welchem sie schwebten, nach den Trümmern der vernichteten Welt gegriffen! Was das Leben erzeugt hat, das kann der Mensch wohl zerstören, aber wieder herzustellen vermag er es nicht. Der Fluch der Väter, die über ihre so schnöde verwüsteten Werke ergrimmt waren, hat sie, wie ein böser Geist, durch die Luft gepeitscht, und ihnen kaum die Hoffnung gelassen, einen neuen Grund zu finden.

In Zeiten großer Erschütterungen mögen den Menschen allerdings tiefere Eingriffe in die Verhältnisse, wie sie das alte Leben gestaltet hat, erlaubt seyn, aber über das Gelingen muß der Schein auch nicht betrügen. Je mehr die Leidenschaften aufgereizt sind, desto nothwendiger möchte seyn, das festzuhalten, was am schwersten zu bewahren ist, was aber die Alten für das Beste des einzelnen Menschen und ganzer Völker hielten — die

Besonnenheit. Nicht, was erreicht werden kann, ist das Rechte, sondern was erreicht werden muß, wenn nicht die Väter um ihr Leben, wir um unsere Hoffnungen und unsere Kinder um ihr Glück betrogen werden sollen. Der Sturm brauset aus, das aufgewühlte Meer ebnet sich zu ruhiger Fläche, und das Feuer der Leidenschaft erlischt in Menschen und Völkern. Nur das bleibt und gedeiht, was nach der ewigen Natur des Menschengeistes, auf das Leben der Jahrtausende mit Besonnenheit, Kraft und heiligem Willen gegründet wird. Und so zu handeln, das ist Politik, deren Grundsätze eben so einfach sind, als klar ihre Aufgabe ist. Nur menschliche Thorheit verwirrt die Wahrheit; und nur, wenn der Mensch nicht das Menschliche, das Gute und Rechte will, nur dann wird er ungewiß, was und wieviel er wollen soll.

Um aber zu zeigen, daß die großen Grundsätze der Politik aus der Ansicht, die wir über Staat und Volk gegeben haben, eben so leicht hervorgehen, als die Aufgabe derselben, wollen wir nur, damit die aufgestellten Principien nicht ohne Anwendung bleiben, die eine Hälfte dieser Aufgabe etwas näher betrachten; wie nämlich, im geschichtlichen Zusammenhange des Lebens zu verfahren sey, um das Vaterland im Staat äußerlich zu gewinnen? — Von der zweiten Hälfte, wie das gewonnene Vaterland zu erhalten sey? wollen wir nicht reden, theils weil die Auffindung der Grundsätze, nach welchen verfahren werden muß, leicht ist, theils weil wir im Fortgange dieser Zeitschrift gewiß eine Reihe von Aufsätzen liefern werden, die alle diesen Sinn haben, und darum lehrreicher seyn möchten, weil sie ins Einzelne gehen dürften.

Die Beantwortung der ersten Frage aber scheint nur eine gehörige Unterscheidung der Fälle zu verlangen, die im Leben möglich sind. Und dafür ist im Allgemeinen klar: jeder Staat ist entweder reinvolksthümlich, so daß alle Bürger desselben Genossen Eines Volks sind, oder er ist nicht reinvolksthümlich, und die Bürger gehören verschiedenen Völkern an.

Ist der Staat reinvolksthümlich, so sind drei Fälle möglich: entweder der Staat umfaßt das ganze Volk (Staatsgränzen und Volksgränzen fallen zusammen), oder es sind Theile von dem Volke, dem seine Bürger angehören, mit fremden Völkern bürgerlich verbunden, oder das Volk, zu welchem dieser Staat gehört, ist in mehrere Staaten getheilt. — Ein vierter Fall könnte nur aus dem zweiten und dritten zusammengesetzt seyn; darum braucht er nicht besonders beachtet zu werden.

Wir setzen den ersten Fall: der Staat umfaßt das ganze Volk; Staatsgränzen und Volksgränzen fallen zusammen.

Einem solchen Staate bleibt, gegen fremde Staaten, nichts zu wünschen übrig, als daß er die Kunst erfände, welche der sanfte Herodot für die wichtigste hält, die gemacht werden könne, die Kunst, unantastbar zu seyn. Das Vaterland ist gegeben; es ist nichts nöthig, als daß alle Kinder des Vaterlandes sich mit heiliger Liebe für dasselbe durchdrungen fühlen. Eine Erweiterung der Gränzen kann von einem solchen Staate nie gewünscht werden; jede Ausdehnung derselben würde seine reine Eigenthümlichkeit, und damit die Stärke seiner Kraft, wenn anders dieser Ausdruck erlaubt ist, schwächen und

mindern. Aber eine Verengerung dieser Gränzen kann auch nie zugestanden werden, ohne Sünde und Verkehrtheit. Würden wir, in einem solchen Staate lebend, von einer fremden Macht angefallen: so würden wir, im Unglücke des Kriegs, entweder untergehen, oder die alte Volksgränze auch als Staatsgränze unverletzt bewahren müssen, und im höchsten Glücke des Sieges würden wir ohne Verkehrtheit nichts anders verlangen können, als die Behauptung der alten Marken. Staaten, welche das Wesen des Vaterlandes erkannt haben, würden in diesem Falle keine schwerere Schuld auf sich laden können, als wenn sie einen Theil der Bürger, die Alle Eines Volks Genossen sind, an einen fremden Staat jochen lassen, oder wenn sie fremde Volksgenossen mit sich selbst zusammenjochen wollten. Solch ein Verfahren wäre sündhaft und entsetzlich, weil es das menschliche Wesen zerrütten, die Gemüther verwirren, heilige Bande zerreißen, die Bildung hindern, und menschliches Glück zerstören müßte.

Wie aber, wenn die Volksgränzen nicht jene Gränzen wären, welche die Natur abgemarkt zu haben scheint, damit innerhalb derselben sich Menschen sicher und eigenthümlich, d. h. als Völker, ausbilden sollen? Wie, wenn der Boden, den ein Volk bewohnt, nicht genug erzeugt, um die Bedürfnisse des Lebens, von deren Befriedigung Bildung und Glück abhängen, zu befriedigen? Wie, wenn die Möglichkeit einer vollen und freien menschlichen Bildung innerhalb der Volksgränzen nicht gegeben wäre, z. B. dadurch, daß wir vom Meere, und damit vom vollen und freien Verkehr mit der übrigen Welt und von der Uebung vieler menschlicher Kräfte ausgeschlossen wären?

Alsdann wäre freilich die Sache anders! Ein Volk soll nicht leben wollen, bloß um sinnlich da zu seyn, sondern es soll um den Sinn des Lebens leben wollen, um Bildung und Glück. Was die Möglichkeit einer fortgehenden kräftigen Bildung bedingt, das muß jedes Volk auf jede Weise zu erreichen suchen. Darum muß es das Meer zu gewinnen streben, weil ihm nur hierdurch die Länder der Erde zugänglich werden, weil nur hierdurch die ganze Sinnenwelt, in sofern sie für menschliche Bildung nothwendig ist, sich öffnet; und das eigene Land muß groß genug seyn, um den Bewohnern das Nothwendige für die Erhaltung des Lebens zu gewähren, weil fremde Länder ihnen dieses Nothwendige zwar wohl eine Zeitlang verschaffen können, aber nicht mit Zuverlässigkeit sichern. Was also für die Erreichung dieses Ziels geschieht, das ist gut und lobwürdig; und wenn hierdurch nicht vermieden werden könnte, fremde Volksgenossen zu Bürgern unseres Staates zu machen: so müßte selbst der Nachtheil, der hieraus entstehen möchte, gewagt, und ihm, wie nachher bemerkt werden soll, auf andere Weise entgegengearbeitet werden.

Was aber die Gränzen betrifft, welche den Völkern von Natur bestimmt zu seyn scheinen, so ist nöthig, sich hierbei vor Sophistereien zu hüten, durch welche viele Menschen sich selbst und andere irre geführt haben. Die Griechen hielten dafür, daß Hellas wäre, wo Hellenen wohnten, und Syrakus gehörte nicht minder zu Hellas als Athen, Kyrene nicht weniger als Sparta, und Smyrna eben so gut als Thebä. Gott hat, wie die heilige Urkunde sagt, die ganze Erde den Menschenkindern gegeben; einzelne Theile derselben erhalten nur besondere Namen von den Völkern, die sie bewoh-

nen; also ist die Volksgränze da, wo die letzten Glieder des Volks leben. Nun ist allerdings gewiß, daß Gebirge und Meere die Länder, welche sie einschließen, auch für das menschliche Leben zu besondern Ganzheiten machen; sie trennen die Menschen, welche diesseits wohnen von denen, die jenseits leben, und eben deswegen vereinigen sie dieselben unter sich. Darum ist nöthig, daß solche Naturgränzen von dem Staate erstrebt werden, wenn gleich fremde Volksgenossen von denselben eingeschlossen würden. Werden diese Gränzen erreicht: so werden die eingeschlossenen fremden Volksgenossen allerdings nachtheilig für das Volksthum unserer Bürger, also für das Vaterland seyn; aber derselbe Nachtheil muß auch ohne die Vereinigung jener Fremden mit unserm Staate empfunden werden; und wir würden keins von den Vortheilen genießen, die doch aus der Vereinigung hervorgehen können. Wo aber diese Naturgränzen nicht so scharf und unverkennber abgemarkt sind: da soll die Staatsgränze seyn, wo die Volksgränze ist, und die Politik soll sich hier nicht bethören lassen. Welchen Vortheil man auch durch eine Erweiterung gewinnen möchte — (etwa an Menschenzahl und Einnahme) — : er würde den Schaden nicht aufwiegen, den das Vaterland leiden müßte.

Wenn z. B. jenseits der Pyrenäen, etwa bis zum Ebro, Franzosen wohnten, oder diesseits der Pyrenäen, bis zur Garonne, Spanier, oder Britten in dem Küstenlande, welches wir Bretagne nennen, oder Dänen und Sachsen in England, oder Franzosen jenseits der Alpen bis zum Po, oder Italiener diesseits der Alpen bis zur Rhone: so müssen dennoch die Staaten Spanien's, Frankreich's, England's und Italien's, die Pyrenäen, das Meer und die Alpen als Gränzen zu gewinnen suchen.

Denn diese Gebirge und diese Meere zwingen die Menschen, welche diesseits wohnen oder jenseits zum innigsten Verkehr mit einander, und zu mannichfaltiger Wechselwirkung auf einander. Wird dieser Verkehr gestört und diese Wechselwirkung auf einander unterbrochen, so muß nothwendig das Leben stocken, und mithin die Entwickelung der Menschheit in diesen Menschen gehindert werden. Wenn also diese Menschen auch nicht zu den Staaten gehörten, die diesseits oder jenseits volksthümlich bestehen, so würden sie doch mit den Bürgern derselben Ein Leben führen müssen. Warum sollte man sie also für sich einen Staat bilden, oder wohl gar Bürger der fremden Staaten, die diesseits oder jenseits aus ihren Völkern bestehen, bleiben lassen? Würde man nicht die Thür zum Hause Fremden einräumen, und sie dadurch locken, das ganze Land zu nehmen? Darüber kann also kein Streit seyn: die nothwendige Sicherheit des Staates, d. h. die Freiheit, d. h. die Menschheit verlangt, daß der Staat diese Gränzen niemals aufgebe, selbst auf die Gefahr hin, nicht reinvolksthümlich zu bleiben.

Aber wo ist die Gränze zwischen Teutschland und Frankreich, nach welcher jetzt so häufig gefragt wird? Die Schweiz ist unser; darüber kann kein Zweifel seyn. Sie öffnet ihre Berge gegen Teutschland, und der Jura schneidet sie bestimmt und scharf von Frankreich, und schützt ihre Bewohner. Aber wie läuft die Gränze weiter? Den Franzosen mag es vielleicht nicht verargt werden können, wenn sie seit zweihundert Jahren von Zeit zu Zeit mit der Behauptung hervortraten: der Rhein sey Frankreich's natürliche Gränze! Aber daß Teutsche Schriftsteller sogar diese Meinung so oft und so lange verbreitet haben, bis sie sich endlich fast überall als die einzig rich-

tige festgesetzt hatte, das beweiset, neben vielen andern Gründen, wie sehr den Teutschen Vaterlandssinn und Volksgeist fehlte, und wie sie das Leben ohne Liebe und Kraft dachten. Aber eine Untersuchung darüber, wie weit in alten Tagen Teutsche Völkerschaften gewohnt haben, kann uns so wenig zur natürlichen Gränze zwischen Teutschland und Frankreich verhelfen, als wenn wir genau dem Zuge der Höhen folgen, und die Quelle jedes kleinen Flusses, der sein Wasser in den Rhein, oder in die Nebenflüsse des Rheins, gießt, innerhalb dieser Gränze besitzen wollten. Denn vor jenen alten Tagen giengen noch ältere vorher; zwei Jahrtausende ändern, wie das ganze menschliche Leben, so auch das Eigenthum; und der älteste Besitz kann kein Recht zum ewigen Besitze begründen. Diese Höhen aber sind nicht von der Art, daß sie den Verkehr der Menschen hinderten, oder den Zugang zu dieser Seite oder zu jener besonders schwierig machten; also können auch sie keine Gränze bestimmen. Wohl scheiden sie die Flüsse, und nie müssen Flüsse, weil sie die Menschen verknüpfen und den Verkehr fördern, zwischen Staaten getheilt seyn; aber das gilt nur dann von ihnen, wenn sie eben den Verkehr fördern können, wenn sie schiffbar sind; sonst bedeuten sie nichts. Darum soll die Gränze von Teutschland so weit ausgedehnt werden, als man Gott in Teutscher Zunge anbetet, als die Menge Teutsch spricht, aber auch nicht weiter. Holländer aber und Belgier sprechen Teutsch. Um hier gerecht zu seyn, braucht man das Auge nur einmal, von Westen hinweg, nach Osten zu wenden! Und wenn es für die Sicherheit der Freiheit gut seyn mag, daß Berge und Meere hie und da Menschen schirmen: so ist es für große Völker gewiß nicht minder gut, daß zwischen ihnen hin und wieder keine andere Gränz-

scheide gefunden werde, als gegenseitige Furcht und gegenseitige Achtung. Das mag sie reizen, sich anzustrengen, und die Tugend zu bewahren. Den Teutschen hat die Natur hierzu viele Veranlassung gegeben; auch brauchen sie zu ihrem Schutze nur sich selbst; aber sie müssen sich verstehen, und ihre Kraft anzuwenden wissen. — Im Uebrigen hat auch die Natur dafür gesorgt, daß die Sprachgränzen mit der Beschaffenheit des Bodens, für gegenseitige Sicherheit, für Leben und Verkehr betrachtet, fast überall zusammenfallen. Also bedarf es keines Streites! —

Wenn wir aber den andern Fall beachten, in welchem Glieder unsers Volks von unserm Staate abgerissen, und mit einem fremden Volke zu einem fremden Staate vereinigt sind: so sagt jedes Menschen richtiges Gefühl, was hier zu wollen und zu erstreben ist. Die heilige Stimme der Menschheit verlangt die Befreiung unserer Brüder von dem Joche der Knechtschaft; der Geist unseres Volks in uns fordert die Glieder zurück, die von dem Leibe abgerissen sind, in welchem er sich gestalten und bilden will. Er muß selbst zerrüttet und verwirrt werden, dieser Volksgeist, wenn ihm Glieder des Körpers fehlen, durch welchen er sich nur offenbaren kann; sie muß verstellt, verzerrt und verkrüppelt werden, diese Gestalt der Menschheit, wenn es hier an Kraft gebricht und dort an Liebe, wenn hier die Sehnsucht unbefriedigt wird, und dort der Schmerz die Stärke verzehrt. Also ist es eine heilige Aufgabe, welche die Politik Fürsten und Staaten giebt, sobald sie über die todte Zählung der Köpfe und die Ausmessung der Meilen hinaus sind, und nicht bloß Rechte durch Zwang erhalten, sondern Bildung und Glück fördern wollen; es ist eine heilige Auf-

gabe für Fürsten und Staaten, die gut und menschheitlich handeln, und das Daseyn nicht mit dem Sinne des Lebens erkaufen wollen, die Volksgenossen zurückzubringen zu unserm Bürgerthum. Eine kalte politische Rechenkunst mag sie vielleicht von dieser Pflicht entbinden, weil für diese Kunst nur Größen und Massen gelten, ohne daß man nach der Art der Größe und nach dem Werthe der Masse fragt; aber die Menschheit verlangt von ihnen, dafür Alles zu wagen; der heilige Geist des Vaterlandes treibt dazu hin, und die Ehre, welche die Anerkennung der menschlichen Würde ist, ruft sie auf mit gewaltiger Stimme. Und wenn das Glück eines Kriegs nicht benutzt würde, um die Brüder zu befreien, die in der Unterwerfung leben, so würde das eine schwere Sünde seyn, die nur durch die schwerste Strafe gebüßt werden könnte — nämlich durch gleiche Knechtschaft.

Wie aber, wenn die abgerissenen Volksgenossen jenseits der Marken wohnten, welche die Natur so deutlich und unverkennbar aufgestellt hat? sollen sie auch dann um jeden Preis, mit Aufopferung jeder Kraft wieder gewonnen; sollen auch dann die Gränzen unseres Staates bis an die Gränzen unserer Volkssprache ausgedehnt werden? — Nein! Das hieße nicht die Verwirrung lösen, sondern mehren, und den Grund zu unglücklichen Bestrebungen legen. Wenn der Staat diesseits jener Marken nothwendig die Erreichung derselben erstreben muß, so ist nicht minder nothwendig, das heißt, es ist nicht minder in dem Verhältnisse der Menschen zu einander und zur Natur begründet, daß der Staat jenseits dieser Marken jenem dieselben einräume. Also muß von zwei Mitteln eins ergriffen werden. Entweder wir müssen — und dieses wäre das Edelste und Schönste! — unsere Volksgenossen über jene Naturgrän-

zen zurückziehen, sie in unsern Staat aufnehmen, mit ihnen die Lust und Last des Lebens theilen, so wie es uns vorliegt. und auf solche Weise mit ihnen in gleichem Geiste und für gleiche Freiheit volksthümlich und vaterländisch leben und wirken. Oder, wenn dieses unausführbar schiene, etwa weil es die gegebenen Verhältnisse verwirren würde, so bliebe nichts übrig, als die Unglücklichen ihrem Schicksale zu überlassen, ihnen den baldigen Verlust des Theuersten, des Volksthums, zu wünschen, von unserer Seite aber alle Kräfte anzustrengen, um den Mangel des Mitwirkens des Verlornen in Ausbildung unserer Eigenthümlichkeit, so viel als möglich zu ersetzen, etwa wie der Mensch den Verlust eines Gliedes durch Uebung und Geschicklichkeit der andern Glieder weniger bemerkbar macht, wenn er gleich verstümmelt ist.

Und wie endlich, wenn die abgerissenen Volksgenossen sich nicht bejocht fühlten in dem fremden Bürgerthume? wenn sie nicht wieder mit uns vereinigt, nicht in unsern Staat aufgenommen zu werden wünschten? — Könnte dieser Fall je eintreten, so würde dieses ein schweres Zeugniß gegen uns, es würde eine Schande für unsern Staat seyn! Wenn die Abgerissenen sich nicht schon lange mit den Fremden vermischt, und dadurch die Eigenthümlichkeit ihres Volks verloren haben: so würde ein Wunsch, mit den Fremden verbunden zu bleiben, und nicht wieder vereinigt zu werden mit den Brüdern, deren Sprache sie verstehen, deren Sitten sie haben, deren Art sie lieben, weil sie ihre eigene Art ist, nur dadurch möglich seyn, daß unser Staat schlechter wäre, als der fremde; daß er dem einzelnen Menschen weniger Freiheit sicherte, und Selbstständigkeit; daß er dem einzelnen Menschen, den Sinn des Lebens, Bildung und Glück, zu erreichen, erschwerte. Als-

dann hätten wir sonach nicht die Abgerissenen aufzugeben, sondern wir hätten unsere bürgerlichen Einrichtungen zu verbessern. Wenn aber diese nicht hinter den Einrichtungen der Fremden zurückstehen: so werden unsere Volksgenossen stets die Verbindung mit diesen Fremden als Knechtschaft ansehen, und sich zu uns, zum gemeinen Vaterlande, zurücksehnen, zu Freiheit und Liebe!

Ihr also, Fürsten und Völker, Teutscher Zunge, Ihr handelt recht und brav, gut und edel, wenn Ihr den heiligen Krieg, welchen Ihr so ruhmvoll führt, auf keine Weise endigt, ohne daß alle Die, welche Teutsch reden, von der Französischen Herrschaft, von der Verbindung mit Frankreich, getrennt, und von Neuem mit uns, ihren Brüdern, zum gemeinen Vaterlande vereinigt sind. Der alte Geist unsers Volks wird sich über diese schöne That freuen, und seine Freude in neuer und kräftig rascher Gestaltung offenbaren; die Helden der Vorzeit werden es mit Lust von ihren ewigen Sitzen bemerken, daß Ihr die Oerter, wo Teutschland's Kaiser gekrönt sind, wo Teutschland's Kaiser begraben liegen, wo die Bühne ihrer Thaten und ihres Ruhms war, an welchen so viele große und theuere Erinnerungen hängen, endlich wieder von den Fremdlingen befreit, die für sie keine Liebe hatten und keinen Sinn, die sie vernachlässigt und geschändet haben; die Mitwelt wird Euch mit fröhlichem Jubel begrüßen, und Euren Ruhm wird die Geschichte zu den spätesten Enkeln tragen. Aber wehe uns Allen, Fürsten und Völkern, wenn die Wiedergewonnenen unsere und ihre Freude nicht bewahren könnten! Der allgemeine Jubel würde in einen gräßlichen Mißton verhallen; Euer Ruhm, Fürsten und Völker, würde schwer leiden, wenn die von Frankreich losgerissenen Teutschen Brüder die Ketten, die Ihr zerbrochen, je beweinten, sich das Joch zurückwün-

schen könnten, das Ihr ihnen vom Nacken geworfen habt. Schön ist, was Ihr gethan; aber schön ist es nur dann, wenn Ihr die Freude vollkommen macht, und die Einrichtungen des Lebens also ordnet, daß ein jeder der Wiedergewonnenen, auch wenn er nicht daran denkt, ein Teutscher zu seyn, gestehen muß, bei Euch mehr Freiheit, Bildung und Glück zu finden, als er je bei den Fremden gefunden hat. —

Endlich ist der dritte Fall eben so leicht zu entscheiden, als er für uns Teutsche wichtig ist: Mehrere Staaten, alle rein volksthümlich, gehören zu Einem Volke. Wenn die Regierungen dieser Staaten, wenn die Bürger sammt und sonders eine solche Trennung des Volks zu würdigen, und allezeit volksthümlich zu handeln wüßten: so könnte hierdurch das Vaterland die edelste und schönste Gestalt gewinnen, weil, bei gleicher Einheit und Kraft, eine größere Mannichfaltigkeit menschlicher Bildung entstehen würde, als da möglich ist, wo das ganze Volk in einem einigen Staate lebt. Haben aber die Regierungen, wie die übrigen Bürger, keinen volksthümlichen Sinn, sondern handeln sie gegen die Staaten ihres Volks auf dieselbe mißtrauische und feindliche Art, die im Rechtsverhältnisse liegt, und die sie gegen die Fremden beweisen müssen, so kann und muß eine solche Trennung das größte Unglück werden, das einem Volke widerfahren mag. Denn wenn das Volk sich auch nicht im jammervollen Bruderkampfe sinnlich hinwürgt, so wird es sich doch schon dadurch geistig niederhalten, daß es die wahre menschliche Bildung unmöglich macht, weil sie nicht im ganzen Volk und für das ganze Volk gewonnen werden kann; aber leicht wird es sich auch durch Widerstrebungen, durch Mißtrauen, durch Eifersucht und durch Bruderkämpfe hinabwürdigen und

schwächen, bis es einem fremden Volke gefällt, ihm das Joch auf den markloſen Nacken zu legen.

Um dieſem Unglücke vorzubeugen, bedarf es aber keiner großen Weisheit, ſondern nur eines redlichen Wollens, und einigen Sinns für das Heilige, für Bildung und Menſchlichkeit. Es ſind nur zwei Einrichtungen nöthig, welche durch das Zuſammenwirken aller dieſer volksthümlichen Staaten leicht gemacht werden können. Einmal nämlich müſſen die Verhältniſſe alſo geordnet ſeyn, daß alle Staaten unſers Volks immer gegen das Ausland als Ein Ganzes erſcheinen, gleichviel, ob dieſer oder jener Staat mit den Fremden in Berührung kommt; und zweitens muß den Bürgern aller Staaten unſers Volks der freieſte Verkehr und das freieſte Zuſammenleben mit den Bürgern aller andern Staaten unſers Volks rechtlich erlaubt und geſetzlich geſichert ſeyn.

Das Erſte würde erreicht werden, wenn die Wehr- und Streitkräfte aller Staaten unſers Volks nach Einem großen Grundſatze ſo geordnet und zu einander geſtellt würden, daß die Regierungen der einzelnen Staaten über ihre beſondern Streitkräfte nie einzeln und unabhängig vom Ganzen verfügen, daß mithin die geſammten Streitkräfte — ſtehendes Heer oder Landwehr — entweder gegen das Ausland in ihrer Geſammtheit gebraucht werden müßten, oder gar nicht zu Krieg und Schlacht, gar nicht zu Angriff und Wehr gebraucht werden könnten; und wenn dann kein einzelner Staat jemals mit fremden Staaten anders irgend etwas verhandeln dürfte, als durch gemeinſame Beamte. Das Andere hingegen würde geſchehen, wenn kein Staat unſers Volks ſich gegen die andern Staaten unſers Volks

auf irgend eine Weise schlösse, sondern wenn der Volksname jedem einzelnen Manne in allen Staaten gleiches Recht und gleichen Vortheil mit den Bürgern dieser einzelnen Staaten sicherte, und wenn so eine wahre Gemeinschaft unter allen Volksgenossen begründet würde. Es würde geschehen, wenn zuerst der Bürger eines Staats darum in allen andern Staaten Bürgerrechte hätte, sobald er sie üben wollte, weil er mit den Bürgern derselben zu Einem Volke gehört; wenn zweitens der Bürger eines Staats, was er an Erzeugnissen der Natur oder seines Fleißes besitzt, ungehindert und ohne Beschwerde, zu allen andern Staaten, nach eigenem Belieben, zu Markte bringen, und eben so ungehindert aus diesen andern Staaten beziehen könnte, was er von Erzeugnissen der Natur oder menschlichen Fleißes etwa bedürfen möchte; wenn endlich der Geist frei gegeben, wenn nicht nach staatswirthschaftlicher, sondern nach volksthümlicher Bildung gefragt würde, und wenn eben deswegen alle Bildungsanstalten, sie möchten sich in diesem Staate finden oder in jenem, als gemeinsame, volksthümliche Anstalten betrachtet und unterstützt würden. Das Eine wie das Andere würde erleichtert, ja vielleicht nur möglich werden, wenn sich die Staaten Eines Volks zu Einem Bundesstaate, zu Einem Reiche vereinigten, und die zweifache Anordnung einem Reichsrathe und einem Reichsoberhaupte anvertraueten. —

Wie aber, wenn die Staaten Eines Volks, sey es aus Irrthum, sey es aus Verstocktheit, sich zu diesen Einrichtungen nicht verstehen wollen? — Alsdann verhüllt der Genius des Vaterlandes weinend sein Antlitz, und die Menschheit trauert über den nahenden Verfall!

Teutsche Völker! was hier gesagt worden, ist keine sublime Weisheit, sondern es ist einfach, wie alle Wahrheit; es ist nichts Neues, es ist hundertmal gesagt worden, aber es ist darum nicht minder wichtig. Wer also Ohren hat, zu hören, der höre! Die Griechen hatten einen hohen Volkssinn; alle Hellenen betrachteten sich, den Barbaren gegenüber, als Eins. Sie hatten viel Gemeinsames, welches diesen Volkssinn nährte; sie hatten Eine große und schöne Vorzeit, wo sie auch lebten; das heilige Gastrecht knüpfte Menschen und Staaten an einander; gemeinsame Götter, gemeinsame Heiligthümer versammelten die Griechischen Stämme, und durchdrangen sie mit Einem Gefühl; tief schauende Orakel entschieden über die großen Verhältnisse des Lebens, und alle Griechen naheten sich gläubig und ehrfurchtsvoll, um ihre Fragen an das Schicksal zu bringen; herrliche Feste, in großer Zahl, versammelten zu gemeinsamer Feier und Freude Alle, die Kraft und Geist hatten, und zeigten ihnen den Ertrag des ganzen Volkslebens, in Wissenschaft, in Kunst, in jeder Art, und erinnerten so an die Vortrefflichkeit des Griechenthums, und wiesen durch erhabene Spiele auf den Ernst des Lebens hin. Aber weil über die Kräfte des Griechischen Volks nicht durch Einen Willen und gemeinsamen Rath entschieden ward, sondern jeder Staat einzeln über seinen Theil verfügte; weil es keine Griechischen Bürger gab, sondern nur Athenäische, Lacedämonische, Thebäische; weil endlich die Griechischen Staaten als Staaten gegen einander abgeschlossen blieben: so mußte die Sehnsucht des Staats zu dem Volke die unglückseligen Volkskriege herbeiführen, durch welche die Griechen sich schwächten, ermatteten, hinabwürdigten, entsittlichten, und jammervollen Untergang bereiteten!

Wir Teutsche waren ein großes Volk; wir bildeten selbst ein Reich, und hatten Reichsgerichte und einen Kaiser. Dennoch, was sind wir geworden, seitdem jeder Teutsche Staat willkührlich über sein Heer beschließen konnte, wenigstens gegen Fremde, seitdem jeder Teutsche Staat sich abschließen durfte, seitdem es keine Teutsche Bürger gab, sondern nur Baierische und Sächsische, seitdem man den Geist bannen und den Umtrieb beschränken durfte? Wollen wir nicht unserer Geschichte, nicht der Geschichte fremder Völker eingedenk seyn, und ihre erhabenen Lehren befolgen? Jedes Volk, das in mehrere Staaten getheilt ist, und sich nicht durch die angeführten Einrichtungen zu inniger Einheit verbindet, kann und wird einem schrecklichen Schicksale nicht entgehen, dem schrecklichsten, welches über Menschen kommen kann, dem Schicksale der Unterjochung. Unter besonderen Verhältnissen mögen Jahrhunderte vielleicht verlaufen, ohne Gefahr zu bringen; aber ein Volk, das nicht fähig ist, die Gefahr zu bestehen, ist schon untergegangen. Nichts aber macht hierzu fähig, als eine bürgerliche Einheit. Und diese Einheit ist dreifach und vierfach nothwendig, wenn fremde Völker in unserer Nähe leben, die nicht in verschiedene Staaten getheilt sind, sondern mit der Stärke des Volksthums die Macht der bürgerlichen Einheit verbinden. Gewiß, wenn wir nicht unserer Geschichte, nicht der Geschichte fremder Völker eingedenk sind: so wird der Genius des Vaterlandes sein Angesicht verhüllen müssen! —

So, wenn der Staat reinvolksthümlich ist! Ist hingegen der Staat nicht reinvolksthümlich: so sind gleichfalls drei besondere Fälle möglich: Entweder wohnen die fremden Volksgenossen jenseits der Naturmarken,

oder sie leben innerhalb der natürlichen Gränzen unsers Staats, aber zerstreut, oder endlich sie leben innerhalb dieser Gränzen vereint.

Der erste Fall bedarf keiner Anmerkung. Die Gränze unsers Staats hätte sich nie über jene Marken ausdehnen sollen. Die Fremden sind zu ihrem Unglücke und zu unserer Last mit uns vereint. Also geben wir sie an ihr Volk zurück, welches sie, wenn es edel ist und verständig, alle Zeit von uns fordern wird, und zu welchem sie selbst immer zurückstreben müssen. Es kann seyn, daß durch diese Zurückgabe mancher Verlust erlitten wird: aber dieser Verlust wird immer ein irdischer seyn, und kann gegen die heiligsten Gefühle der Menschheit, für welche wir ihn leiden, nicht in Betracht kommen. Wir verlieren an äußerer Macht, aber wir gewinnen an innerer Stärke; wir verlieren an sinnlicher Größe, aber wir gewinnen an sittlicher Kraft.

Ueber den zweiten Fall, wenn die fremden Volksgenossen als Bürger unsers Staats zerstreut unter uns leben, ist gleichfalls nichts anzumerken. Solche fremde Bürger werden nach wenigen Geschlechtern sich in unsere Eigenthümlichkeit verlieren. So lange freilich, bis die alte Volksnatur in ihnen besiegt ist, könnten sie nachtheilig werden für unsern Staat und unser Volk, wenn wir etwa mit dem Volke, dem sie angehören, in einen Krieg geriethen. Zu trauen ist ihnen in diesem Falle nicht, besonders wenn sie unser Bürgerthum nicht freiwillig, sondern nur in der Noth der Verhältnisse, erwählt haben; es ist ihnen eben so wenig zu trauen, als solchen, die etwa unter uns leben, ohne Bürger zu seyn: denn beide haben kein Vaterland. Wenn man auch nicht besorgen darf, daß sie, Eid und

Wort vergessend, uns verrathen oder wider uns stehen werden, so wird doch die alte Liebe, mit welcher das Volksthum seine Genossen erfüllt, sich in ihnen regen, und sie werden über den Ausgang des Kampfes eben so gleichgültig seyn, wie diejenigen, die überall nichts zu erwarten haben, als einen Aufenthalt. Aber selbst diese Gleichgültigkeit zeugt für das innigste Verlangen der menschlichen Natur nach Freiheit im Staate und nach Liebe im Volke. Darum sollen keine fremden Volksgenossen im Staate ohne Bürgerthum leben; und Keiner, der das Bürgerrecht gewonnen hat, soll dem Volksthume widerstreben. Die Französischen Flüchtlinge und Ausgewanderten geben lehrreiche Beispiele; die Juden nicht minder. —

Wichtiger aber, und, wir möchten sagen, unglücklicher, ist endlich der dritte Fall: fremde Volksgenossen sind Bürger unsers Staats, und leben vereint innerhalb der Naturmarken desselben. Es ist keine Frage: unser Wunsch und unser Streben muß seyn, ein Vaterland zu gewinnen, und also die Bürger unsers Staats von Einem Volksthume durchdrungen, und also von Einem Sinne erfüllt zu sehen. Es ist gleichfalls keine Frgge, so lange jene Bürger einem fremden Volksthum angehören, so lange werden sie nur äußerlich mit uns verbunden seyn; ihr Streben wird sich nach ihrem Volke richten, dieses wird durch sie gereizt werden, sie uns zu entreißen, und bei einem Versuche dieser Art, bei einem Kriege, werden sie unsere Kraft lähmen, unsere Maasregeln verwirren, unsere Gefahr, selbst unterjocht zu werden, vermehren. Aber um diese unglückseligen Verhältnisse aufzulösen, bietet sich nur ein doppeltes Mittel dar. Einmal könnte man die Bürger eines fremden Volksthums über die Naturmarken unsers Staats entfernen, und auf diese Weise unsern Staat reinigen; zwei-

tens könnte man dem Streben der Natur, innerhalb jener Marken Völker zu bilden, zu Hülfe kommen, und wenn jene, die Natur, aus den verschiedenen Volksthümern innerhalb dieser Marken ein neues Volksthum bildet, so könnte man versuchen, die Eigenthümlichkeit der fremden Bürger in unsere Eigenthümlichkeit aufzulösen.

Das Erste aber würde schrecklich seyn und unmenschlich! Wohin sollte man denn die Unglücklichen vertreiben, wenn man auch Gewalt genug hätte, und von ihren Volksgenossen keine Rache befürchten dürfte? Sollte man sie losreißen aus Verhältnissen, in welche sie, vielleicht ohne Wollen und That, durch den Gang des Lebens geworfen sind? von dem Boden, auf welchem sie Unterhalt und Freude fanden, um sie hinauszustoßen in eine Welt, die für sie keinen Raum mehr hat? die ihnen wenigstens nicht anbietet, was sie bedürfen? Nein; die schönsten Gefühle der menschlichen Brust empören sich gegen eine solche Grausamkeit. Was von Völkern und Fürsten gesündigt ist, das soll der Mensch den einzelnen Menschen nicht büßen lassen. Das Jammergeschrei der unglücklichen Morisken, die, fortgeschleppt aus theueren Verhältnissen, auf die unwirthliche Küste Afrika's, schrecklichem Tod entgegen, geworfen wurden, ist noch nicht verhallt, sondern erfüllt die Seele mit Schmerz, Wehmuth und Zorn. Wohl mochte es unnatürlich seyn, daß diese Söhne fremder Väter, die unter einem andern Himmel, auf einem andern Boden andere Gefühle und Ansichten von Welt und Leben erhalten hatten, in Spanischen Landen leben sollten; aber noch unnatürlicher war die Wuth, mit welcher geitzige und faule Priester die Mißhandelten verfolgten; noch unnatürlicher war die Unmenschlichkeit, mit welcher diese Priester ihr Herz verhärteten und ihre Ohren verschlossen gegen die Wehklagen der Unglücklichen.

Aber Spanien hat es schwer gebüßt, daß Philipp III. sich zu dieser Grausamkeit verleiten ließ! — Also bleibt nur das Zweite übrig, die Eigenthümlichkeit der fremden Bürger in unsere Eigenthümlichkeit aufzulösen.

Aber wie soll dieses geschehen? Etwa durch Zerbrechung der volksthümlichen Kraft nach den harten Grundsätzen, welche die Römer befolgten? welche die Franzosen wiederholten? welche selbst die Dänen nicht verschmäheten? Hierdurch könnte uns wohl gelingen, unsere Sprache einzuführen, vielleicht sogar unsere Sitten; aber würden wir im Stande seyn, hierdurch auch unsern Sinn und Geist über unsere fremden Mitbürger zu verbreiten? Würden wir gewiß seyn können, daß wir mit Vernichtung ihrer volksthümlichen Kraft nicht alle menschliche Kraft, alle Würde, allen Werth, alle Tugend, in ihnen vernichteten? Der menschliche Geist verträgt eben so wenig Gewaltthätigkeit, als der menschliche Leib. Nun gelang zwar dem Prokrustes, allen Leibern Ein Maas aufzuzwingen, aber die Menschen giengen darüber zu Grunde, oder wurden verstümmelt und verkrüppelt. Es gelang auch den Römern, alle Unterworfenen zu — verrömern; aber dadurch brachen sie die Seelen, vernichteten Tugend und Bildung, und beschwerten sich selbst mit einer drückenden Last. Den Gang der Natur kann der Mensch nur beschleunigen nach Naturgesetzen, und je unglücklicher die Menschen sind, denen das harte Schicksal bestimmt ist, ihre Volksthümlichkeit nicht ausleben zu können, desto strenger fordert die Stimme der Menschheit Schonung, Mitleid und Milde für sie. Wenn wir aber zuerst die fremden Volksgenossen, die unsere Bürger sind, durch eine Freiheit, edel und groß, wie das menschliche Wesen sie verlangt, und wie sie bei ihren Brüdern nicht gefunden wird, ihrem Volke zu entfremden und für

unsern Staat zu gewinnen suchen; wenn wir zweitens streben, ihnen durch eine höhere Bildung die Achtung abzunöthigen, die dem Geiste nicht versagt werden kann; und wenn wir dann drittens eine Vermischung und Durcheinanderwerfung aller Bürger befördern: so wird eine schwere Verschuldung nicht nur vermieden, und der Menschheit genug gethan, sondern es wird auch erreicht werden, was erstrebt wird. Unsere fremden Mitbürger werden sich in uns hineinleben; sie werden sich unter uns verlieren; unser Volksthum wird bald rein dastehen, und nur genährt werden durch die fremde Kraft, und wir werden Alle in kurzer Zeit Ein gemeines Vaterland haben. Also ist einzig richtige Politik, auf diese Weise zu verfahren; jedes andere Bestreben ist unvaterländisch und unmenschlich.

Wir können nicht unterlassen, hier zum Schluß einen Fall wenigstens zu berühren, der gewiß das Nachdenken eines Jeden beschäftigt hat, welcher die Europäischen Völker- und Staatenverhältnisse sinnig übersieht. — Wenn man auf die Charte blickt: so scheint es keinem Zweifel unterworfen, daß die Menschen, welche zwischen den Karpathen und dem Meere wohnen, einen einigen Staat ausmachen müssen. Die Marken sind nicht zu verkennen. Weder das schützende Gebirg kann aufgegeben werden, noch das Meer, die Thüre zur Welt. Nun aber sind Menschen von zwei sehr verschiedenen Völkern im Ablaufe der Zeit auf diesen Raume zusammengedrängt. Es mag seyn, daß die Polen ungebührlich weit westlich gegangen sind; die Teutschen sind zuverlässig auch ungebührlich weit östlich vorgedrungen. Aber die Teutschen haben das beste Theil erwählt, und durch Tugend oder Geschick sind sie den Polen überlegen, wenn gleich diese, der Zahl nach, die stärksten seyn möchten. Bleiben diese Völker getrennt in zwei Staaten: so müssen, nach der

Natur der Dinge, stete Händel zwischen ihnen Statt finden, und je weiter sie in der Bildung kommen, desto stärker und dauernder müssen diese Händel werden. Denn der Binnenstaat muß nothwendig das Meer zu gewinnen suchen, und kann unmöglich allen Handel mit dem Auslande, der so wesentlich die Bildung bedingt, dadurch lähmen lassen, daß die Mündung des Flusses, daß die Gestade des Meeres in fremden Händen seyen. Aber von der andern Seite ist auch von dem Küstenstaate nicht zu verlangen, daß er sich aufgeben soll. Die Teutschen dieser Gegend sind ächte und edle Glieder ihres großen Volks, und haben von ihrem hohen Sinn in dem gegenwärtigen heiligen Kampfe von Neuem die schönsten Beweise gegeben. Was die Natur gewollt habe, darf man nicht fragen; man darf nicht fragen, welches in diesem Lande das Hauptvolk sey.

Im Laufe der menschlichen Verhältnisse zeigen sich auch die Gesetze der Natur; der gegenwärtige Augenblick ist durch die Nothwendigkeit der vorigen Zeit erzeugt; und für das, was seyn kann, und in sofern auch seyn soll, hat der Mensch, dem jede Entscheidung ein Gottesurtheil seyn muß, nur einen Beweis in dem, was ist. Auch ist von dem Staate, welcher herrschen kann, wenn er will, nicht zu fordern, daß er sich freiwillig der Gefahr aussetzen soll, dienen zu müssen, und von keinem Volke, daß es seiner Eigenthümlichkeit entsage, und sich eine andere aneigne. Also mögen die Verhältnisse der Gegenwart, wie sie aus früheren entstanden sind, so weiter entwickelt werden. Aber das ist zu wünschen und von Denen, welche lenken und leiten, zu fordern, daß sie diese Verhältnisse zu einer Zukunft zu entwickeln suchen, über welche sich das menschliche Gemüth freuen kann. Je härter das Loos der Unglücklichen ist, die, von des Lebens unaufhaltsamer Gewalt fortgestoßen, mit

ihrem Elende ihrer Väter Irrthümer oder Verkehrtheiten büßen müssen, desto stärker fordert die Menschheit Schonung. Nicht was wir bewältigen können, ist unser; sondern was wir zu gewinnen wissen. Der Leib des Menschen ist dem Zwange ausgesetzt, aber den Geist kann keiner fesseln, und den ganzen Menschen hat nur Der, dem er sich selbst giebt. Wie man Leiber tödten kann, so mag man auch Seelen morden, aber der getödtete Leib verwesет, und die gemordete Seele geht wie ein gebannter Geist umher, und verbreitet Unglück und Verderben. Der Mensch ist fürchterlich durch seinen Verstand, wenn er ohne Liebe ist; die meiste Liebe aber zeigt er, wo er die größte Freiheit findet, und das Volksthum wird obsiegen, welches sich am edelsten beweiset. — Im Uebrigen fordert die Erinnerung an die Vorzeit die Teutschen doppelt stark auf, gegen Die edel zu seyn, für welche diese Worte gesprochen sind.

IV.

Ueber die Warnung eines Teutschen Zeitungsschreibers vor Bewunderung der Englischen Staatsverfassung.

Der kürzlich verstorbene Abbé Geoffroy hat Jahre lang, wie seine Nation es liebt und pflegt, die wichtigsten und die unwichtigsten Dinge stückweise und gelegenheitlich in den Nebenblättchen (Feuilleton) seiner Zeitung (Journal de l'Empire) abgehandelt; der gelesensten in Frankreich, und vielleicht in Europa, seitdem uns

England verboten war. Man hat auch, zum Nutzen und Ergötzen der Französischen Welt, jene artigen Blättchen, die von Tanz und Gesang, von Staat und Kirche, gleich kurz, gleich absprechend und gleich erbaulich handeln, unter dem Titel: Le Spectateur Français du 19me siècle, zusammengedruckt. Ganz würdig dieser Sammlung, eines Schandmales ihrer Zeit, desto unwürdiger hingegen eines Blattes in der Sprache des ernsthaften, gründlichen und bescheidenen Teutschen Volkes, ist Folgendes, zu lesen in der Allgemeinen Zeitung S. 216 dieses Jahres:

„Ein öffentliches Blatt macht, bei der Nachricht, daß „der Prinz Della Cattolica, auf Befehl des „Prinzen Vicars, das dermalige Parlament von Si„cilien aufgelöst habe, folgende Betrachtung: Jeder „Unterrichtete hatte schon bei der eilfertigen Errich„tung der Constitution alle die Krisen vorausgesehen, „die seitdem erfolgt sind. Wenn man den gegenwär„tigen Zustand Sicilien's und Spanien's erwägt, so „kann man sich des Wunsches nicht enthalten, die „Irrthümer, welche Montesquieu und Delolme „über die Brittische Verfassung verbreitet haben, end„lich widerlegt zu sehen. Es ist eine Bedingung des „künftigen Friedens der Welt, insbesondere aber des „Glückes von Spanien und Sicilien, daß man allge„mein einsehe, wie die Herrlichkeit der Englischen „Verfassung eben in ihrer Unnachahmlichkeit, in ih„rer Unanwendbarkeit auf alle andere Länder bestehe. „Die Englische Verfassung hat Europa retten helfen; „wie viel haben dagegen Montesquieu's falsche „Ansichten von derselben Englischen Verfassung zum „allgemeinen Unglück beigetragen. Wie nothwendig „wäre es, die edle Aufwallung unserer Europäischen

„Jugend für die wahre Freiheit vor jener gefährlichen „Verwechselung zu bewahren.“

Ich halte für den Verfasser dieser orakelförmigen Warnung einen Mann, der vor wenig Jahren der Englischen Verfassung gar keine Herrlichkeit, noch viel weniger ein Verdienst um Europa zugestand, vielmehr alles Leiden Europa's, und sogar die Verbreitung des gelben Fiebers nach Spanien, ihr beimaß. Siehe die lehrenden Aufsätze in den Europäischen Annalen von 1805 und 1806. Er hat sich müde geschrieben in seinem Grimme wider diese Verfassung, als die damals noch allein das Heil der Welt aufhielt. Jetzt muß er Gründe haben, seinen Haß zu mäßigen oder zu bezähmen; er läßt England in seinen Würden; Europa mag es achten und ehren, nur aber ja nicht nachahmen, sonst wird Europa abermals unglücklich.

Doch vielleicht gehört der Artikel nicht diesem Schriftsteller; gewiß ist, daß er keinem besser ansteht. Sey es, wer es wolle; sein Wort ist dreist, arglistig und seicht.

1. Dreist. Wenn irgend ein bedeutender Mensch jemals die zwei berühmten Kapitel Montesquieu's über die Englische Verfassung *) nicht widerlegt, sondern nur zu widerlegen versucht hätte; wenn also gegen einen ehrwürdigen Namen ein anderer, mindestens achtbarer, stände, den man zum Schilde nehmen könnte: so wäre es immer unbescheiden, doch noch erträglich, kurzweg Montesquieu's Ansichten falsch zu nennen. Nun aber, da

*) Bd. XI. Kap. 6., und Bd. XIX. Kap. 27.

der Zeitungsschreiber sich an Niemand halten kann, als etwa an seines gleichen, die er selbst sich zu nennen schämt; da er allein Montesquieu sich gegenüber stellt, einer von dem ganzen Abendlande verehrten, ja wahrhaft heiligen Macht; da er eingesteht, Montesquieu sey nich twiderlegt, und nur behauptet, es sey zu wünschen, daß er endlich widerlegt werde: so ist der Ausdruck: falsche Ansichten — Irrthümer, eine Frechheit, der Ohnehosen würdig.

So viel mir bekannt, ist das jüngste große Wort über Montesquieu, in Beziehung auf seine Darstellung der Englischen Verfassung, folgende Stelle Edmund Burke's, die man nun mit dem Worte des Zeitungsschreibers vergleichen mag: „Stellet euch einen Genius vor, dergleichen nicht jedes Land, nicht jede Zeit aufweiset: einen „Mann, von der Natur mit einem Adlerauge begabt; „mit einer, durch die ausgedehnteste Gelehrsamkeit geübten, Urtheilskraft; mit herkulischer Stärke des Geistes und „mit Nerven, die keine Arbeit ermüdete; einen Mann, „der zwanzig Jahre auf Einen Zweck zu arbeiten versucht „hat. Einen Mann stellet euch vor, ähnlich dem Erzvater bei Milton, der, in seinem prophetischen Gesichte, „alle Geschlechte, die aus ihm stammen sollten, musterte; „einen Mann, der von Ost und West, von Nord und „Süd, von der Rohheit der wildesten Barbarei bis zur „feinsten Ausbildung gesellschaftlicher Ordnung, alle Regierungsformen, die je waren, zusammenstellte, ordnete, „maß, erwog, verglich und prüfte, Wirklichkeit und Theorie verband, und über all' die unermeßliche Menge von „Dingen alle Forschungen der tiefsten Denker aller Zeiten „zu Rathe zog. Dieser Mann, ein solcher Mann, hat

„die Englische Verfassung bewundert, und zur Bewunde-
„rung der Menschen ausgestellt." *)

Man sieht, wird der Zeitungsschreiber sagen, daß Montesquieu's Irrthümer leider noch selbst in England accreditirt sind.

2. Arglistig. Ein, bis zur Ermattung geführter, Kampf, eine tiefe Zerrüttung der gesellschaftlichen Verhältnisse, und eine jammervolle Erinnerung an bittere Täuschungen, läßt die Geister in ihrem Streben nach dem Rechten nicht so frei, als sie in einem heiterern Zustande wären. Was immer wünschenswerth, ist dann unschätzbares Glück; ein Muster irgendwo in der Wirklichkeit zu erblicken. Daran lösen sich unsere Zweifel; daran stärkt sich unser Muth. Darnach strebt unwillkührlich unser Sinn. Es ist damit, wie mit dem Bilde eines Tugendhaften; an ihm, wenn irgend noch an etwas, richtet sich der Glaube an die Tugend auf. So, voll Freude, Bewunderung und Sehnsucht, blicken jetzt viele, „für die wahre Freiheit" glühende Menschen auf England, als das Land, wo „die wahre Freiheit" nicht erst gesucht wird, sondern errungen ist. Das mißbilligt der Zeitungsschreiber; er stellt uns England vor, als einen herrlichen Stern:

> Die Sterne, die begehrt man nicht,
> Man freut sich ihrer Pracht.

Er heuchelt Bewunderung, und sucht Mißtrauen einzuflößen. Er weiß, die Teutschen sind umsichtig und bedenklich; er warnt, als vor einer großen Gefahr. Er lobt die

*) Appeal from the new to the old Whigs, gegen das Ende.

Freiheit, und will denen, die ihrer begehren, den Halt rauben, den ein gütiges Geschick ihnen geboten hat.

3. Seicht. Montesquieu hat nirgends die Nachahmung der Englischen Verfassung empfohlen; er ist es, der gesagt hat: Un air pur est quelquefois nuisible à ceux qui ont vécu dans des pays marécageux. *) Und der Franzose spricht bei ihm: Qu'on nous laisse comme nous sommes. **)

Montesquieu's Ansichten der Englischen Verfassung haben zum allgemeinen Unglück nicht beitragen können. Dieses Unglück begann durch die Raserei Französischer Tollköpfe, die ganz und durchaus das Gegentheil der Englischen Verfassung wollten, auch für Frankreich erwarben, und der übrigen Welt, auch selbst dem alten England durch ihre Freunde Price und Payne, Horne Tooke und Burdett, zu geben dachten. Ihnen war Montesquieu ein kleiner, enger Geist, voll Irrthümer und falscher Ansichten.

Wenn der Zeitungsschreiber eine Nachahmung verwärfe, derjenigen ähnlich, zu welcher die kleinen Ungeheuer von Republiken im letzten Zehend des vorigen Jahrhunderts von ihrer Mutter gezwungen wurden, so thäte er Recht. Allein er nennt die Englische Verfassung überhaupt unnachahmlich, und darin bestehe ihre Herrlichkeit. Er behauptet also, die Grundzüge dieser Verfassung seyen nicht ein Erzeugniß des menschlichen Geistes, sondern eines dritten, etwa des Zufalls. Montesquieu ließ uns Hoffnung, dieser Grundzüge theilhaftig oder vielmehr wieder mächtig zu werden; er fand sie in dem uralten

*) Bd. XIX. Kap. 2.

**) Bd. XIX. Kap. 6.

Teutschland. (Ce beau systême a été trouvé dans les bois.) Ist etwa das der Irrthum des großen Mannes?

Bleiben wir bei diesem Irrthume, und lassen ihn groß und stark werden. Fern sey der Wunsch einer Nachahmung, wie diejenigen waren, womit uns kürzlich die Franzosen in Knechtschaft stürzten. Aber was ursprünglich unser war, was von unsern Vätern Britannien selbst empfieng, das werde wiederum unser; die Altteutsche Grundlage der Englischen Verfassung. Kein Stand, den nicht diese Hoffnung begeistern müßte; keiner, der nicht durch ihre Erfüllung größer, edler, mächtiger würde. Denn es ist kein Thron sicherer und geehrter, als der Brittische; man irrt sehr, wenn man den König für ärmer an wahrer Macht, als die meisten andern, hält; Georg III. hat gezeigt, daß er eigenen Willen mehr üben konnte, als Ludwig XV.; und wenn er einen letzten Willen hinterläßt, so droht diesem nicht, was dem Testamente Ludwig XIV. geschehen ist. Kein Geburtsadel seit den Fabiern und Scipionen ist im Staate mächtiger und geachteter gewesen, als der Englische; er steht hoch über dem Bürger, und ist ihm doch sehr nahe; kein Neid, keine Anfeindung gefährdet ihn. Niemals genoß der Griechische, der Römische Bürger, ob er gleich den Vortheil hatte, daß er die Last des Lebens auf Sclaven wälzte, des Maßes von Freiheit, das dem Brittischen beschieden ist. Was der größte unter den Geschichtschreibern für wünschenswerth, aber kaum für möglich hielt, ein freundliches Gleichgewicht gewaltiger Stände, *) das ist und dauert hier, erschaffen aus den Urstoffen, welche bei unsern Vätern er selbst zuerst entdeckt hat.

*) Tacit. Ann. IV. 33.

Tc.

V.

Zwei Briefe
von
Fr. H. Jacobi und Johannes Müller.

Die beiden Briefe, die wir hier unsern Lesern mittheilen, sind zwei und dreißig Jahre alt, aber hoffentlich werden sie darum nicht minder willkommen seyn. Einmal sind sie ja von zwei der ersten Teutschen Männer, die jeder gebildete Sohn des Vaterlandes mit Ehrfurcht nennt, weil er ihnen, sey es unmittelbar, sey es mittelbar, einen wesentlichen Theil seiner Bildung verdankt; von zwei der ersten Teutschen Männer, die, obgleich verschieden in Ton und Art, doch durch gleiche Meisterschaft in ihren Wissenschaften und durch gleichen Adel der Gesinnung schön neben einander stehen. Dann aber ist auch der gewichtige Inhalt dieser Briefe dem Zwecke unserer Blätter keineswegs fremd. Es mag seyn, daß die Gefahr von einer ganz andern Seite gekommen ist, als man vor zwei und dreißig Jahren erwarten konnte. Die Hauptsache ist, den Zustand jener Zeit, wie ihn verständige und tiefschauende Männer erkannten, zu sehen; die Hauptsache ist das Gefühl, welches sich in den Briefen offenbart, daß eine solche Versunkenheit und Verkehrtheit, als worin sich damals Teutschland — Europa — befand, nothwendig Tyrannei und Despotismus erzeugen mußte, und die Gesinnung, welche sich dem hereindrohenden Verderben mit Weisheit entgegensetzen will. Armes Vaterland, solche Einsicht hatten die edelsten Deiner Söhne, und doch mußtest Du

erleiden, was Du erlitten hast! Aber Du hast nicht zu viel gelitten, wenn die Hoffnungen, welche jetzt Deine edelsten Söhne hegen, und welche man damals gar nicht zu fassen wagte, in Erfüllung gehen.

Im Uebrigen wird nicht uninteressant seyn, bei dieser Gelegenheit die Veranlassung zu Jacobi's Schrift: „Etwas, das Lessing gesagt hat," kennen zu lernen. Allen aber, welche diese Schrift, gewiß eine der herrlichsten und tiefsinnigsten des Teutschen Geistes, zu würdigen wissen, wird es erfreulich seyn, zu hören, daß dieselbe im zweiten Theile der Werke Jacobi's wieder erscheinen werde.

* * *

Düsseldorf, den 14. Mai 1782.

Gestern Abend spät brachte mir die Post von Münster Reisen der Päbste. Ich durchlief im Bette noch die kleine Schrift, ergriff sie freudig wieder beim Erwachen, und schrieb, was auf dem anliegenden Blatte steht. Gerade gieng den Augenblick die Post nach Hamburg; ich gab ihr den Aufsatz mit an meinen Freund Reimarus, der in einem oder andern öffentlichen Blatte denselben bekannt machen soll. *)

So erleichtert man sich das Herz. — Aber, o wer helfen könnte!

*) Die Herausgeber der Hamburger Zeitungen trugen Bedenken, den Aufsatz einzurücken; der Verf nahm ihn zurück, erweiterte ihn, und machte daraus: Etwas, das Lessing gesagt hat.

Religion ist Quelle der Bildung gewesen überall; Quelle der Freiheit aber nirgends. Von ihren übrigen Kräften als politisches Mittel läßt sich auch nicht Eine retten, sobald sie als ein solches allgemein eingesehen wird.

Ich hoffe nichts von unsern Geistlichen, denn sie haben alle Heiligkeit verloren; nichts von unsern Rittern, denn sie sind, was sie bei jeder sinkenden Nation gewesen, der verdorbenste Theil . . . . Turpissimos Consulares . . senatum fortem, sed infimo quemque honore fortissimum; populo vero nihil fortius. (Ep. ad div. XII. 4.) Leider ist das letztere von uns nicht wahr, sondern wir möchten uns so ziemlich im Falle der Antediluvianer befinden, „da alles Fleisch verderbt war, und sich vom Geiste nicht mehr wollte strafen lassen.“

Um so mehr haben wir den unbändigsten Despotismus, mit ihm die platte Vernichtung alles Guten zu befahren. Was vermöchten wir, von Gott und aller Göttlichkeit Verlassene, gegen Ihn, dem, wie Cäsarn, die Tyrannei die größte der Göttinnen ist, und der nicht im Finstern der Mitternacht, der am hellen Mittage auf allen Hügeln und Bergen die Hände zu ihr emporhebt.

Nicht, was unsere Gefahr geringer machen könnte, aber nicht mehr geringer machen kann, sondern das, wodurch sie die allergrößte, die allerdringendste geworden, und es wirklich ist; dieses möchte ich allen Menschen offenbaren, und würde es thun mit lauter Stimme, ohne Scheu und Hehl, wenn ich der Mann dazu, wenn ich Johannes Müller wäre.

— — —

Ich bitte den Himmel um Gesundheit und Muße für Sie zur ungesäumten Vollendung Ihrer Schwei-

zergeschichte, nach der ich mich mit so vielen Andern unaussprechlich sehne.

F. H. Jacobi.

* * *

Kassel, in Hessen, 23. Mai 1782.

Es ist nicht nöthig, edler Weiser, Ihnen für Ihren Brief meine Dankbarkeit, noch mein Vergnügen über denselben zu erklären; warum sonst schreibt man, als um gelesen zu werden von den Wenigen, welche sind wie Sie?

Allzuwahr sind Ihre Klagen. Mein Unwille über die, welche mit abgenutzten Ausflüchten uns um die Ueberbleibsel der Freiheit bringen wollen, wird verschlungen von dem gegen die Schreiber — auch noch so berühmte — welche diese Verrätherei der Menschheit preisen. Die Lobreden der Statistiker über die Einrichtungen gewisser Monarchen sind nicht vernünftiger, als eine Dankadresse der Gänse an die Hauswirthin, die aus edler Gänseliebe sie füttert und mästet. Aber klagen hilft wenig; man sollte handeln; meine Gedanken will ich Ihnen treulich sagen; urtheilen Sie Denn da ich, um irgend ein Gutes zu thun, Alles aufopfern möchte, ist billig, mich nicht im Zweifel zu lassen über den rechten Weg.

Wir stehen auf der Gränzmark zwei großer Zeiten. Europa erstirbt. Die Urstimme natürlicher Freiheit schweigt schon lange, oder sie wird aus dem Arsenal beantwortet; nun will man auch die Wahl der Herren uns nicht mehr lassen. Mehr und mehr versinkt Alles in die grauenvolle

Nacht und Stille, worin die, welche im Teutoburger Walde gestritten, die Helden von Murten, neben den Enkeln derer, die in den Thermopylen gefallen, geduldig, wie die Todten, gehorchen werden; denn die Elenden haben keine Seelen mehr, wollen, glauben keine mehr. ... Freund! (gemeine Noth fesselt gute Herzen) es kommt eine Zeit noch trauriger, als unter den Cäsaren, bei Vernichtung der Griechischen und Römischen Menschen: im Süd konnte ein gewisser Geist nicht ganz getilgt werden; der Norden war noch übrig. Nun, in dem kalten schweren Nord, welcher schon wenig mehr fühlt, werden die Gemüther vollends erstarren. Dem Lande Asien blieb doch sein schöner Himmel; Europa hatte nie nichts, als Männer; wenn diese vollends todt geschossen sind, was wird bleiben? Der Gebieter bei seinen Kanonen und wandelnden Maschinen, die in Schlözer's Heften für Menschen gezählt werden.

America ist noch nichts. Aber die Historie lehrt, und es ist in der Natur, daß demselben Land eine schöne Zeit von Tugend, Licht und Glück bevorstehe; für unsere Todesnöthe ist America noch zu jung. Wenn einst auch seine bösen Stunden kommen, so komme auch der große Comet, um das verworfene caput mortuum, welches zur selbigen Zeit Menschengeschlecht heißen wird, aufzubrennen, und mit in ferne Kreise des Weltalls fortzuschleppen.

Wir, die Zuschauer, und, weil Neutralität in solchen Zeiten unerlaubt, wir, die Mitspieler des zu Ende laufenden und eines anfangenden Stückes des großen Drama, wofür die Erde zugerüstet ist, wir, die die Vorsehung

zwischen Scenen der Furcht und andere der Hoffnung ins Leben gesetzt, haben zwo Pflichten.

Die Europäischen Wunden liegen wohl zu tief; zu viele edle Theile sind in Fäulniß übergegangen.

Wie kann man hoffen, daß unsere Ritterschaft lieber werde wollen auf den Burgen ihrer Väter frei, auf den Landtagen groß, der Schirm des Volks und Schrecken der Tyrannen seyn, als auf dem Paradeplatze gehorchen und prügeln?

Wie kann man hoffen, daß unsere Bürger und Bauern lieber werden wollen ihre Söhne auf dem Acker, im Weingarten, bei der Heerde, zu Holz und Feld behalten, als im Frieden lahm schlagen, im Krieg zu Krüppeln oder todt schießen lassen, und für solche Anstalt jährlich drei Viertheile des Ertrages der Güter an den gnädigsten Landesvater unterthänigst abtragen?

Wie kann man hoffen, daß die Geistlichen lieber werden die in Freiheit predigen, welche milde Stiftungen an sie machen, welche sie hoch verehren, deren Brüder sie sind, als das Joch derer, welche die Klöster einziehen, die Bischöfe verbannen, und alle geistliche und weltliche Gegenmacht, in einem Klumpen zusammen, hinter ihren Thron schleudern?

Ist wohl zu erwarten, daß Dichter, Geschichtschreiber, Staats- und Weltweise lieber sollten wollen, wie der alte Homer, wie der Vater Herodot, wie Demosthenes und M. Tullius und Corn. Tacitus, viele Jahrhunderte lang in allen edlen Seelen aller Klassen des menschlichen Geschlechts Liebe und Bewunderung er-

regen, als vom Sultan mit einem allergnädigsten Handschreiben beehrt werden, ihre Söhne zu Junkern machen, und ihre Beutel spicken?

Das ist alles viel zu viel für dieses unser hyperphilosophisches Jahrhundert!

Es möchte zwar dem Adel das Beispiel des Römischen unter Kaiser Tiberius Majestät einigermaßen bedenklich fallen; unsern so ehrlich jubilirenden Bürgern möchte es wohl gehen, wie dem weltbeherrschenden Römischen Volke; es möchten die Fürsten aus des allerchristlichsten Ludwig's XI. ruhmvoller Historie eine Warnung nehmen; endlich dürfte auch die unterthänige Leibwache des großen Sultans prätorianisch bemerken, daß tausend stärker sind als Einer; die Geistlichkeit aber dürfte das wohl nicht einmal erleben. Mag es doch seyn! Wir schicken unsere Kinder nun, anstatt in das gefährliche, müssige Wohlleben der Klöster, in die Kasernen. Jo triumphe! o des glückseligen, zumal aber, o des aufgeklärten Jahrhunderts!

Da Kranke, so lange sie sich gesund glauben, unheilbar sind, muß man vor allen Dingen den Schaden aufreißen, und ans Licht bringen, die letzten Tropfen guten Geblütes, unter welchen Geschwüren sie nur fließen, hinauf distilliren und ausbreiten, die heilige Flamme aber, die Gott einigen Seelen giebt, anwenden, der erstorbenen Masse, wo möglich, Leben einzuhauchen.

Zuerst werde der Tod verhütet; nichts ist unheilbar als der Tod. Unterwerfung des ganzen Europa unter Einen, halte ich für den Tod; Unterwerfung des Teutschen

Reichs, im Herzen von Europa, unter Einen, für den Vorboten des Todes. Also bleibe weder Freiheit, noch Herrschaft, noch Meinung, noch Leidenschaft, noch Privatvortheil, noch allgemeines Interesse zu solchem Zweck ungenutzt. Also streite der Glaube, streite die Philosophie, streite das Gefühl der Gefahr, die theuer erkaufte Erfahrung dreißig blutiger Jahrhunderte, mit allen Donnern der Beredtsamkeit, und allen Waffen des Himmels und der Erde, dieser und jener Welt, würdig der Väter, zum Beispiel der Enkel, als in dem glorwürdigsten Kampfe der sterbenden Freiheit, und für den letzten Ruhm des großen Namens der Europäischen Menschen. Ich weiß nicht, aus welchem Lande ein Gustav Adolph aufstehen wird, oder was für ein großer Bund gleich dem unter Wilhelm III. Wer aber will beweisen, daß es nicht geschehen werde? Nun, so lange wir diese Zeitung nicht aus dem eigenen Munde Gottes hören, dürfen wir die anvertraute Hinterlage nicht verrathen, und als unmöglich versäumen, was oft mit Glück geschah.

Daß Universaldespotismus Gottes Wille nicht ist, ist aus dem abzunehmen, weil Menschenverstand nicht unter die Regalien gehört.

Teutsche und Europäer zu Selbsterkenntniß, besonders aber zu Selbstgefühl zu bringen, sey also die erste Pflicht. In allen Geschäften werde zuerst gefragt, nicht, wer hat Recht? es ist bisweilen dunkel; sondern die erste Frage sey: was will der furchtbarste Gewalthaber? Hierauf, wer ein freier Mann ist, auf die Seite der Gegenpartei! Dieses so lange, bis es das Interesse der Tauben seyn wird, einen Preis zu setzen auf die Vergrößerung der Klauen des Geiers.

Die zweite Pflicht scheint mir, den Ursprung und Fortgang, die Verkettung und Wirkung der großen Thorheiten, durch die wir wurden, was wir sind, mit Wahrheit und Freiheit, Würde und Leben zur Warnung der kommenden Geschlechter in der neuen Welt aufzuzeichnen. Die Zeit wird kommen über kurz oder lang, da sie werden werden wie wir; wir aber werden dieses Zeugniß der Wahrheit abgelegt haben.

Siegen ist herrlich; Themistokles verdiente die ἀριστεια; aber auch Leonidas hat seine Krone; um große und gute Sachen ist schon der Streit ein Ruhm. Welcher Geschichtschreiber würde nicht lieber umkommen, wie Cremutius Cordus, als bleiben, wie Vellejus?

Diesen Gedanken gemäß zu arbeiten, fehlt mir der Muth nicht, und es wäre ein Undank gegen Gott, wenn ich Kräfte verläugnete; Muße und Leben gebe er mir! Dieser Brief sey, wenn ich mir gleich bleibe, ein Band der Freundschaft für uns; wenn ich aber aus Eigennutz die Wahrheit verdrehe oder aus Feigheit verhehle, so zeuge er wider mich. — —

Leben Sie wohl und lange; lieben Sie mich, so lange ich es würdig bin. Ich bin (die Titel giebt Ihnen mein Herz)

der Ihrige

Joh. Müller.

VI.

Etwas über Erfurt
während der Französischen Herrschaft.

I. Fortsetzung.

Die permanente Commission und 27,000 Rthlr. Kassenbillets. Den 28. Octbr. und 1. Novbr. 1813.

Auf dem Rückzuge nach der Schlacht bei Leipzig hatte der Kaiser Napoleon am 22. Octbr. vor. J. zu Erfurt eine angeblich bedeutende Summe baaren Geldes zurückgelassen. Nach der anfänglichen Aeußerung des Hrn. Intendanten Devismes war sie bestimmt und zureichend, nicht nur den laufenden Dienst zu decken, sondern auch alle liquide Vorschüsse der Stadt an das Gouvernement, ja sogar alle rückständigen Besoldungen der Staatsdiener und der Pensionisten zu bezahlen. In jedem Falle war die Summe beträchtlich genug, um den Gouverneur, Baron D'Alton, zu veranlassen, von seinem, unter dem 16. Octbr. verlangten, Vorschuß, 60,000 Fr., [1]) stillschweigend abzustehen. Auch wurde die Behauptung des Hrn. Intendanten von mehreren Personen bestätigt, von denen man glauben durfte, daß sie es offiziell wissen konnten.

Die Freude hierüber war fast allgemein; Viele wollten sogar die Fässer mit Gold beschwert gesehen haben, und jeder leise Zweifel ward von dem Einen oder dem Andern, je nachdem er der Partei der Franzosen weniger oder mehr angehörte, für hypochondrische Schwergläubigkeit, für Mißtrauen, für Uebelwollen, ja für Verkleinerung und Ver-

brechen gehalten, und Viele glaubten sogar, um ihre Anhänglichkeit zu beweisen, was sie nicht glaubten. So begünstigt stieg die zurückgelassene Summe (Baarschaft) von einer halben auf eine ganze Million Franken, von einer halben Million Rthlr. auf eine ganze Mill. Rthlr. und darüber — immer eine Kleinigkeit für das, was die Provinz rechtlich fordern konnte, aber dennoch willkommen zu einer Zeit, wo der Mangel an baarem Gelde nach so langen Erpressungen und Ausleerungen fühlbarer ward.

In der Stille berechnete jeder Einwohner, der nicht zu den Mißtrauischen gehörte (qui timebant Danaos etiamsi dona ferentes), wie hoch sein Antheil an dem Ganzen wohl seyn dürfte; der Gläubiger brachte seine Vorschüsse und die Interessen, der Lieferant sogar die Lieferungen an sich, und den, aus Erwartung größerer Gegengefälligkeit verschwiegenen, Verlust bei den Lieferungen, der in Bezahlung seines Gehalts zurückgesetzte Staatsdiener — meistens das Personal der Justiz und der Schul- und Bildungsanstalten [2]) —, die seit 9 und 19 Monaten vorenthaltene Besoldung, der Pensionist seine, um $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{2}$ oder $\frac{3}{4}$ verkürzte, oder seit 3 und 19 Monaten rückständige Pension [3]) in Anschlag, und der größte Theil der Einwohner glaubte sich von der drückenden Last der Einquartierung ohne Beköstigung, der Lieferungen ohne baare Bezahlung, der Verpflegung der Lazarethe ohne Vorschüsse, entbunden.

Freilich war von den wenigsten Versprechungen des Kaisers [4]), nicht einmal von seinem zu Dresden am 6 Aug. 1813 gegebenen Decrete [5]), Etwas erfüllt worden, und man wußte größtentheils zu gut, daß die bestgemeinten Beschlüsse desselben von seinen Ministern, wie Daru und

Fermon [6]), wirkungslos gemacht wurden; allein die Freude siegte über alle Bedenklichkeit, und dann war doch jetzt das Geld wirklich da, und in der eingesperrten Stadt war es gegen jede Ausführung geborgen. Als endlich sogar die Geldfässer in das Haus des Herrn Kammerpräsidenten geschafft wurden: so dachten Wenige daran, daß der Herr Intendant hier Quartier genommen hatte, vielmehr machte sich Jeder zum Empfange seiner Forderung bereit.

Aber ein Tag vergieng nach dem andern; die so sehnlichst erwarteten Zahlungen verzögerten sich, die große Summe Geldes fiel wieder von einer Million Thaler auf eine Mill. Franken, von einer Mill. Franken auf eine halbe, dann auf 400,000, endlich auf 300,000, und kein Mensch wußte, ob er bei der Vergrößerung oder Verkleinerung der Summe Recht hatte. Die Fässer wanderten dann aus der Civil- in die Militär-Verwahrung, aus dem Quartier des Intendanten auf die Festung. Endlich aber hieß es: der Minister, Graf Daru, habe die zurückgelassene Summe, nach dem Befehle des Kaisers, zur Deckung des laufenden Dienstes, besonders der Hospitäler, nicht zur Bezahlung der Vorschüsse, nicht zur Bezahlung der Lieferungen und Besoldungen bestimmt. Hierauf wurden die Gläubiger und Lieferanten mit ihrer Bittschrift um Zahlung abgewiesen, und um den Beweis vollständig zu machen, daß das Geld nicht zur Bezahlung vergangener Lieferungen verwendet werden sollte, wurden neue Lieferungen ohne Zahlung verlangt, und die Bürger mit militärischer Gewalt zu Schanzarbeiten, anfänglich mit, bald aber ohne Zahlung, angehalten. Wie viel die zurückgelassene Summe wirklich betragen habe, hat kein Uneingeweihter erfahren. Man gab 300,000 Fr. an, wovon ein-

zelne kleine Summen zu den verschiedenen Theilen des Militärdienstes, nach der Weisung Daru's, bestimmt gewesen seyn sollen.

Unter dem 28. October organisirte der Herr Gouverneur eine sogenannte permanente Commission, die der Herr Intendant schon den 25. October im eigentlichen Sinne zusammengetrieben hatte. [7]) Diese Commission sollte aus den Mitgliedern der Kammer, dem Magistrate, dem General-Inspector der Polizei, den Landbeamten, die in der Stadt wohnten, bestehen, und in einigen ihrer Glieder Tag und Nacht wechselnd, dafür sorgen, daß die an sie von dem Gouverneur, in Betreff der Lieferungen, Stellung der Handwerker und Schanzer, der Erhaltung der guten Ordnung, und der öffentlichen Sicherheit ergangenen, Befehle pünctlich vollzogen, und alle Maasregeln zum fernern guten Einverständnisse zwischen den Civil- und Militärbehörden ergriffen würden. [8]) Da nach einem besondern Artikel dieser Bekanntmachung die Chefs der Militärverwaltung, die Genie-, Grobschütz-, Platz- und Festungs-Commandanten [9]) sich unmittelbar mit ihren Forderungen an die permanente Commission wenden, und von dieser die Ausführung auf der Stelle, wenn der Gouverneur ihre Requisitionen genehmigt hatte, verlangen durften: [10]) so war es nicht unerwartet, daß die Einsetzung dieser Commission und ihr Zweck, in einem Wortgepränge bedeutend, in der That aber nur eine Versammlung von Statisten [11]) wurde; der Herr Intendant war Präsident oder Maschinen-Director. [12])

Um vorläufig jeden Laut von Unzufriedenheit zu ersticken, und den Schrecken permanent zu machen, riß man in der Mitternachtsstunde vier Bürger (und unter diesen

den Herausgeber der Erholungsblätter, Hrn. Keyser den Jüngern) aus dem Schooße ihrer Familien, legte ihre Papiere unter Siegel, und schleppte sie mit Bedeckung auf die Citadelle Petersberg. Anfänglich wurden sie in ein dunkles feuchtes Loch, voll Unrath und Ungeziefer, in Gesellschaft von Verbrechern geführt; den andern Tag erhielten sie zwar eine bessere Wohnung, jedoch ohne Ofen. Die Gefangenen hatten sich nichts vorzuwerfen, als in früherer Zeit die Bedrückungen — Bedrückungen genannt zu haben. Ihre Papiere blieben sogar unentsiegelt, wie sie ohne Verhör. Man gab keinen andern Grund ihrer Verhaftung an, als: Si sollen nit in di Stadt sprecke. Man gab ihnen keinen Strahl von Hoffnung, als die beinahe höhnische Versicherung, daß sie nicht erschossen werden sollten. Am Tage der Beschießung mit grobem Geschütze (6. Nov.) befreieten sie sich selbst, da es schon unter ihrem Zimmer brannte, und die Kugeln überall einschlugen. Ihre Kleider zum Wechseln und Betten, waren meistens den Soldaten und Militär-Wärtern zugefallen.

Mit der Ernennung der permanenten Commission verhehlte man es sich auf der einen Seite nicht, daß man die gehässige Wirkung aller gewaltsamen Requisitionen von sich auf die Commission, besonders wo die Sphinxsprache den Inhalt des schnell auszuführenden Befehls zweideutig machte, [13]) abzuleiten gesonnen war; auf der andern Seite war man auch frech genug, zu behaupten, der größte Theil des vom Kaiser zurückgelassenen Geldes sey bereits ausgegeben, und die Stadt müsse entweder die Lieferungen gegen Bons übernehmen, oder die zu den Lieferungen nöthige Summe baar vorschießen.

Um die Ueberzeugung von dem Mangel an baarem Gelde, d. h. von der bereits geschehenen Verausgabung

des vom Kaiser hinterlassenen, und in mehreren Kassen vorhanden gewesenen [14]) Geldes allgemein zu machen, verlangte der Intendant an dem Tage der Einsetzung der Commission, 24 Reverberen, 50 Laternen, 50 hölzerne Wassereimer, 20 Bund Feilen, 50 kleine Handbeile, 10 Centner Brennöl, 50,000 Pfd. Schmiedeeisen und 20,000 Ctnr. Steinkohlen; [15]) ferner wurden 1000 Bürger zur Festung aufgeboten; der Kriegscommissär befahl den 29. Octbr., daß 90 Wagen auf 5 Tage, bei Strafe militärischer Holung und Behandlung der Eigenthümer, [16]) an einem öffentlichen Platze bereit stehen sollten, um die empfangenen Befehle zu vollziehen. Endlich verlangte der Gouverneur auch noch 1200 Stere Eichenholz. Dies Alles geschah am Tage der Einsetzung der Commission, oder den Tag nachher.

Mit der Requisition von 1200 Stere Eichenholz (einer Summe von wenigstens 4000 Rthlr.) war es auf einen Vorrath in den Magazinen abgesehen, der einem Domänenbeamten gehörte. Letzterer war erbötig, das Holz entweder gegen baare Zahlung, oder gegen Zurechnung auf eine Summe, die er den Domänen schuldete, abzulösen. Allein, indem der Intendant die Zurechnung als unzulässig verwarf, forderte er zugleich, daß die Commission Mittel zur baaren Bezahlung auf Kosten der Stadt schaffen, und sich wegen der Zurückzahlung an das Franz. Gouvernement halten sollte, das, wie er fast höhnisch hinzusetzte, die Forderung befriedigen würde, wenn es dazu verpflichtet wäre (s'il y a lieu.).

Den Tag nachher (30. Octbr.) verfügte sich der Intendant mit einigen Civil- und Militärbehörden in den Packhof (das Acciseamt), wo von einheimischen und frem-

den Kaufleuten schon lange vor der Einsperrung der Stadt eine Menge Waaren, im Vertrauen auf ihre Unverletzlichkeit unter dem Schutze des Staates und unter seiner Garantie niedergelegt waren. Er ließ darüber ein Protokoll und eine Abschätzung aufnehmen, und erklärte sämmtliche Waaren für Eigenthum des Franz. Gouvernements, die Eigenthümer wieß er mit ihren Forderungen auf den Werth der Waaren an die permanente Commission. Vor dem Packhofe hatten sich mehrere Menschen gesammelt, die sich von der Wirklichkeit der Ausführung einer Maasregel überzeugen wollten, die sie nicht für möglich gehalten hatten. Ein Grausen überfiel sie bei der Erklärung, und die Größe des Attentats machte sie mehr stumm, als die Furcht vor den aufgepflanzten Bajonetten. Man nahm sogleich 8 Stück Barchend, 64½ Ctnr. Reiß, 1 Ctnr. 103 Pfd. Gries, 8 Ctnr. 23 Pfd. Apothekerbüchsen, 17 Ctnr. 19 Pfd. Kräuter, 113¾ Litres feinen Weinessig, 188½ Litres feine Weine, 367½ Lit. Branntwein, 35 Lit. Rum, 25,140 Ellen Leinwand, 120 Ctnr. Stahl, 17½ Ctnr. Papier, 33 Pfd. Baumwollengarn, ⅞ Ctnr. Steingut, 670 Pfd. Rauchtabak, 363 Pfd. Olivenöl, 550 Pfd. Korkholz. [17])

Es ist unglaublich, aber buchstäblich wahr, daß man nicht erröthete, am 31. Octbr., wo die ganze umliegende Weimarische, Gothaische und Schwarzburgische Gegend, die ganze Provinz Erfurt und Blankenhain das große Approvisionnement für eine Garnison von höchstens 4000 Mann vollendet hatte, [18]) eine allgemeine Uebersicht von allen Requisitionen, die seit dem 26. Octbr. Statt gehabt hatten, als den Maasstab für das anzugeben, was die Stadt vorläufig zu liefern hätte. Man hatte in diesem kurzen Zeitraume verlangt: 20,000 Ellen sehr gro-

ben Tuchs; 15 große Taue, 25 Toisen lang, 2 Zoll im Durchschnitt; 2000 Toisen Stricke, von 9 Linien bis 1 Zoll im Durchschnitt; 1200 Bohlen zu 2 bis 3 Z. Dicke; 1000 Bretter zu 1 Zoll; 2000 Pfd. Nägel von 3 bis 6 Zoll Länge; 6000 Toisen Balken zu 3 bis 4 Zoll; 150 Ctnr. Oel; eine Compagnie Handwerker zu 200 Mann, und 1000 Handlanger (dem Meister ward ein Tagelohn von 1 Rthlr., dem Gesellen 12 gr., dem Schanzarbeiter 5 gr. versprochen); 200 Schneider; 200,000 Lit. Bier: 10 Ctnr. Puderzucker; 2000 Citronen; 400 Pfd. Zwetschen; 300 Pfd. Honig; 1500 Pfd. Tabak; 10,000 St. Pfeifen; 1000 Lit. Weinessig; 8000 Pfd. Lichter; 18,000 Pfd. Seife; 30,000 Pfd. Salz; 8 Ctnr. Olivenöl; 600 St. Sohlenhäute; 200 Ctnr. Charpie; 60,000 Stämme Holz; 60,000 Pfd. Schmiedeeisen; 20,000 Pfd. Steinkohlen. Statt der nicht hinlänglich vorhandenen Taue und Stricke, sollten alle Glockenseile in den katholischen und protestantischen Kirchen genommen werden, und da es hier an brauchbaren Seilen fehlte, so wurden schon die Seiler zur Anfertigung militärisch aufgeboten, ehe man sich überzeugt hatte, ob Hanf und Werg hinlänglich vorräthig sey. Die Bohlen, Bretter und Balken, wurden mit bewaffneten Soldaten aus den Häusern der Holzhändler fast ohne Abschätzung, oft ohne sie zu zählen, geholt, und die Eigenthümer bei kleiner Widersetzlichkeit mißhandelt, und doch waren vor Einsperrung der Stadt alle benachbarte Wälder mit Lieferungen in Anspruch genommen worden, die kaum die Vorspanne leisten konnten. Obgleich die requirirten Handwerker und Handlanger den Schanzarbeiten entgiengen, obgleich die große Sterblichkeit und Kränklichkeit beträchtliche Lücken in der Volksmenge machte, so verlangte man dennoch die Zahl der Handwerker, Handlanger und Schanzarbeiter vollständig, und wieß anfänglich sogar Wei-

ber und Mädchen zurück. Zum Wein fehlte es an Mittel-Weinen; deswegen griff man nach denen, die man fand; zum Bier fehlte es an Hopfen, Malz, Holz, sogar an Kellern, denn die Keller waren mit Schichtwasser angefüllt; auf dem Zucker lastete der schwere Colonial-Tarif, und deswegen hatten die wenigsten Kaufleute Vorräthe; das Salz gehörte dem Gouvernement, das allein unmittelbar oder mittelbar damit handelte, und während man die große, in den Magazinen aufgehäufte, Quantität vergeudete, verlangte man es von den Eigenthümern, die es gekauft hatten, zurück. Den 30. Octbr. begehrte der Intendant noch 20 gegossene Oefen und 200 St. eiserne Röhren; den 4. Novbr. aber 50 Ctnr. gesalzenen Speck, und der Commandant Barson eine Menge Pech, Harz, Talg, gelbes Wachs, Schwefel, Kampfer, Salpeter und Terpentinöl.

Auf die physische Unmöglichkeit der Leistungen nahm man keine Rücksicht; man muß, hieß es, das Unmögliche möglich machen, wenn man wahren Sinn für das Gouvernement, wenn man reine Anhänglichkeit und Ergebung habe; und während man rechts und links Decrete, eins bitterer als das andere, schleuderte, [19]) während die betäubte Bürgerschaft mit Angst und Jammer die zerstreuten Parzellen zusammenschleppte, um nur einen Artikel zu erfüllen, waren schon andere Anmahnungen zu neuen ungeheuren Requisitionen angelangt, [20]) und es traf wohl, daß das zweite Mahndecret vor dem ersten Decret der Forderung erschien. Die unverzeihlichsten Forderungen waren die an Fleisch, Heu und Stroh; als noch 30 Ochsen nach der obrigkeitlichen Aufnahme, vorhanden waren, requirirte man 250 Stück oder 1000 Ctnr. frisches, und 1000 Ctnr.

gesalzenes Ochsenfleisch, 723 Ctnr. 18 Pfd. gesalzenen Speck, ohne eine Menge anderer Gegenstände. [21])

Am 17. Octbr. war dem Gouverneur von den Mitgliedern der Kammer ein Vorschlag zur Anfertigung von Papiergeld auf 100,000 Fr. gemacht worden. Hierzu erließ er nun den Befehl unter dem 1. Novbr. Aber das Verhältniß der Zeit hatte sich seit dem 17. Octbr. sehr geändert. Damals waren die Thore noch nicht gesperrt, die Franz. Armee noch über Erfurt hinaus; die baldige Einlösung der Gelder war leicht möglich. Jetzt aber, am 1. Novbr., war alle Communication der Stadt mit dem Lande abgeschnitten, der Umlauf des Papiergeldes auf die beinahe ausgeleerte Stadt beengt; und was sonst getheilte Last zwischen Stadt und Land, in dem Verhältnisse von $\frac{1}{3}$ oder $\frac{2}{3}$ war, fiel jetzt auf die Stadt ohne Hoffnung der Einlösung ganz allein. Diese so wichtigen Rücksichten wurden aber nicht erwogen; das Papiergeld sollte und mußte geschaffen werden. Es erhielt die Form von Kassenbillets zu 5, 2, 1 und $\frac{1}{2}$ Thaler. Mit solchen Billeten sollten nur diejenigen Ausgaben an Lieferungen bezahlt werden, welche die Summe von 200 Rthlrn. nicht erreichten, für Ausgaben über diese Summe sollten noch besondere Stadtobligationen angefertigt und ausgestellt werden, und die Billete gezwungenen Umlauf nach dem Nominalwerthe auch für alle Kassen des Gouvernements haben. So wie das Gouvernement Lieferungen verlangte, so mußte dem Eigenthümer der Werth in Kassenbilleten oder Stadtobligationen bezahlt werden; der Nutzen dieser Münze ist von der Seite unverkennbar, daß der Eigenthümer der Lieferungen nicht die Last und den Schaden allein trug, sondern daß sich beides auf alle Einwohner oder die Stadt als Schuldnerin vertheilte, welche die Einlösung derselben

durch eine gesetzliche und gleichmäßige Steuer bewirken konnte. Allein der Schaden, ohne Rücksicht auf das Papiergeld, als solches zu nehmen, ward dadurch größer, daß sich das Gouvernement der Lieferungen ohne baares Geld, und auch eines großen Theils des Papiergeldes bemächtigte. Die Verordnung des Gouverneurs vom 1. Novbr. erschien erst den 22. dieses Monats im Druck, mit Bemerkungen und weiteren Verfügungen der Commission begleitet, die aber von dem Gouverneur nicht unterschrieben waren. [22])

Wenn auch der Gouverneur einer eingeschlossenen Stadt zur Verfertigung von Papiergeld, ohne Kaiserliche Genehmigung, im Namen des Kaisers berechtigt seyn sollte, so mußte es doch schon auffallen, daß der Gouverneur sich nicht auf das Gesetz, noch auf die Vollmacht bezog, zu einer Zeit, wo er das vom Kaiser zurückgelassene Geld an sich genommen hatte, wo die Gouvernementskassen noch mit baarem Gelde versehen waren, und wo es ihm an einem Grunde fehlte, die Ausübung eines solchen Souverainetätsrechtes zu rechtfertigen. Aber der Gouverneur machte nicht einmal eine Veranlassung zu dieser Maasregel namhaft, die doch selten den Kaiserl. Decreten fehlt; und warum bürdete er der Stadt eine neue Verbindlichkeit, sogar in dem Namen (denn die Billete sollten doch Gouvernements- und nicht Stadt-Billete heißen) wider den ausdrücklichen Inhalt Kaiserl. Decrete auf? Noch mehr mußte es befremden, daß er durch den gefahrvollen Zwangsumlauf nicht bloß jede Speculation lähmte, sondern den geringen Handel, der noch bestand, wie mit einem Schlage vernichtete, daß er Obligationen ohne Benennung der Zinsen schuf, diese also über und unter die Kassenbillete herabsetzte, und eine gleichförmige Strafe der Ver-

haftung für den, der ein Kassenbillet von 12 gr. und 5 Rthlr anzunehmen sich wiederholt geweigert hatte, feststellte.

Die permanente Commission ergänzte zwar mehrere Lücken, z. B. daß sie den Mangel an baarem Gelde und die Unmöglichkeit, selbst durch ein gezwungenes Anlehen Geld aufzubringen (das erstere schließt auch das letztere ein), als Veranlassung nannte; allein sie gieng noch weiter als der Gouverneur. Denn zwischen Kassenbillets und Obligationen nahm sie nicht den Unterschied an, daß diese Zinszahlungen nothwendig machten, jene hingegen keine, sondern sie setzte den ganzen Unterschied darin, daß Kassenbillets in den herrschaftlichen Kassen als klingende Münze angenommen wurden, nicht aber Obligationen, und dann erstreckte sie die Zulässigkeit der Zahlungen in Kassenbillets auf Verbindlichkeiten, die schon vor der Verordnung entstanden waren.

Diese Mängel, die man mit mehreren andern den Kassenbillets vorwarf, nahmen ihnen schon den Credit, ehe sie noch erschienen. Die meisten Kaufleute schlossen ihre Läden, und die Todtenstille in den Straßen ward nur durch die zahlreichen, zum Orte des ewigen Friedens gebrachten, Opfer, und das Getöse der bewaffneten Schaaren, die auf Requisitionen aller Art ausgiengen, unterbrochen. Das Papier fiel in den ersten Tagen um 10, 20, 30 und 50 Procent, bald hatte es fast gar keinen Werth mehr. Einige wenige Kaufleute nahmen sich der Armen an, die im Papiergeld ihren Lohn, z. B. in den Lazarethen, erhielten. Unter dem Vorwande von Schulden, welche die Stadt noch an das Gouvernement zu entrichten habe, unter dem Titel von rückständigen Einkünf-

ten, von zu bezahlenden Tafelgeldern, gieng schon eine beträchtliche Summe von wenigstens 6000 Rthlr., in die Hände der Franzosen; mehr aber noch durch den Aufkauf der gesunkenen Papiere, die dann wieder nach dem Nennwerthe gewaltsam in Umlauf gesetzt wurden. [23])

Die permanente Commission gab sich alle Mühe, den Credit aufrecht zu erhalten; sie suchte durch ein neues Patent vom 22. Novbr. die Nothwendigkeit des Umlaufs als Ersatz für Opfer, die der Einzelne bringe, und doch vom Ganzen gefordert werden müßten, begreiflich darzustellen; sie versprach alle mögliche Sorge für alsbaldige Einlösung nach der Aufhebung der Belagerung zu tragen; allein alles dieses war vergebens. Man glaubte endlich, daß die Ausprägung kleinerer Geldsorten den todten Handel aufwecken würde, wenigstens den Beckern wieder Brod, den Oekonomen Frucht, und den Holzhändlern Holz schaffen würde, und ließ nun Billete von 2, 3, 4 und 8 gr. anfertigen. Die Bekanntmachung hierüber erschien unter dem 11. Decbr.; im Publicum erhielt sie den Namen das Handel- und Wandel-Patent, weil sie mit den Worten: zur Beförderung des Handels und Wandels, anfieng. Die permanente Commission selbst hieß im bittern, aber ungerechten, Scherze von nun an die papierne Commission.

Gegen Ende Decembers waren für 24,708 Rthlr. 8 gr. gedruckt, für 20,191 Rthlr. angefertigt, und für 19,769 Rthlr. 22 gr. von der Kasse ausgegeben, als Druck, Anfertigung und Ausgabe auf einmal stockten. Denn das Franz. Gouvernement bedingte sich nicht nur, der feierlichen Versicherung zuwider, bei allen öffentlichen Verkäufen in den Lazarethen die Zahlung in klingender

Münze, sondern es erklärte auch am 26. Decbr. unumwunden, daß die Franz. Kassen wegen der bevorstehenden Uebergabe der Stadt (am 6. Januar d. J.) keine Billets mehr annehmen würden; denn (setzte man hinzu) der Werth der Kassenbillets würde in den Händen der Franz. Behörden verlieren, in den Händen der Bürger hingegen wäre er dadurch, daß sowohl das gemeinheitliche, als Privat-Eigenthum der Stadt für sie verpfändet wurde, und durch den Umlauf der ganzen Summe gesichert, und durch die Einlösung, wenn sie einmal Statt habe, erleichtert. Man sollte kaum glauben, daß dieses Patent gedruckt ist, wenigstens würde derjenige, der es sonst hätte drucken lassen, als Pasquillant des Gouvernements verfolgt seyn.

* * *

Anmerkungen.

1) Dieser, am 16. Octbr., den Tag vor der großen Schlacht von Leipzig, begehrte Vorschuß von 60,000 Fr. sollte zur Deckung des Dienstes bestimmt werden, den bisher die Requisitionen und unerfüllte Versprechungen größtentheils gedeckt hatten. Dem Versprechen gemäß sollte er binnen einigen Tagen wieder bezahlt werden, da man Geld von Dresden oder Leipzig aus den Kassen der Armeen sicher erwarten dürfe, obgleich die Kassen der Armeen dieses von und über Erfurt erwarteten; die Wiederbezahlung sey bald und gewiß zu hoffen, da der Kaiser die glänzendsten Siege erfochten habe. Zum Voraus erklärte der Intendant jeden noch so gerechten Einwand für unzulässig, und wenn das Geld wirklich nicht vorhanden sey, so müsse es dennoch geschafft werden. Die Civilbehörde trug daher auf Prägung von Papiergeld, und statt 60,000, auf 100,0000 Fr. an, um die Forderung des Intendanten zu befriedigen, das allenfalsige Deficit zu decken, und einigen andern dringenden Forderungen zu genügen; allein die

Ankunft der siegreichen Armee am 19. Octbr. vereitelte die Ausführung dieses Plans für den Augenblick; er war zu der damaligen Zeit weniger, als drei Wochen nachher, verderblich. Man entgieng vorläufig damit den gewaltsamen Haussuchungen, und der willkührlichen Wegnahme des Geldes, wo man es finden sollte, und dem Kaiser müßte es (wäre die Prägung wirklich vollzogen worden) wohl leicht gewesen seyn, eine so geringe Summe zu ersetzen, die für seinen Dienst in Umlauf gebracht, und durch die Ausübung des, ihm allein zustehenden, Rechtes geheiligt war.

2) Anfänglich setzte der Intendant in die Erfüllung der Pflicht, jeden Staatsdiener in der gleichzeitigen Bezahlung seiner Besoldung gleich zu halten, seinen Ruhm, aber bald war das Personal der Justiz, besonders die Regierung und die Schullehrer, erstere wegen der würdevollen Opposition in Dingen, die er nach seinem Interesse entschieden haben wollte; — letztere deswegen gehässig geworden, weil er sie wenig achtete. Von den Lehrern der Universität sagte er: ils ne sont que des ânes remplis de latin; das Elend, wozu man die Lehrer herabwürdigte, vergrößerte ihr Elend durch das Mitleiden, das die äußere Achtung verkleinerte, — und doch, wenn die Provinz ihre Budjetsmäßigen Abgaben bezahlte, so war es nicht das Gouvernement, sondern die Provinz, welche das Justizpersonal, wie die Schullehrer, besoldete. An den Schullehrern versündigte sich das Gouvernement doppelt, da es sogar den Hauptfond (den Exjesuiten-Schulfond, wenigstens 74,000 Rthlr. Kapitalwerth) deswegen größtentheils eingezogen hatte, weil der Kurfürst von Mainz bei Aufhebung der Jesuiten ihn hätte an sich nehmen können.

3) Das Pensionswesen in Erfurt, wie es von den Franzosen verwaltet wurde, verdient eine eigene Abhandlung. Hier vorläufig nur so viel: Die von dem K. Preuß. Staate hergebrachten Pensionen wurden fast jedes Jahr, bei Anfertigung der Budjets, willkührlich geändert, mehrere gestrichen, mehrere verkürzt, und die Auszahlungen nach Belieben verzögert, und das hieß Oekonomie, sogar zum Be-

sten der Provinz. Viele secularisirte Geistlichen (Exbenedictiner, Excharthäuser) sonst reichlich in ihren Klöstern ernährt, deren fette und jährlich gesteigerte Einkünfte die Kasse der Domäne ohne Vortheil für die Provinz, d. h. ohne Zurechnung auf das, von der Provinz gezahlte, Maximum der reinen Einkünfte, füllten, giengen ohne Strümpfe mit zerrissenen Kleidern betteln, und suchten, um sich zu wärmen, Späne Holz in den Misthaufen auf der Straße. — Die vom Kaiser neubewilligten Pensionen mußten von der Provinz, ohne Zurechnung auf das Maximum, bezahlt werden.

4) Seit dem Jahre 1808 hatte die leidende Provinz jährlich, unter thätiger Mitwirkung ihres ehemaligen Statthalters, des Fürsten Primas, Karl von Dalberg, mehrere Versprechungen erhalten, und der Kaiser schien der Provinz wohlzuwollen; aber es blieb meistens bei den Versprechungen, und zwar aus übelwollender Absicht derjenigen, welche die Kaiserl. Befehle erfüllen sollten.

5) Nach diesem Kaiserl. Decret von Dresden sollten die Truppen der Besatzung kasernirt, von den Kaiserl. Magazinen erhalten, auf jeden Hospital-Kranken, wofür 1 Fr. täglich vergütet werden sollte, 10 Sous mehr bezahlt, alle Lieferungen der Provinz für 1812 und 1813 in Bons berichtigt, die Bons zum Ankauf der Domänen gültig erkannt, und alle Fabrikate und Manufacturen von Erfurt in Frankreich zugelassen werden. — Allein so glänzend diese Versprechungen, so wenig wirksam waren sie. Man rechnete zur Garnison, wen man wollte, die Einquartierung der durchgehenden und der, sich oft zum Vergnügen und zur Erholung aufhaltenden Militärs und Beamten mit Frau, Kindern, Pferden, Hunden und H...n, blieb drückend; die Magazine waren größtentheils aus den Mitteln der Provinz angelegt, und mußten auf ihre Kosten ergänzt, unterhalten, das Geld für die Hospitäler vorgeschossen, die Lieferungen früherer Jahre, als 1812 und 1813, von der Provinz bezahlt, die Bons zum Ankauf der Domäne erst generalisirt, dann totalisirt, dann justificirt, und endlich vom Kaiser genehmigt, die Domänen

ausgesucht, und bestrittene Domänen und Domänen-Einnahmen nicht für unbestrittene aufgedrungen, und an der Zulässigkeit der Fabrikate von den Unterbehörden nichts gedeutelt oder den Fabrikaten selbst nichts Zweifelhaftes angedichtet werden, und was gehörte dazu nicht?

6) In Daru's Namen fand ein Franzos das Sylbenräthsel: *ruda et dura* (Excellentia). Und dieser Daru war der Uebersetzer des Horaz, und der Verfasser des herrlichen Gedichtes, das als Einleitung zu dieser Uebersetzung steht. Die meisten Kaiserl. Decrete, die Geld oder Opfer kosteten, hat er in ihrer Ausführung gelähmt, und welche Mißhandlungen mußten sich oft die Bittenden gefallen lassen? z. B. die Deputation des Eichsfeldes und der Provinz Erfurt (unter ihnen der Kammerpräsident, nachheriger Königl. Westphäl. Staatsrath, von Dohm) empfieng er zu Anfang des Jahres 1807 in Warschau nach aufgehobenem Frühstücke, den Arm am Ofen, die Beine über einander gelegt, und den letzten Nachtisch mit dem Zahnstocher haltend: faites, que les contributions et réquisitions soient exactement acquittées, autrement je briserai (mit den Zähnen knirschend, und die rechte Hand krampfhaft in eine Faust zusammenziehend) toute l'administration comme un verre, et je la remplacerai par des Français pour augmenter les maux à vos dépens. — Der Minister Graf von Fermon, General-Intendant der außerordentlichen Domänen, wird von den Franzosen nicht geliebt, das Schonendste, was sich sagen läßt.

7) Denn sie mußte bei Empfang des Schreibens sich alsbald bilden, und die ersten Geschäfte, die ihr angewiesen waren, bestanden bloß in der geschärften Obsorge für äußere Ruhe (insofern sie nämlich nicht durch die bewaffneten Requisitionsschaaren unterbrochen würde) und für Ernährung der Brodlosen.

8) Die hiesigen Franz. Behörden nannten organisiren, Personen ernennen, die vereinigt ein Geschäft besorgen sollten, die Personen mochten so anorganisch, und das Ge-

schäft so Principlos seyn, als man sich dieses immer denken will. Als der Intendant die Commission errichtet hatte, so glaubte er selbst, die Kammer habe aufgehört, und doch brachte er in der permanenten Commission den Glauben der Kammer an ihre Auferstehung hervor. Der Commission hatten anfänglich Bürger, aus ihrer Mitte gewählt, beiwohnen sollen; denn der größte Theil des Geschäftskreises der permanenten Commission drehte sich doch nur um die Haut der Bürger, d. h. die Aufbringung der requirirten Gegenstände. Was sollte auch wohl eine Commission, so organisirt, zu der Erhaltung des guten Vernehmens mit den Militärbehörden beitragen? Sie war die gehorchende, die Militärbehörden die befehlende Partei.

9) Die Chefs waren: der Genie-Obercommandant Emy, der Grobschütz-Obercommandant Barson, der Platzcommandant Spicker, der Kriegscommand. Hato de Rozières, zugleich Ordonnateur. — Mit Freuden nennt man neben dem Gouverneur, Baron d'Alton, einen gleichgutmüthigen Barson und Spicker. Die Charakteristik der Ober- und Unterbehörden wird einmal der Gegenstand einer besondern Abhandlung seyn.

10) So klar die Entscheidung des Gouverneurs ist, daß keiner ohne seine ausdrückliche Genehmigung Requisitionen machen dürfe, so wenig ward darauf gehalten. Nicht nur die Ober-, sondern auch die Unterbehörden, wendeten sich unmittelbar mit ihren Forderungen an die permanente Commission, und diese war oft nicht vermögend, sie zurückzuweisen, oft aber zu nachgiebig.

11) Der öffentliche Mann, hieß es in dem Begleitungsschreiben, ist sich ganz dem Wohle des Staats schuldig; er ist beauftragt, hier Ordnung und Ruhe zu erhalten; er wird verantwortlich für Unordnungen, von Uebelwollenden angefacht, von seiner Sorglosigkeit und Kleinmüthigkeit vergrößert, (diese nämlichen Worte des Gouverneurs gebrauchte der Intendant am 4. April 1813, bei der Annäherung einiger Streifpartheien) — und nun gleich darauf: die Lieferungen müssen in der kürzesten Zeitfrist ohne je-

de Bedenklichkeit erfolgen. Der Intendant schrieb sogar zwei Tage nach der Einsetzung an die Commission: Si les intentions du gouverneur ne seront pas bientôt remplies, il traitera la ville comme ennemie.

12) Der Intendant befohl der Commission als Intendant, er befohl als Beauftragter des Gouverneurs, er befohl als Präsident der Commission, und vollzog alle drei Arten von Befehlen als Mitglied der Commission; und hatte die Commission, wovon er Präsident war, die ohne Genehmigung des Gouverneurs an sie ergangenen Lieferungsbefehle nicht alsbald vollzogen, so ergoß er sich in einen Strom von bittern Vorwürfen über die Commission.

13) Bei vielen Anfragen, bei mehreren Vorstellungen, bei jedem gegründeten Einwande, wich man oft der Hauptsache aus, und schloß: je veux des faits et non pas des mots.

14) Die Kassen des Gouvernements waren: 1) die Haupt-Contributionskasse, worein alle Regalitätsabgaben; 2) die Domänenkassen, worein alle Domänen-Einnahmen flossen; 3) die Polizeikasse. Die erstere hatte noch baare Summen, da der Intendant aus ihr seine Besoldung zum Voraus sogar auf den Jänner 1814 nahm; die zweite hatte viele Rückstände, an deren Beitreibung man es nicht fehlen ließ; die dritte war erschöpft. Außer diesen Kassen und der Kasse des vom Kaiser zurückgelassenen Geldes, hatte Hr. OC. Emy eine besondere K. Kasse für Ausgaben, das Geniewesen betreffend; ob Vorrath darin vorhanden war, ist unbekannt. Die Stadt- und Landkasse, eigentlich eine Privatkasse für Kriegsausgaben, war, nach Verfügung des Intendanten, ebenfalls ihm unterworfen. Diese letzte hieß in der Stadt *Prostibulum commune.*

15) Obgleich man wußte, daß viele dieser Gegenstände gar nicht vorhanden waren, so wurden sie dennoch requirirt. Aber solche Inhaltsleere Requisitionen dienten dazu, sich beim Gouvernement im Falle der Noth zu rechtfertigen, oder das baare Geld dafür zu verlangen.

16) Auch die Anzahl dieser Wagen konnte nicht gestellt werden, die bestellten standen oft den ganzen Tag in der Kälte vergessen auf den Straßen; die gebrauchten wurden mit bewaffneten Soldaten besetzt, um die Requisitionen mit Nachdruck zu machen. Viele Vorspänner fanden sich gegen Lösung ab, und die nicht gebrauchten galten als gebrauchte.

17) Obgleich mehrere Gegenstände ganz zwecklos waren, so wurden doch diese Entwendungen aus einem heiligen Orte noch mehrmalen wiederholt.

18) Wenn diese Länder einmal öffentlich bekannt machen, was sie zur Verproviantirung der Festung geliefert haben, so wird man die Größe der hier angehäuften Magazine beurtheilen können. Es ist der Mühe werth, sie zu wissen, und zugleich die Art zu kennen, wie manche Lieferung abgewendet wurde.

19) Die Gründe, womit man die Requisitionen unterstützte, und die Eintreibung beschleunigte, waren von der mannichfaltigsten Art. Bald sprach man von den vielen Beweisen der Gnade, die der Kaiser der Provinz gegeben habe, von der Nothwendigkeit, seine Wohlwollenheit durch fortgesetzte treue Ergebenheit zu erhalten, von der Gewißheit einer baldigen Bezahlung aller Forderungen, die sich bei den siegreichen Fortschritten der Armee nicht lange verzögern würde; bald von dem wuchernden Verdienste, auch das letzte Hemd hinzugeben, wenn es die Sache fordere; dann von der Verbindlichkeit, lieber Alles zu erschöpfen, als einen einzigen Zweig des Kaiserlichen Dienstes leiden zu lassen; oft ließ man die Gewißheit der Ungnade des Kaisers, oder des Ministers, die Anstellung anderer Personen, oder die Verantwortlichkeit für alle unangenehme Folgen, durchblicken. Zuweilen griff man den Ehrgeiz an, oder suchte ihn durch die Betrachtung, das man gewürdigt sey, Opfer am Fuße des Throns niederzulegen, in größere Bewegung zu setzen; auch beliebte man wohl Faunartig zu scherzen, z. B. es sey freilich süßer, unbekümmert um den Dienst, sich keinen Augenblick des schnöden Genusses zu

versagen; oder man warf so seitwärts etwas hin: man wolle nicht glauben, daß die Nähe des Feindes den Eifer geschwächt habe. Wollte man die Sache kurz abmachen, und das war gewöhnlich dann der Fall, wenn sich die Größe der Forderung der bessern Ueberzeugung entgegenstellte, so schlug man alles zum Voraus nieder: wir wissen Alles, was sie dagegen sagen wollen; Sie müssen die Befehle ohne Widerrede vollstrecken, rien ne vous dispense, wohl mit dem Beisatz: qu'il sera sévi militairement avec la dernière rigueur contre l'autorité, qui n'aurait pas fait preuve du plus grand zèle. — Oder ich gebe Ihnen 24 Stunden, nach deren Ablauf die Militärgewalt nur gegen Sie gekehrt seyn wird. Es geschah wohl auch, daß die Antwort auf alle Schreiben von Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten gebracht wurde, um die Weisung zu erwarten, in welche Bürgerhäuser sie einbrechen sollten, oder daß die Antwort mit Verhaftung derjenigen, denen man besonders wohl wollte, endigte.

20) So war es gewöhnlich bei den Lazarethen, wo in einem Tage oft für 150 Rthlr. Kampfer, 30 bis 60 Rthlr. China, 3, 6, 8 und 10 Fässer Tisane verschrieben wurden. Die hiesigen Apotheker haben noch fast 30,000 Rthlr. zu fordern, woraus man die Größe der Requisitionen beurtheilen kann; und doch war eine Franz. Central-Pharmacie hier, die angeblich einen großen Vorrath von auswärts hatte kommen lassen.

21) In diesen Lieferungen sind die täglichen Lieferungen von 25, von 30 Centnern frischen Fleisches nicht begriffen.

22) Wahrscheinlich hatte die permanente Commission die Unterschrift des Intendanten, als Präsident der Commission, für zulänglich gehalten; hier galt der Intendant nur als Mitglied der Commission, und er wußte diesen Unterschied auch später geltend zu machen, und die Verordnungen der Commission dadurch zu entkräften, daß der Gouverneur sie nicht unterzeichnet habe.

23) So verlangte der Intendant den 29. Novbr. schon 1000 Rthlr. Kassenbillets von dem Kassenbeamten, und als die-

ser sich weigerte, sie ihm ohne Erlaubniß der permanenten Commission zu geben, so schrieb er: Ich werde mich dann nur an die Commission wenden, wenn sie thätiger in Befolgung meiner Befehle ist; ihre Unthätigkeit nöthigt mich, sie von Jedem zu fordern, wenn es der Dienst erheischet. — Der Intendant nahm auch wirklich gegen 4000 Rthlr. Kassenbillets, theils für alte Schulden aus den Zeiten seines Vorfahrers, für den er aber deswegen, weil ihn sein Vorfahrer nichts angienz, nichts bezahlte, theils auf Zurechnung der rückständigen Einkünfte. Unter der ersten Summe waren sogar 967 Rthlr. 11 gr. 4 pf., welche die Provinz für Equipirung eines Westphälischen Bataillons vorgeschossen hatte. Seine Anforderung, durch keine Nachweisung unterstützt, sogar von seiner Hand geschrieben, ist von dem Gouverneur unterzeichnet.

VII.

Zweiter Zusatz

zu der Abhandlung:

Ueber die friedliche Gesinnung der Französischen Regierung,

im zweiten Stücke der Nemesis.

Wir haben in unserem ersten Zusatze den Bericht angeführt, den Herr Lainé aus Bordeaux dem Gesetzgebenden Körper im Namen der Commission desselben über die Friedensunterhandlungen angeblich abgestattet hat. Seitdem haben öffentliche Blätter, und namentlich das *Journal de Francfort*, noch zwei andere Stücke bekannt gemacht, von welchen das eine gleichfalls ein Bericht, den Hr. Ray-

nouard, ein anderes Mitglied jener Commission, abgestattet, das andere aber die Antwort genannt wird, welche Napoleon auf eine Zuschrift des Gesetzgebenden Körpers gegeben habe. Aus dem sogenannten Berichte theilen wir, der Vollständigkeit und der Merkwürdigkeit wegen, das Wichtigste mit; die Rede des Kaisers aber geben wir ganz. —

Hr. Raynouard [1]) beginnt mit Lobpreisungen der erhabenen Erscheinung, daß der Kaiser, der Held des achtzehnten (?) Jahrhunderts, nach zahllosen Siegen (und Niederlagen?) mit seinen Unterthanen die Bedingungen des Friedens bespricht, und, indem er die theuersten Interessen seines Ruhms und das dringendste Interesse der Volkserhaltung neben einander stellt, das Volk selbst gewisser maßen zum Schiedsrichter zwischen sich und ihm macht. Darüber, meint er, würden Welt und Nachwelt erstaunen. — Nachdem der Redner hierauf der Verhältnisse mit Rußland, Preußen, Oesterreich, Schweden, dem Rheinbunde und Holland gedacht hat, fährt er also fort:

„Wir haben Ihnen, meine Herren, in diesem Gemälde so großer Unglücksfälle kein tröstliches Bild darzubieten,

1) Hr. Raynouard, aus Dijon, ist der Verfasser des Trauerspiels les Templiers, das bekanntlich in Frankreich sehr großen Beifall gefunden hat. Im vorigen Jahre hat er herausgegeben: Monumens historiques relatifs à la condamnation des Chevaliers du Temple et à l'abolition de leur ordre, ein Werk, das, wenn es gleich neue historische Untersuchungen über die Tempelherren keineswegs überflüssig macht, doch eines großen Beifalls nicht ermangeln wird, und das für die edle Denkungsart und für den Freisinn des Verf. ein schönes Zeugniß ablegt.

Ein zahlreiches Heer, vernichtet durch die Stürme des Nordens, ward durch ein anderes Heer ersetzt, dessen Soldaten dem Pfluge, den Künsten, dem Handel entrissen wurden. Dieses hat die heillosen Ebenen bei Leipzig gedüngt, und die Wogen der Weichsel (der Elbe?) haben ganze Schaaren unserer Mitbürger fortgewälzt.

„Hier, meine Herren, müssen wir gestehen: der Feind, vom Siege an die Ufer des Rheins geführt, hat unserm erhabenen Monarchen einen Frieden angeboten, den ein Held, an so viele Erfolge gewöhnt, wohl sonderbar finden konnte. Aber wenn ihm ein edles und heroisches Gefühl eine Verweigerung (?) vorschrieb, als der bejammerungswürdige Zustand Frankreich's noch nicht erkannt war: so kann diese Weigerung nicht mehr ohne Unklugheit wiederholt werden, nachdem der Feind schon die Gränzen unsers rechtmäßigen Gebiets überschritten hat.

„Käme es darauf an, entwürdigende Bedingungen zu überlegen: so hätte Se. Majestät nur zu antworten geruht, indem Sie die Anschläge des Auslandes ihren Völkern bekannt machte. Aber man wollte uns nicht demüthigen, sondern uns in unsere Gränzen einschließen, und den Stoß einer ehrgeizigen Thätigkeit, seit zwanzig Jahren das Unglück aller Völker Europa's, zurückdrücken.

„Solche Vorschläge scheinen uns ehrenvoll für die Nation, weil sie beweisen, daß das Ausland uns fürchtet und uns achtet. Nicht das Ausland bezeichnet die Gränzen unserer Macht, sondern die erschrockene Welt ruft das gemeine Recht der Völker auf. Die Pyrenäen, die Alpen und der Rhein umschließen ein weites Gebiet, von welchem mehrere Marken nicht zum Reiche der Li-

lien gehörten; [2]) und doch glänzte die königliche Krone Frankreich's unter allen Diademen mit Ruhm und Majestät. [3]) —

Ueberdies hört das Rheinprotectorat auf, für eine Krone ein Ehrentitel zu seyn, sobald die Völker des Bundes diese Protection verschmähen. Es ist klar, daß hier nicht von einem Eroberungsrechte die Rede ist, sondern von dem

2) In dem Berichte des Barons St. Aignan, der unterdessen bekannt geworden, und am 9. Novbr. 1813 aus Frankfurt geschrieben ist, heißt es: die Minister von Oesterreich, Rußland und England hätten eingestanden: „die Pyrenäen, die Alpen und der Rhein seyen die natürlichen Gränzen Frankreich's." Hierdurch sind, wie wir gewiß wissen, Teutsche Gemüther hin und wieder etwas gekränkt worden. Wir können darüber natürlich nichts sagen; aber in der Geschichte kommen Beispiele vor, aus welchen erhellet, daß die Unterhändler nicht gerade immer als das letzte Resultat wollten, was sie im Anfange der Unterhandlung einräumten. Wer sich also mit der Unterhandlung überhaupt versöhnen kann, der sollte auch an diesem Geständnisse keinen Anstoß nehmen. Der Ausgang wird entscheiden: die Geschichte ist das Gericht. Sollen große Völkerzwiste ausgeglichen werden, so sind Annäherungen nöthig; je verkehrter, je verstockter man sich von der einen Seite zeigt, desto größer muß auf der andern die Besonnenheit seyn. Denn nichts ist schrecklicher als eine verwilderte Regierung.

3) Bei diesen Worten unterbrach der Präsident den Redner mit der Bemerkung, „daß das, was er da sagte, verfassungswidrig wäre." Hr. Raynouard antwortete: „es ist hier nichts verfassungswidrig, als Ihre Gegenwart" — weil nämlich der Kaiser dem Gesetzgebenden Körper, mißtrauisch und willkührlich, den Präsidenten, den Herzog von Massa, gegeben hatte. — Dann fuhr Hr. R. fort; aber vier Sätze von seiner Rede sollen hier fehlen.

Titel eines, nur den Teutschen nützlichen, Bündnisses. Eine mächtige Hand versicherte diese ihrer Hülfe; sie wollen sich dieser Wohlthat, wie einer unerträglichen Last, entziehen. Also erfordert die Würde seiner Majestät, diese Völker sich selbst zu überlassen, die sich beeilen, unter Oesterreich's Joch zu kommen.

„Was Brabant (Holland?) betrifft, so scheint uns, da die verbündeten Mächte vorschlagen, sich hier an den Grundlagen des Vertrags zu Lüneville zu halten, daß Frankreich ohne Verlust Provinzen aufopfern könnte, die schwer zu behaupten sind, in welchen England's Geist fast ausschließlich herrscht, und für welche auch der Handel mit England von solcher Nothwendigkeit ist, daß diese Gegenden elend und arm geworden sind unter unserer Herrschaft. Haben sich nicht patricische Familien, wie wenn die Geißel der Verwüstung sie verfolgt hätte, vom Holländischen Boden verbannt, und dem Feinde ihren Reichthum und den Gewerbfleiß ihres Vaterlandes zugebracht? — — [4])

„Es bedarf gewiß keines Muthes, unserm Monarchen die Wahrheit hören zu lassen. Aber müßten wir uns auch den größten Gefahren aussetzen, so würden wir doch lieber seine Ungnade wagen, als sein Vertrauen verrathen, und lieber

4) Hier sollen abermals vier Sätze fehlen. Beziehen sich etwa auf diese Sätze die Worte, welche die Berner Zeitung dem Kaiser sagen läßt: „Raynouard hat behauptet, daß eine Stütze des Staats, der Marschall Massena, in einem Schlosse, wo er logirt war, Silberzeug mitgenommen habe. Er hat gelogen u. s. w." — Und wären denn dergleichen kleine Fehler, nämlich Silberzeug mitzunehmen, so unerhört? In Arndt's Glocke der Stunde findet man sehr erhabene Beispiele von dergleichen Schwachheiten. „C'est la guerre!" Das ist der Krieg!

selbst unser Leben aussetzen, als das Wohl der Nation, deren Stellvertreter wir sind. Wir wollen nichts verhehlen. Unser Unglück hat den Gipfel erreicht. Das Vaterland ist auf allen Puncten seiner Gränzen bedroht. Der Handel ist vernichtet, der Ackerbau erliegt, die Gewerbe sterben hin. Es giebt keinen Franzosen, der nicht in seinem Vermögen oder in seiner Familie eine grausame Wunde zu heilen hätte.

„Wir wollen bei diesen Thatsachen nicht verweilen. Der Ackerbauer hat seit fünf Jahren keinen Genuß; kaum hat er das Leben, und die Frucht seiner Arbeit muß den Schatz mehren, der jährlich wieder durch die Hülfe vergeudet wird, welche stets vernichtete, und stets hungrige Heere in Anspruch nehmen.

„Die Conscription ist für ganz Frankreich eine verhaßte Geißel geworden, weil diese Maasregel immer in der Ausübung übertrieben worden ist. Seit zwei Jahren mähet man jährlich die Menschen dreimal.

„Ein barbarischer und zweckloser Krieg verschlingt regelmäßig eine Jugend, die hinweggerissen wird von der Erziehung, dem Ackerbau, dem Handel, den Künsten. Sind denn die Thränen der Mütter und der Schweiß des Volks das Eigenthum der Könige?

„Es ist Zeit, daß die Nationen wieder frei athmen. Es ist Zeit, daß die Mächte aufhören, widereinander zu stoßen, und sich die Eingeweide zu zerreißen. Es ist Zeit, daß die Thronen sich befestigen, und daß man aufhöre, Frankreich vorzuwerfen, es wolle Revolutionsfackeln in die ganze Welt tragen.

„Unser erhabener Monarch, der den Eifer, der uns beseelt, theilt, und der vor Verlangen brennt, das Glück seiner Völker sicher zu stellen, ist allein würdig, ein so großes Werk zu vollenden.

„Die Liebe für kriegerische Ehre und Eroberungen kann ein hochgesinntes Herz verführen; aber der Geist eines wahren Helden, der einen, mit dem Blute und der Ruhe der Völker erkauften, Ruhm verachtet, findet seine wahre Größe in der öffentlichen Wohlfahrt, die sein Werk ist. Die Französischen Monarchen haben sich immer gerühmt, ihre Krone durch Gott, das Volk und ihr Schwerdt empfangen zu haben, weil der Friede, die Sitte und die Macht, mit der Freiheit, die stärksten Stützen der Reiche sind." —

Soweit Raynouard. Die Sätze aus der Antwort des Kaisers sind folgende.

„Ich habe den Druck Ihrer Zuschrift unterdrückt. Sie war aufrührerisch.

„Eilf Zwölftheile des Gesetzgebenden Körpers bestehen aus guten Bürgern; ich kenne sie, und werde Rücksicht auf sie nehmen. Aber Ein Zwölftheil enthält Meuterer oder schlechte Bürger, und aus dieser Zahl ist Ihre Commission. [5]) Lainé ist ein Verräther, der mit dem Prinz-Regenten, durch Deseze's [6]) Vermittelung, correspondirt. Ich weiß

5) Diese Commission bestand aus den Herren Lainé, Raynouard, Gallois, Mayne de Byrant und Flauguergues.

6) Im allgemeinen Andenken ist wohl noch, daß der vormalige Parlamentsadvocat Deseze mit Tronchet und Malesherbes dem unglücklichen Ludwig XVI. zur Seite stand, und daß er die Vertheidigungsschrift des Letztern im Nationalconvente vorlas.

es; ich habe davon Beweise. Die vier andern sind Meuterer.

„Dieses Zwölftheil besteht aus Leuten, welche die Anarchie wollen, und die wie die Girondisten sind. Wohin hat ein solches Benehmen Vergniaud und die andern Häupter geführt? Aufs Blutgerüst. In dem Augenblicke, in welchem man den Feind von unsern Gränzen treiben soll, muß man von mir keine Veränderung in der Verfassung fordern. Man muß dem Beispiele des Elsaß, der Franche-Compté und der Vogesen folgen. Die Einwohner wenden sich an mich, um Waffen zu erhalten, und daß ich ihnen Parteigänger geben soll; auch habe ich Adjudanten dahin abgehen lassen.

„Ihr seyd nicht die Stellvertreter des Volks, sondern Deputirte der Departements. Ich habe Euch versammelt, um Trost zu erhalten. Mir fehlt keineswegs Muth; aber ich hoffte doch, der Gesetzgebende Körper würde ihn mir geben. Er hat mich betrogen. Ich erwartete Gutes von ihm; er hat Böses gethan; zwar wenig Böses, aber nur, weil er viel zu thun außer Stande war.

„Ihr sucht in Euerer Zuschrift den Monarchen von der Nation zu trennen; ich, ich bin allein der Stellvertreter des Volks; und wer von Euch könnte sich mit einer solchen Bürde beladen? Dieser Thron ist nur ein Holzgerüste mit Sammt überzogen. Ich, ich allein, ich bin der Stellvertreter des Volks. Wenn ich Euch glauben wollte, so würde ich dem Feinde mehr zugestehen, als er verlangt. Ihr sollt in drei Monaten den Frieden haben, oder ich werde untergehen. Hier ist es, wo man Thatkraft zeigen muß; ich gehe den Feinden entgegen, und wir werden sie vernichten.

„Nicht in dem Augenblicke, wo Hüningen beschossen und Befort angegriffen wird, muß man sich beklagen über die Verfassung des Staats und den Mißbrauch der Gewalt.

„Der Gesetzgebende Körper ist nur ein Theil des Staats, der nicht einmal mit dem Senat und dem Staatsrath in Vergleichung kommen kann. Uebrigens stehe ich nur an der Spitze dieser Nation, weil die Verfassung des Staats mir genehm ist. Wenn Frankreich eine andere Verfassung verlangte, die mir nicht genehm wäre, so würde ich ihm sagen, sich einen andern Monarchen zu suchen.

„Die Feinde sind gegen mich erbittert, noch mehr als gegen Frankreich; aber soll es mir deswegen erlaubt seyn, den Staat zu zertheilen? Opfere ich denn nicht meinen Hochmuth auf und meinen Stolz, um Frieden zu erhalten? Ja, ich bin stolz, weil ich Muth habe; ich bin stolz, weil ich große Dinge für Frankreich gethan habe. Die Zuschrift war meiner und des Gesetzgebenden Körpers unwürdig. Einst werde ich sie drucken lassen, um den Gesetzgebenden Körper und die Nation zu beschämen.

„Kehrt zurück zu Eurem Heerd. . . . Selbst in der Voraussetzung, daß ich Unrecht hätte, müßtet Ihr mir nicht öffentliche Vorwürfe machen. Uebrigens hat Frankreich mich größer nöthig, als ich Frankreich nöthig habe.“ 7)

7) Nach der Berner Zeitung lautet der Schluß der Kaiserlichen Rede auf folgende Weise. „Kehrt in Eure Heimath zurück. Ich wiederhole es, eilf Zwölftheile des Gesetzgebenden Körpers sind vom besten Geiste beseelt, und wenn sich auch welche finden, die jene Adresse drucken lassen, so lasse ich sie in den Moniteur setzen, mit Anmerkungen, die

So, angeblich der Kaiser Napoleon. — Gewiß aber, jeder Besonnene, der diese Reden lieset, wird, von Erstaunen und Ungewißheit ergriffen, am Schlusse derselben das Papier vor sich hinlegen, und sich fragen: ist es denn möglich? Also sollte ein Kaiser gesprochen haben? öffentlich gesprochen haben? In der That, je mehr er diese Frage überlegt, um so weniger wird er wissen, was er sagen soll.

Zu läugnen ist nicht: das, was Raynouard gesagt haben soll, ist in sich selbst größten Theils wahr; und mancher Franzose mag so etwas denken und auch sagen, im Selbstgespräch, oder unter Vertrauten. Zu läugnen ist eben so wenig, daß man in der Rede des Kaisers den kurz abgebrochenen, ungestümen Springerstil zu erkennen glaubt, der Alles, was von ihm kommt, auszeichnet. Endlich ist nicht zu läugnen, daß der Sinn dieser Rede ganz im Geiste des Kaisers sey, und daß ein Paar Wahrheiten vorkommen, welche der Beherzigung aller Fürsten werth sind, besonders der kostbare Satz: „daß der Thron nur ein Holzgerüst mit Sammet überzogen sey," und daß er mithin nur durch Den, welcher auf ihm sitzt, werden kann, was er seyn soll. Aber von der andern Seite muß die Art, wie Alles gesagt ist, das Starke, Gemeine, Plumpe in solchen Reden doch auffallen. Man begreift kaum, was Raynouard mit solchen declamatorischen Schlagsätzen, unter seinen Collegen, bezweckt haben kann, wenn man auch gar den wich-

ich selbst abfassen will. Selbst wenn ich Unrecht hätte, solltet ihr mir nicht öffentliche Vorwürfe machen. Hat man unreine Wäsche zu waschen, so ruft man nicht Jedermann zum Zusehen. Uebrigens bedarf Frankreich meiner mehr, als ich Frankreich's."

tigen Umstand nicht berücksichtigen will, daß Raynouard unrichtig voraussetzt, der Kaiser habe die, durch St. Aignan übersandte, Vorschläge abgelehnt. Es ist allerdings wahr, Napoleon hat sich zuweilen gegen fremde Minister, z. B. gegen den Schwedischen wunderlich geberdet. Auch werden selbst seine Marschälle und Generäle in seinen Bulletins nicht eben zart behandelt. Aber sollte es möglich seyn, daß der Kaiser (auch in der höchsten Leidenschaft) zu dem Gesetzgebenden Körper geradezu gesagt hätte: „Ihr seyd Wichte, und die große Nation ist ein erbärmliches Volk. Ohne mich würdet Ihr und diese große Nation verachtet, zertreten, verworfen." Denn das ist doch wohl der Sinn der Rede?

Hat man einmal auf solche Weise Zweifel gefaßt, so fragt man sehr natürlich weiter: wo und wie sind diese Reden gehalten? Die Rede Raynouard's wird ein Bericht (Rapport) genannt, den er im Namen der Commission dem Gesetzgebenden Körper abgestattet habe. Aber einmal hatte ja Lainé diesen Bericht schon gegeben: jeder Beisitzer der Commission wird doch nicht besonders berichtet haben; dann aber ist ja auch klar, daß die Rede gar kein Bericht ist. Ist sie dennoch ächt: so bleibt kaum etwas anders übrig, als anzunehmen, sie sey nach jenem Berichte, als man sich wegen der Zuschrift an den Kaiser berieth, gesprochen worden. — Die Rede des Kaisers hingegen wird eine Antwort auf die Zuschrift des Gesetzgebenden Körpers genannt. Wäre sie dieses, so wäre sie in jedem Falle vom Kaiser vorher überdacht, und also mit Absicht und besonnen, ausgesprochen. Und das ist unmöglich. Ist sie ächt, diese Rede, so wird man schwerlich anders Platz für sie finden, als wenn man annimmt, der Kaiser habe sie in der Leidenschaft ausgestoßen, als er, wie es hieß, am Tage

nach Lainé's Berichterstattung im Gesetzgebenden Körper erschien, und mit Heftigkeit auf- und abgieng.

Man fragt noch weiter: wie sind denn die Reden ins Publicum gekommen? wo ist die Addresse des Gesetzgebenden Körpers geblieben? wie sind die Varianten, die doch wahrlich etwas Bernerisch schmecken, entstanden? u. s. w. Man könnte diese Fragen leicht mehren, aber wozu? Wir sind allerdings überzeugt, daß diese Reden, dem Sinne nach, d. h. wenn man Gedanken für Worte nimmt, wahr seyen; wir wollen sogar nicht einmal behaupten, daß sie nicht vollkommen ächt wären; aber wir glauben auch, daß sie, so wie sie vorliegen, als historische Urkunden nicht angesehen werden können. Die Auflösung des Gesetzgebenden Körpers war zu auffallend, und der Hergang bei diesem Ereignisse zu dunkel, als daß man, aus Liebe zum Lichte, nicht mancherlei Erklärungen hätte versuchen sollen; und wie sollte man sich in unserer Zeit ein Gewissen daraus machen, solche kleine, scharf reizende Unwahrheiten dem verwöhnten Gaumen eines schlaffen Publicums zu bieten; in unserer Zeit, wo öffentliche Blätter, nachdem sie lange knechtisch geschmeichelt haben, um so mehr Beifall zu finden scheinen, je ärger der Geist der Lüge ist, der in ihnen umgeht. Wenn man indeß annehmen könnte, beide Stücke seyen völlig ächt: so wären es kostbare Urkunden! Man möchte alsdann sagen: es zeige sich in der Rede Napoleon's die Verwilderung des Verstandes auf dem Throne. Aber begreifen würde man vielleicht nicht, wie ein Monarch, der, von unten hinaufgekommen, einer ganzen Nation auf eine so arge Weise ins Gesicht höhnt, nicht nur sein Leben unangefochten sieht, sondern auch mit neuen Heeren ins Feld rücken kann, und das Volk für seine Sache zu bewaff-

nen vermag. Oder würde die Entwürdigtheit des Französischen Volks Alles erklären? und etwa, die Unterhandlungen in Chatillon? und der Graf von Artois?

VIII.

Politische Caricaturen.

Caricaturen *) (Zerr- oder Spottbilder) waren vorlängst schon und immer die Waffen, deren sich Partheien bedienten, um ihre Gegner zu bekämpfen. Das Lächerliche ist ein Pfeil, besonders wenn Geist und Witz seine Spitze schärft, der selten sein Ziel verfehlt, ein furchtbares Schwerdt in der Hand des Starken. Die Satyre, wenn sie die Zeichenkunst zu Hülfe nimmt, um Thorheiten und Laster zu züchtigen. oder unterdrückte Unschuld und Freiheit an großen Verbrechern, gegen welche die schwächere Kraft nichts vermag, zu rächen, wird Caricatur, und giebt dann desto kräftiger ihren Gegenstand dem öffentlichen Spotte und der Verachtung Preiß. Indessen ist nicht jedes Spottbild eine Caricatur. Die Caricatur gehört zum Grotesk-Komischen, und muß daher

*) Das Wort kommt her von dem Italienischen *Caricare*, übertreiben, besonders in komischer Darstellung und Ausdrucke. Die Italiener sind bekanntlich große Mimiker, und stark in einer fratzenhaften Geberdensprache, welche vermuthlich Anlaß gegeben hat, alle Uebertreibungen mit diesem eigenen Worte zu stämpeln.

immer etwas Groteskes und Fratzenhaftes in ihrer Composition und ihren Figuren haben, welches ihr Salz und komische Würze giebt.

Ihr Gebrauch ist sehr alt, und wir haben sogar Bibeln *) mit Caricaturen auf Papst und Mönche schon vor der Reformation; am häufigsten erschienen sie aber während der Reformation selbst, wo beide Kirchen mit einander kämpften, und das Volk lebhaften Antheil an diesem Kampfe nahm. Eben dies war in der neueren Zeit, und ist noch jetzt der Fall in England, wo zwei politische Partheien, die Oppositions- mit der Ministerial-Parthei, in stetem Streite liegen, und das Volk, vermöge seiner angebornen politischen Tendenz, lebhaften Antheil an diesem Streite nimmt. Die interessantesten sind immer die politischen Caricaturen, welche in England stets an der Tagesordnung sind, und auch jetzt in Teutschland durch die neueste große Krisis veranlaßt, al-

*) Ich habe z. B. die sogenannte Koburger Bibel in Folio:

„Gedruckt durch Anthonum Koburger, in der löb-
„lichen Kaiserl. Reichsstadt Nürnberg, nach der Geburt
„Christi, des Gesetzes der Genaden, Vierzehnhundert,
„und in dem drei und achtzigsten Jar; vollendet am
„Montag nach Invocavit."

ein Pracht-Exemplar mit vergoldeten Anfangsbuchstaben, und vielen Holzschnitten, vor mir, wo beim 10. Capitel der Offenbarung Johannis eine gräßliche Caricatur gegen den Papst und die Mönche steht. Ebenso habe ich eine Sammlung von 71, zur Zeit der Reformation erschienenen, kleinen Flugschriften vor mir, welche eine Menge Caricaturen, in diesem Geiste componirt, enthalten.

ler Orten in Menge erscheinen. Sie sind das Organ, wodurch sich das Gefühl und die allgemeine Stimmung des Volks frei ausspricht; und in sofern als historische Denkmäler der Zeit, und als Warnungstafeln für die Zukunft (für unsere Nemesis), allerdings ein Gegenstand, der historisch beachtet zu werden verdient. Sie gehen unmittelbar aus dem Volke hervor, und wirken unmittelbar auf das Volk.

Bei keiner Nation ist die Caricatur-Kunst in so hohem Grade ausgebildet, und wird so genialisch behandelt, als in England. Wer kennt nicht Hogarth's, Bunburi's und Gilray's *) berühmte, geist- und witzreiche Producte. Gilray hatte sich durch sein Talent so berühmt gemacht, daß man seinen Crayon und Grabstichel theils allgemein fürchtete, theils ihn aber auch als ein Mittel ansahe, und benutzte, selbst durch ihn berühmt zu werden. So gaben sich die famösen politischen Klopffechter in und außer dem Parlamente viele Mühe, Gilray dahin zu bringen, daß er eine politische Caricatur auf sie machte, und ruheten nicht eher, als bis sie ihr Zerrbild in allen Caricature-Shops von London ausgehängt sahen.

„Aber Mstr. Gilray — sagte einmal ein dicker Baronet sehr anmaßend zum Künstler — was habe ich Ihnen denn gethan, daß Sie noch keine politische Caricatur auf mich gemacht haben, und ich denke doch, daß

*) Leider ist der unvergeßliche Gilray schon seit drei Jahren wahnsinnig, und keine Hoffnung zu seiner Wiederherstellung da. Sein letztes Blatt erschien im August 1810; auch hat sein hohes Talent bis jetzt auf Niemand fortgeerbt.

ich es eben so gut verdient hätte, als mancher elende Lord?" — „Das kommt daher, antwortete Gilray, weil ich bis jetzt noch nichts von Ihnen wußte. Aber seyn Sie ruhig, Sir, ich habe eben eine herrliche Materie gefunden, und Sie sollen sich, wenn's beliebt, nächster Tage noch in London und ganz Alt-England aufgehängt sehen." — Und Gilray zeichnete sich selbst und den dicken Baronet in einer Caricaturen-Bude in einer so unendlich lächerlichen Stellung und komischen Beiwerken, mit der Unterschrift — der wahre Patriot, oder neueste Methode politisch berühmt zu werden — daß ganz London über den Baronet lachte. —

In England ist die Caricatur-Kunst gleichsam in ein System gebracht. Sie hat ihre eignen Formen, ihre eigene Sprache, ihre bestimmten Gränzen, in welchen sie sich hält, um nicht Pasquill zu werden, und sich der Strafe der Gesetze auszusetzen. Sie darf sich sogar an den König und die Prinzen wagen, nur ihre Namen nicht nennen, oder wenigstens nicht ganz ausschreiben. So heißt der König, den übrigens Jedermann an seiner Figur erkennt, immer nur a great Person (eine große Person), oder the K—ng, wo also nur der einzige Buchstabe i in dem Worte King fehlt. — John Bull, ein dicker, knolliger Bauer oder Spießbürger, ist immer das personificirte Englische Volk, der Franzose ein dürrer, ausgehungerter Frog-eater (Froschfresser), die politischen Damen ungeheuer dicke, aus Fleischgebirgen zusammengesetzte, Matronen u. s. w., und aus jedem Munde dieser Figuranten gehen Zeddel mit ihren Aeußerungen in die Luft. — Jeden Tag — wenn die politische Krisis hochgespannt ist — erscheinen neue Caricaturen in London; man kann sich in den Caricature-Shops darauf, wie auf Zeitun-

gen, ordentlich abonniren. Man kann leicht denken, welchen Gegenstand jetzt, wo England so starken und lebhaften Antheil an den großen Weltbegebenheiten auf dem Coutinente nimmt, sich die Londner Caricaturisten hauptsächlich gewählt haben. Ein Freund aus London schreibt mir unterm 19. Jan. d. J. „Seit dem Ausgange des „Jahres 1811, wo Europa anfieng, in der Politik mit „England überein zu denken, ist der sonstige Gegenstreit „der beiden großen politischen Parteien beinahe ganz ein„geschlafen. Die Regierung wird nun von der Opposition „unterstützt. Man sieht daher auch nicht eine einzige po„litische Caricatur über diesen Gegenstand mehr, welche „sich ausschließlich auf England bezöge; Alle betreffen „Buonaparte. Zum Beweise lege ich Ihnen von die„sen einige der besten bei, welche so eben erschienen sind, „Sie bedürfen keiner Erklärung von meiner Feder, weil „der Stoff dazu ganz vom festen Lande hergeholt ist. „Auch dürfte es noch eine geraume Zeit so bleiben."

Ich will daher auch in meiner Uebersicht mit Beschreibung dieser Englischen Caricaturen anfangen, und dann auf die Teutschen politischen Spottbilder übergehen.

A.

Englische politische Caricaturen.

No. 1. *The political Handkerchief.* (Das politische Schnupftuch.)

Es ist ein großes, auf gelben Callico oder Cotton roth gedrucktes Taschentuch, welches, in mehrere Tableaux vertheilt, Napoleon's Merkwürdigkeiten und Großthaten auf seinem Wege zur allgemeinen Weltherrschaft

zeigt. Schon die Wahl der Form und des Stoffs, und die Bestimmung eines Schnupftuchs, enthält eine Satyre. Man sieht aus den Englischen Unterschriften, welchen eine schlechte Teutsche Dolmetschung beigefügt ist, daß diese Caricatur besonders für Teutschland bestimmt, und vermuthlich eine kaufmännische Speculation für das Continent ist.

Die vier Zipfel zeigen die vier Bildnisse von Schill, dem Sandwirth Hofer, T. S. Christoph, einem der 10 Russischen Patrioten, welcher zu Moskau den 25. Septbr. 1812, und Herrmann Friese, welcher den 5. April 1813 zu Bremen erschossen wurde. Schade, daß das Tuch nicht fünfzig Zipfel hatte; wie viele Porträte gemordeter edler Patrioten hätten da noch ihren Platz gefunden!

Das erste Seitenfeld zeigt die Eröffnung von Buonaparte's Laufbahn. Bonaparte receiving the castoff Mistress of Barras, with the Command of the Army of Italy. (Bonaparte empfängt die verworfene Geliebte von Barras mit Befehle über die Italienische Armee.)

Das zweite Seitenfeld. Bonaparte ordering his soldiers to fire upon the Turkish prisoners af Jaffa. (Bonaparte befiehlt seinen Soldaten, auf die Türkischen Gefangenen zu Jaffa zu feuern.)

Das dritte Seitenfeld. Bonaparte after a mock-trial ordering the Duke D'Enghien to be shot. (Bonaparte, nach falschen Verhöre, ordinirt den Herzog D'Enghien erschossen zu werden.)

Das vierte Seitenfeld. Bonaparte and the infamous Godoy defrauding Ferdinand the VII. of his just rights at Bayonne. (Bonaparte und der ehrloſe Godoy betrügen Ferdinand VII. um ſeine billigen Rechte zu Bayonne.)

Erſtes Eckfeld. Bonaparte in Egypt professing himself a Mahometan, and trampling on the Bible. (Bonaparte in Aegypten bekennend ſich einen Mahomedaner, tritt die Bieble mit Füßen.)

Zweites Eckfeld. Bonaparte meanly betraying his officers and cowardly deserting his troops in Egypt. (Bonaparte, niederträchtig ſeine Offiziere verrathend, und feige verlaſſend ſeine Truppen in Egypten.)

Drittes Eckfeld. Bonaparte destroying the patriotic but infortunate Toussaint L'Ouverture. (Bonaparte zerſtört den patriotiſchen aber unglücklichen Touſſaint L'Ouverture.) L'Ouverture wird nämlich im Gefängniſſe gewaltſam erhenket.

Viertes Eckfeld. Bonaparte wickedly and ingratefully depriving his Holiness the Pope of his territorial Possessions. (Bonaparte, gottlos und undankbar, beraubt Seiner Heiligkeit, den Papſt, die Beſitzungen zu ſeinem Gebiete gehörig.)

Das große Mittelfeld zeigt eine freie Schaubühne, auf der es etwas wild und ſonderbar zugeht, mit der Unterſchrift: Stage of Europe. Decemb. 1812. (Europäiſche Schaubühne im Decbr. 1812.). In der Mitte der Schauſpieler ſieht man Napoleon (hier heißt er zum erſten Male Napoleon) taumelnd; der Säbel iſt ſeiner Hand entfallen; Preußen vor ihm zieht den Säbel; Ruß-

land und Schweden verfolgen ihn mit gezogenen Säbeln; neben Preußen kniet Jerome, mit gen Himmel gefalteten Händen und jammervollem Gesichte. Rechter Hand wenden sich 3 Fürsten des Rheinischen Bundes an Oesterreich, welches im Kaiser-Mantel dasteht, und mit dem Gesichte und der rechten Hand eine bedenkliche Miene und Bewegung macht. Vor und hinter der Schaubühne ist eine große Menge Volks versammelt, welches frohlocket, die Hüte jauchzend in die Luft wirft, und in allen Stellungen seinen Jubel ausdrückt.

Ueber der Bühne hängt ein kleines Tableau im Strahlenglanze, welches das Innere des Tempels des Ruhms zeigt, in welchem eine Victoria an Rußland's Wappen Napoleon's Schwerdt aufhängt, wofür Europa ihr kniend dankt. Zur Seite der Victoria kniet die Geschichte, welche das Geschehene in ihre Annalen einzeichnet. Neben diesem Tableau lies't man auf einem aufgerollten Zeddel folgende Englische und Teutsche Inschrift:

Victory seized his sword as it fell from his hand
Saying: „Europe your freedom secure."
Then hung it alost in the temple of Fame,
A Trophy to Russia while time shall remain,
Or the page History writes shall endure.

Aus seiner Hand das fallend' Schwerdt der Sieg ergriff
Und sagte: „sicher nun Europa deine Freiheit."
Dann hängt es hoch in dem Ruhmes Tempel auf
Für Rußland eine Trophee, so lange da giebt's Zeit.
Oder die Seite Geschichte da schreibt, fortdauern soll.

So reich ist das erste politische Schnupftuch, auf welchem sich Napoleon's figurirter politischer Lebenslauf

anfängt. Da nun jeder feine Gentleman doch wenigstens ein Paar Dutzend Taschentücher in seinem Wäschschranke haben muß, so hat der Englische Caricaturist noch Platz und Stoff genug, seine merkwürdige Galerie fortzusetzen.

No. 2. Political Chemist and German retorts; or Dissolving the Rhenish Confederacy.

Der Politische Chemist und Teutsche Retorten; oder die Solution (Auflösung) des Rheinischen Bundes.

Ein chemisches Laboratorium, in welchem die sämmtlichen Mächte Europen's mit einer großen Auflösungs-Operation sehr beschäftigt sind. In der Mitte steht ein chemischer Ofen, mit der Inschrift: German Stove (Teutscher Ofen), auf welchem oben eine durchsichtige Destilir-Vase steht, in welcher Napoleon in einer verzweiflungsvollen Stellung erscheint. England hebt den Deckel auf, damit Schweden noch Eisenschwefel-Solution hineingießen kann; und Napoleon schreit: Oh spare me till the King of Rome, is ripe for mischief yet to come. (O! schont mich, bis der König von Rom reif ist für das Unglück, das noch kommen wird.). Spanien stößt ämsig in einem Mörser, an welchem Saragossa geschrieben ist, und der Papst bringt in beiden Händen zwei Phiolen, auf deren einer Vial of wrath (Phiole des Zorns), und auf der andern Fulminating powder (Bannstrahl-Pulver) steht. An dem Destillir-Ofen sind sechs Vorlagen angelegt, auf welchen Intrigue and villainy (Ränke und Büberei) — Ambition and folly (Ehrgeiz und Thorheit) — Gasconade and lies (Großsprecherei und Lügen) — Arrogance and Atrocity (Uebermuth und Abscheulichkeit) — Fire and Sword (Feuer und Schwerdt). — Murder and plunder (Mord

und Plünderung) — die Etiquetten sind. John Bull trägt einen vollen Kohlenkorb, und schürt fleißig unter, und darneben kniet ein Holländischer Seemann, der das Feuer im Ofen mächtig mit Dutch bellows (Holländischen Blasebälgen) anbläßt. Zur Seite steht ein kleiner runder Tisch, an welchem mit drei andern Herren, die leicht zu errathen sind, der Adept, ein alter Kosake, sitzt, welcher, nach einem kleinen Buche in seiner Rechten, eine neue Mixtur in einem Schmelztiegel präparirt. Neben dem Tische auf der Erde liegen drei aufgeschlagene Folianten. Auf dem einen steht linker Hand, aber ausgestrichen: Napoleon protector of the Rhenish Confederacy (Napoleon Protector des Rheinischen Bundes); auf dem Gegenblatte, aber unausgestrichen: Francis, Emperor of Germany restored 1813 (Franz, Teutscher Kaiser, wieder eingesetzt 1813). Auf dem andern Folianten lies't man: Liberty of Germany (Teutschland's Freiheit); und auf dem dritten: The Downfall of Boney (Buonaparte's Sturz). — Neben dem Ofen steht noch ein flaches Gefäß mit der Inschrift: Gall (Galle).

Die ganze, gut componirte Caricatur spricht sich selbst sehr deutlich aus.

No. 3. Friends and foes — up He goes.
(Freunde und Feinde — Er fliegt auf.)

Zwölf Europäische Mächte — John Bull (das Englische Volk) ist auch mit dabei — halten ein großes sogenanntes Prelltuch, von welchem Napoleon in die Luft fliegt, so daß ihm Schwerdt, Krone und Scepter entfallen, und er Oh misericorde! ausruft. Das Prellen war ehedem eine, bei der Französischen Armee eingeführte,

leichte Offizier-Strafe, welche faire sauter sur la Couverture hieß. Diese Caricatur, welche sich ebenfalls selbst ausspricht, ist vom 12 Decbr. 1813 datirt.

No. 4. Caterers; Boney dished; a Bonne Bouche for Europe.

(Die Speisemeister. Boney aufgetischt als ein Leckerbissen für Europa).

Die Mächte Europen's sitzen und stehen um einen runden Tisch, auf welchem eine große Schüssel mit einer sonderbaren Garnirung steht. In der Mitte derselben steht halb kniend Napoleon, mit beiden Händen sich gegen die Gäste sträubend. Rund um ihn her sitzen auf dem Rande 9 seiner Marschälle mit auf den Rücken gebundenen Händen, und machen auf ihn sehr klägliche Gesichter. Die Gäste: Rußland, Oesterreich, Preußen, Schweden, Baiern, Württemberg, Holland, Sachsen, Helvetien, Italien, und England mit dem Subsidien-Seckel in der Hand, als Speisemeister (Steward), äussern, auf über ihnen schwebenden Zeddeln, ihren Beifall über dies aufgetischte Gericht, und versichern auf mancherlei Art, daß es ganz Europa sehr gut schmecken werde. Dieser Stimmenverein ist etwas langweilig.

Alle Gäste haben übrigens die Hand auf dem Schwerdte. Diese Caricatur ist vom 10. Novbr. 1813 datirt.

No. 5. The Corsican Munchausen; humming the Lads of Paris.

(Der Corsische Großsprecher, die Pariser Jokels anbrummend.) (NB. Die Worte humming und Lads sind hier fast unübersetzbar.)

Napoleon ſteht heftig bewegt auf einer Marktſchreier-Bühne, um welche ſich die Pariſer in Menge verſammelt haben, den rechten Arm nach dem Volke ausgeſtreckt, die linke Hand auf den Säbel ſtützend. Hinter ihm fällt ſein Armſtuhl um. Daneben liegt ein zerbrochener Erdglobus. Vor ihm ſteht der kleine König von Rom, auf dem Stocke reitend, mit einem ungeheuern Hute und Säbel

Napoleon haranguirt das Pariſer Volk folgendermaßen:

Did I not swear I would destroy Austria?

Did I not swear I would destroy Prussia?

Did I not leave the Russians 1200 pieces of cannon to build a monument of the victory of Moscow.

Did I not lead 498,000 men to gather fresh Laurels in Russia? —

Did I not burn Moscow, and leave 400,000 brave Soldiers to perish in the snow for the good of the french Nation?

Did I not swear I would destroy Sweden?

Did I not swear I would have *Colonies* and *Commerce?*

Did I not build more ships than you could find sailors for?

Did I not burn all the Brittish produce bought and paid for by my faithfull merchants, bevore their faces, for the good of them, and my good people of Paris?

Have I not called my troops from Holland, that they might not winter in that foggy climate?

Have I not called my troops from Spain and Portugal to the ruin of the English?

Did I not change my religion and turn Turk for the good of the french Nation?

Have I not blown up the Corporal for blowing up the bridge at Lipzig?

Have I not robbed the Churches of twenty flags to send to my Empreſs for the loſs of my own flags an eagles?

And now for the good of my Empire, behold! o ye *Lads* of Paris! I have put the *King of Rome* in *Breeches!!!*

(Schwur ich nicht, ich wollte Oeſterreich vernichten?)

(Schwur ich nicht, ich wollte Preußen vernichten?)

(Ließ ich nicht den Ruſſen 1200 Kanonen, um ein Sieges-Monument von Moskau zu erbauen?)

(Verbrannte ich nicht Moskau, und ließ ich nicht 400,000 brave Krieger, zum Beſten der Franzöſiſchen Nation, im Schnee umkommen?)

(Schwur ich nicht, ich wolle Schweden vernichten?)

(Schwur ich nicht, ich wolle Colonien und Handel haben?)

(Baute ich nicht mehr Schiffe, als Ihr nur Seeleute dazu finden konntet?)

(Verbrannte ich nicht alle Engliſchen Waaren, welche meine treuen Kaufleute erkauft und bezahlt hatten, vor

ihren Augen, zu ihrem Nutzen, und zum Besten meines guten Volks von Paris?)

(Zog ich nicht meine Truppen aus Holland, daß sie nicht in dem feuchten nebeligen Klima überwintern möchten?)

(Habe ich nicht meine Truppen aus Portugal und Spanien zum Ruin der Engländer zurückbeordert?)

(Vertauschte ich nicht meine Religion und wurde Türke, zum Besten der Französischen Nation?)

(Sprengte ich nicht den Corporal in die Luft, weil er die Brücke zu Leipzig in die Luft gesprengt hatte?)

(Raubte ich nicht 20 Fahnen aus den Kirchen, um sie meiner Kaiserin für den Verlust meiner eigenen Fahnen und Adler zu schicken?)

(Und nun — seht einmal ihr Jokels von Paris! — habe ich, zum Besten meines Reichs, den König von Rom in die Hosen gebracht!!!)

Diese Caricatur ist vom 4. Decbr. 1813 datirt. —

No. 6. The *double Humbug*, or the *Devils Imp* praying for peace.

(Die doppelte Schnurre, oder der Teufels-Gehülfe um Frieden bittend.)

Diese Caricatur ist in zwei Hälften getheilt, welche einen sehr auffallenden Contrast machen. In der ersten, welche das Innere eines Saals, mit einer Sitzung des Staatsraths zeigt, steht Napoleon vor seinem Thronstuhle, auf dessen Rücklehne eine schwarze Teufels-Harpye sitzt, und ihm einbläßt. Zu seinen Füßen liegen drei Kronen. An der Wand hängen zwei skizzirte Tableau's, de-

ren eins die Sprengung der Leipziger Brücke, das andere aber die famöſe Uebergabe der 20 Fahnen der Schlacht von Hanau an die Kaiſerin zeigt. Napoleon ſpricht folgendermaßen zum Staatsrathe, der mit ſehr bedenklichen Geſichtern da ſitzt:

Extracts of Bonaparte's Speech. Sundag 19. Decbr. 1813.

Senators, Consellors of State, Deputies from the Department to the legislative Body!

Splendid Victories have raised the Glory of the French Arms during this Campaign. In these wighty Circumstances it was my first thought to call you all around me. I have never been seduced by Prosperity. I have conceived and executed great Designs for the Prosperity and the Happineſs of the World, as a Monarch and a Father. I feel that peace adds to the security of thrones and that of families. I have accepted proposals and the Preliminaries. It is necessary to recruit my Armees by numerous levees, and an increase of Taxes becomes indispensable. — — I am satisfied with the sentiment of my People of Italy, Denmarch, Naples, America and of the nineteen Swiss-Cantons, and have acknowledged the Laws which England has in vain sought, during four centuries, to impose on France. — I have orderd discharges of Artillery on my Coming and leaving you. —

(Auszüge aus Bonaparte's Rede. Sonntags den 19. December 1813.)

(Senatoren, Staatsräthe, Deputirte von den Departements zum gesetzgebenden Körper! —

Glänzende Siege haben im letzten Feldzuge die Glorie der Französischen Waffen erhöht. Bei diesen wichtigen Umständen war es mein erster Gedanke, Euch Alle zu mir zu berufen. — Ich bin nie durch das Glück verführt worden. Ich habe große Pläne für das Wohl und Glück der Welt entworfen und ausgeführt, als Monarch und Vater. Ich fühle, daß Friede die Sicherheit der Thronen und Familien befestigt. Ich habe Friedens-Vorschläge und Präliminarien angenommen. Es ist jetzt nöthig, meine Armeen durch zahlreiche Aushebungen zu recrutiren, auch wird eine Erhöhung der Taxen unerläßlich. — Ich bin zufrieden mit den Gesinnungen meines Volks, Italien's, Däne-mark's, Neapel's, America's und der 19 Schweizer-Cantone; und ich habe die Gesetze anerkannt, welche England vierhundert Jahre lang umsonst versuchte, Frankreich aufzubürden. — Ich habe beordert, daß bei meiner Ankunft und meinem Scheiden von Euch Artillerie-Salven gegeben werden.). —

Die andere Hälfte zeigt ein lustiges Contrapost von der ersten. Rechts steht eine Gruppe Europäischer Mächte, Rußland, Preußen, Oesterreich, Schweden, Spanien, Holland, und John Bull (England), der die beiden Fäuste ballet, in gebietenden Stellungen. Vor ihnen kniet Napoleon mit zerrissenen Hosen. in bittender Stellung, legt ihnen 4 Kronen, nebst den famösen 20 Hanauer Fahnen, und sein Schwerdt zu Füßen, und hat bloß noch die Französische Krone unter dem Arme.

Hinter ihm ſteht Talleyrand, an ſeinen Klumpfüßen und Krücke kenntlich.

Napoleon hält folgende Anrede an die bewaffneten Monarchen:

Gentlemen, Emperors, Kings, Rhenish Confederations etc. etc. etc.

Behold unto You a fallen Impostor, who has for many years been drunk and intoxicated with Ambition, Arrogance and Insolence; who has decived, cheated and triched You on many occasions; who has foolishly and wickedly lost within twelve months a Million of brave but deluded Frenchmen; who has conceived the great and diabolical design of enslaving the World, and has lost all his friends except *Yankee Madison*. Now Gentlemen, to make amends for my Sins, I sollicit Your Pardon and ask for Peace, on Your own terms Gentlemen, and I will strictly adhere to till ******. You may take all those Crowns back again, except the one belonging to the *Bourbons*. My Empreſs sends You also back the 20 flags I found in some of the Churches in the course of my flight from Leipzig. — As for the Story, Gentlemen, of the corporal and the blowing up the bridge, You must know, 'twas a more Humbug to gull the Lads of Paris.

Und Talleyrand ſetzt, in einer jüdiſch dringend bittenden Stellung, hinzu:

What my Master has said is true. So hilp me God! Amen!

(Meine Herren, Kaiser, Könige und Rheinischer Bund u. s. w.

Seht hier vor Euch einen gefallenen Betrüger, welcher viele Jahre lang trunken und bezaubert von Ehrgeiz, Dünkel und Uebermuth war; welcher Euch bei vielen Gelegenheiten täuschte, hintergieng und betrog; welcher thörigt und gottlos innerhalb zwölf Monaten eine Million braver, aber betrogener, Franzosen aufopferte; welcher den großen, aber teuflischen, Plan machte, die ganze Welt in Sclaverei zu stürzen, und alle seine Freunde — außer Yankee Madison — verloren hat. Nun, Gentlemen, um meine Sünden abzubüßen, bitte ich Euch demüthig um Verzeihung und Frieden, auf Eure eignen Bedingungen, meine Herren; und verspreche ihn streng zu halten bis ******. Ihr möget alle diese Kronen hier zurücknehmen, bis auf die den Bourbons gehörige. — Meine Kaiserin schickt Euch auch die 20 Fahnen zurück, welche ich auf meiner Flucht von Leipzig in einigen Kirchen fand. — Was aber das Mährchen vom Corporal und seiner Brückensprengung betrifft, so müßt Ihr wissen, daß es eine bloße Nase war, die ich den Pariser Jokeln drehte.")

(Talleyrand. „Alles, was mein Herr und Meister hier gesagt hat, ist wahr; so wahr mir Gott helfe! Amen!")

Dies sind einige der neuesten Englischen politischen Caricaturen, welche die jetzige Gesinnung und Stimmung des Englischen Volks sehr deutlich und kräftig aussprechen, und zu historischen Belegen dienen können. Eine Caricatur, und besonders eine geistreiche Englische, worin jeder kleine muthwillige Zug des Zeichners eine

Pointe ist, gewinnt gar sehr durch die Autopsie und das Ansehen des Beschauers, und wir müssen bedauern, daß wir den Lesern der Nemesis diesen Genuß nicht zugleich mit gewähren konnten. — Ich gehe nun zu den Teutschen Spottbildern über. F. J. B.

(Die Fortsetzung folgt.)

IX.

Literarische Bemerkungen.

Unter der Ueberschrift:

Sammlung einiger wichtigen Actenstücke, welche sich aus der Zeit der Existenz des Königreichs Westphalen herschreiben, und die zur anhebenden Gesetzgebung in finanzieller Rücksicht, sowohl im Allgemeinen für alle diejenigen Provinzen, welche dazu gehörten, als insonderheit in Ansehung des Kurfürstenthums Hessen-Cassel dienen möchten. Von dem ehemaligen Präfecten des Werra-Departements und Staatsrathe, Friedrich Ludwig v. Berlepsch,

ist bei Dietrich in Göttingen (1814) eine sehr interessante Schrift erschienen.

Das Königreich Westphalen ist verschieden; ja man könnte glauben, es sey nicht lebendig zur Welt gekommen, wenn es die vier Wände nicht so arg beschrieen hätte. Es waren eitele Worte: „Un prince français réguera sur l'Elbe!“ Unser Verfasser denkt nun, nach-

dem die Erscheinung vorüber ist, sehr verständig: „Prüfet Alles, und das Gute behaltet!" Er will es ununtersucht lassen, ob die Westphälische Legislation ohne Unterschied für schlecht und verwerflich geachtet werden müsse, oder ob sie nicht etwa bloß durch eine fehlerhafte Anwendung diesen Namen mit Recht verdient habe. Es scheint ihm unmöglich, alle alten Verhältnisse unbedingt herzustellen, und darauf bauet er den Glauben, „daß die genaueste und vollständigste Kenntniß desjenigen, was in den verflossenen sechs bis sieben Jahren im Königreich Westphalen als Zwangs-Vorschrift gegolten hat, der anhebenden Gesetzgebung, vorzüglich in finanzieller Rücksicht, durchaus nothwendig und ganz unentbehrlich sey." Darauf bauet er also auch den Glauben von der Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit seiner Schrift. Wie aber, wenn — Jemand auf den Gedanken käme, durch die sieben Jahre, die das Königreich Westphalen existirt hat, einen einfachen Nullitätsstrich zu ziehen? Ein solcher — Strich würde auch durch diese Bogen, und durch den Glauben des Verfassers von ihrer Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit, fahren. Dann fiele die siebenjährige Null aus, die beiden Enden diesseits und jenseits der Null rückten zusammen, und würden, wie die beiden unter Heftpflaster gelegten Wände einer Schnittwunde, nothdürftig an einander geheilt, und damit wäre der politische Schaden, ohne die weitläuftige Ausheilungs-Methode, welche der Verf. im Sinne zu haben scheint, kurz und gut curirt.

Indeß bezeugen wir dem Verfasser gern unsern Beifall. Seine Schrift enthält zwei von ihm, als vormaligem Präfecten zu Marburg, an die Ministerialbehörde erstattete finanzielle Berichte; hierauf einen, von dem Ver-

fasser, gleichfalls als Präfecten zu Marburg, bei dem Könige eingereichten Aufsatz, in welchem er dem Regenten eröffnet, wohin die Uebersteuerung der Unterthanen zuletzt führen würde; endlich eine von dem Verf., als Casselschen Hausbesitzer, bei der Steuerbehörde übergebene, weitläuftige, Reclamationsschrift.

Diesen vier Actenstücken, von welchen das letzte in die Zeit fällt, als Hr. v. Berlepsch Mitglied des Staatsraths war, geht ein ausführlicher Vorbericht voran, mit Notizen über die, vom Verf. im Westphälischen Staatsdienste erlebten Schicksale, mit einigen Bruchstücken aus seinem politischen Glaubensbekenntnisse, und mit einer langen Reihe von Fragen ohne Auflösung, was in den Ländern des aufgehobenen Königreichs Westphalen nunmehr in finanzieller Hinsicht zu bedenken und zu berathen seyn möchte. — Sein politischer Lebenslauf in dem gedachten Staatsdienste ist kurz dieser. Er ward in Westphälische Dienste gezogen, ließ sich bei dieser und jener Gelegenheit vom Gefühl des Unrechts, das er sehen mußte, oder wohl gar selbst üben sollte, übermannen, redete und schrieb dann zu laut und zu kühn, und nicht immer in gemessenen Ausdrücken; er bekam darüber Unannehmlichkeiten, und zog sich den Unwillen des Ministers Siméon zu; er bekam einen Namen als Widersprecher, war bei den Abstimmungen im Staatsrath gewöhnlich in der Minorität, und wurde endlich, auf Veranlassung der vorhin erwähnten Reclamationsschrift, in der Liste der Staatsräthe gestrichen (den 5. Jun. 1813). Zu seinen politischen Hoffnungen gehört, daß die Freiheit der Teutschen in ihren vier Elementen sich wieder zeigen werde, nämlich: „in dem bedingten Besteuerungsrechte des Regenten; in der unbedingten Befugniß des Unterthans, seinen Wohn-

ort zu verändern und zu dienen, wo man will; in dem Rechte, seinen Landesherrn bei einem Reichsgerichte zu verklagen, und dort unparteiische Justiz zu finden, und in dem Benefiz, durch die Actenversendung an eine nicht ausgenommene Teutsche Juristenfacultät, in allen peinlichen und bürgerlichen Rechtssachen, eine unparteiische und furchtlose Rechtspflege zu finden — das Palladium Teutscher persönlicher und bürgerlicher Freiheit." Die Actenstücke selbst geben über das Steuerwesen des vormaligen Königreichs Westphalen wichtige Aufschlüsse, verdienen aber, zum Theil, von allen Teutschen Finanzmännern gelesen und beherziget zu werden. Uebrigens lernt man daraus den Verf. als einen Mann achten, der mit Muth und Energie zum Guten gerathen und gesprochen, der dem Königreiche in Hinsicht seiner Finanzwirthschaft schon sehr früh ein richtiges Prognostikon gestellt, und unerschrocken für die Unterthanen gekämpft hat. Wer im Westphälischen Dienste sich so betragen hat, als der Verf. (nach diesen Actenstücken zu urtheilen), dem kann es nur zur Ehre gereichen, in diesem Dienste gestanden zu haben.

W.

* * *

Am 17. August, einem Tage, der im Jahre 1813 doppelt und dreifach wichtig war, schrieb der Hr. Staatsrath Süvern in Berlin eine kleine Schrift, deren Ertrag für die verwundeten Krieger von den verbündeten Heeren bestimmt wurde. Sie führt folgende Ueberschrift:

Erinnerung an einige merkwürdige Aeusserungen Friedrich's des Großen. Berlin, bei Hitzig.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke, den Todestag Friedrich's, der zugleich der Anfang des Kampfs seyn sollte, den ein beispiellos großer Völkerbund für die Freiheit der Welt unternahm, mit dieser Schrift zu feiern; und sehr glücklich ist dieser Gedanke gerade durch die Einfachheit und Mäßigung, welche in der kleinen Schrift treu bewahrt sind, ausgeführt. Viele, welche das Unglück fühlten, das wir erduldeten, und die Schande, die uns entehrte, welche sich aber nicht gestehen mochten, wo die Ursachen dieses Unglücks und dieser Schande eigentlich lägen, haben auf Friedrich den Großen einen großen Theil der Schuld zu wälzen gesucht, vielleicht, weil sie fühlten, daß er etwas übernehmen konnte, ohne von seiner Größe zu verlieren, mehr jedoch wohl, weil sie Friedrichen ganz einseitig, aber freilich von der Seite, die am schärfsten hervorspringt, auffaßten. Zu läugnen ist auch wohl nicht, daß Alle gesündigt haben, Friedrich nicht ausgenommen; aber das hat Süvern den Tadlern des großen Königs aus dessen Schriften schön bemerklich gemacht, daß Friedrich schon als Kronprinz „durch das Studium der Geschichte einen hellen und richtigen politischen Blick" gewonnen hatte; daß er eben deswegen die Verhältnisse der Europäischen Staaten vortrefflich zu würdigen verstand; daß er Frankreich's unaufhörliches, den Bewohnern dieses Landes eingebornes, und von keinem Könige anders als aus Noth aufgegebenes Streben, nach Uebermacht, nach Gewinnung des Rheins, Teutschland's, Europa's, wohl erkannt; daß er den Sinn des Europäischen Gleichgewichts tief aufgefaßt hatte; daß er deswegen auch sein eigenes Verhältniß zu Oesterreich recht gut zu würdigen wußte, und daß er sich keineswegs vom Teutschen Vaterlande habe trennen können. Dieser Vertheidigung des alten Helden aber für das Vergangene, fügt

Süvern, um auch das Wichtigere, das große Werk nämlich, welches an demselben Tage begann, nicht unbeachtet zu lassen, eine Ermahnung bei, welche Friedrich — „mit dem Seherblicke, der den ächten historischen Politiker bezeichnet, die künftige Gefahr voraussehend" — den Europäischen Fürsten gab, nämlich: „nie Bündnisse und Verträge außer Acht zu lassen, wodurch sie dem Uebergewichte jener ehrgeizigen Macht gewachsen seyn können. Nur ihre Vereinigung mache sie furchtbar, und könne in Europa Friede und Ruhe erhalten. Darum müssen sie Denen nicht trauen, welche den Saamen der Zwietracht unter ihnen auszustreuen suchen." — Die Schrift schließt mit einer glücklich übersetzten — leider, übersetzten! — Weissagung Friedrich's:

Furchtbarer Zeiten Kraft, die unerschöpflich sprühet,
Erzeugt Vertheidiger, so lang ein Stern noch glühet,
O Preußen, Deinem Glanz!
Mein Lied, das sich erhebt in ahnungsvoller Sage,
Verkündigt meinem Staat bis an das Ziel der Tage
Des Glückes schönsten Kranz!

Wir sagen mit voller Seele: Amen!

* * *

Eine der frühesten, aber auch eine der gewichtigsten, kleinen Schriften, über die großen Ereignisse unserer Zeit, die keineswegs mit der Menge leichter Flugblätter verwehen soll, die jeder Tag mehrt, ist folgende:

Deutschland's Gefahren und Hoffnungen.
An Germanien's Jugend, von Friedrich Jacobs,

Herzogl. S. Gothaischen Hofrath u. s. w. Gotha, in der Beckerschen Buchhandlung. 1813.

Sie beginnt mit einer Schilderung der großen Hoffnungen, welche die Franzosen vor vier und zwanzig Jahren erregten, und der gräßlichen Art, mit welcher diese Hoffnungen betrogen wurden. Hierauf zeigt sie, wie die Krämpfe der Revolution nicht sowohl gestillt, als versetzt sind. Sie stellt dar, was Europa, was besonders das Teutsche Vaterland geduldet und erlitten hat von den Franzosen; was diese, was ihr Kaiser gewollt und erstrebt haben, und was aus Europa, was aus Teutschland geworden seyn würde, nach den großen Lehren der Geschichte, wenn die Herrschaft der Franzosen länger gedauert hätte und mehr befestigt wäre. Endlich feiert sie die Zertrümmerung derselben, und überläßt sich frohen Hoffnungen. Alles dieses auf eine Art, wie sie von Jacobs zu erwarten ist, von einem Manne, der ein reiches Gemüth mit dem Schönsten, das die Vergangenheit darbietet, genährt, und in humanistischen Studien den ächtmenschlichen Sinn nicht, wie Viele, abgestumpft, sondern gekräftigt hat. Möchte doch seine Weissagung in Erfüllung gehen! „In Teutschland, in dem Herzen Europa's, wird die erste der Tugenden ihre reinsten Altäre errichten. — Teutschland wird herrlicher aufblühen als je; von der Bürger heiligem Blute getränkt wird die Eiche des Vaterlandes frische Zweige treiben, und unter ihrem Schatten die Enkel mit stolzem und klopfendem Herzen das Gedächtniß ihrer Väter feiern. Ein Band der Treue wird alle Völker der Teutschen Erde umschlingen, und sie, die jetzt Gut und Blut für Eine Sache, auf Einem Schlachtfelde opfern, werden sich, auch nach vollbrachtem Kampfe, brüderlich die Hände reichen! u. s. w."

— Uebrigens ist von dieser Schrift schon eine zweite, vermehrte, Auflage erschienen.

* * *

Der General Jomini, ein Schweizer, aus der Waadt, der bekanntlich während des Waffenstillstandes im Sommer 1813 das Französische Heer verließ, zu den Verbündeten übergieng, und vom Kaiser Alexander als General-Lieutenant und General-Adjudant angestellt wurde, hat sein Benehmen auf einigen Blättern:

Extrait d'une brochure intitulée: Mémoires sur la Campagne de 1813, par le General *Jomini*. A Leipzig, Octobre 1813. — Teutsch mit der Aufschrift:

Auszug aus den Memoiren über den Feldzug 1813, vom General Jomini. Leipzig, 1813.

zu rechtfertigen gesucht. Wir wollen auf diese Blätter aufmerksam machen, indem wir voraussetzen, daß viele Menschen begierig seyn werden, zu erfahren, was einen so ausgezeichneten General, der auch als geistreicher Schriftsteller berühmt ist, zu dem außerordentlichen Schritte bewogen habe. Die Ursachen zu demselben waren doppelter Art: theils im Allgemeinen Unzufriedenheit mit Napoleon's Wollen und Art, theils im Besondern persönliche Kränkungen. Ein Urtheil über die Sache ist aber eben so wenig nöthig, als die Schrift eines Auszugs fähig ist. Sie hat uns auch besonders deswegen erfreuet, daß sie uns Hoffnung zu Denkwürdigkeiten aus dem Feld-

zuge 1813 macht, auf welche wir, von einem solchen erfahrnen Kenner der Kriegskunst, sehr begierig sind. —

* * *

Unter der bescheidenen Ueberschrift:

Wanderung nach dem Schlachtfelde von Leipzig im October 1813. Ein Beitrag zur neuesten Zeitgeschichte von E. B.

ist im Verlage des geographischen Instituts zu Weimar (1814) eine sehr interessante Schrift, in Quart, erschienen, die keiner übersehen soll, der sich um die neuesten Ereignisse bekümmert, und eine klare Ansicht von denselben zu gewinnen wünscht. Sie giebt in der That einen bedeutenden Beitrag zur neuesten Geschichte. Zuerst giebt sie fünf Briefe, meist in Leipzig, unmittelbar nach dem Siege, geschrieben. In einer einfachen und angenehmen Sprache liefern diese Briefe manche charakteristische Züge über die großen Tage der Befreiung Teutschland's.

Die kleinen Abentheuer des Verf. auf der Reise sind anziehend beschrieben, der Anblick der Zerstörung um Leipzig und des Leichenbedeckten Schlachtfeldes ist trefflich geschildert über die großen Begebenheiten selbst Einiges angemerkt, und die edelste Gesinnung für Freiheit und Vaterland immer bewährt. Hierauf folgt in einer zweiten Abtheilung eine Beschreibung der Schlacht von Leipzig. Es versteht sich: eine vollendete Darstellung dieses großen Ereignisses ist noch nicht möglich, noch lange nicht. Aber, was geschehen konnte, das hat der Verfasser treulich zu

leisten gestrebt. Die amtlichen Berichte über die Schlachten sind sämmtlich benutzt und verglichen; von unterrichteten Officieren sind, soviel möglich, Aufklärungen eingezogen; Alles ist nach den Schlachttagen an einander gestellt, und das Ganze durch zwei saubere Chärtchen erläutert: das erste giebt den Plan von der Schlacht am 16ten, das zweite den Plan von der Schlacht am 18ten und 19ten Octbr. Der allgemeinen Darstellung der Schlacht sind noch sechs Beilagen angehängt, die sehr willkommen seyn müssen. In denselben wird theils eine Uebersicht von dem Bestande und der Stärke der beiderseitigen Heere, theils Nachricht gegeben von der Theilnahme einzelner Corps an den glorreichen Begebenheiten. Alles ist in diesen Beilagen nicht gleich gewiß, aber Einiges ist offenbar aus der besten Quelle geschöpft, und darum möglichst vollständig, z. B. die dritte Beilage über die Theilnahme des Kleist'schen Corps an der Schlacht. Aus Allem aber geht unstreitig hervor, daß die Uebermacht der Verbündeten bei Leipzig bei weitem nicht so groß gewesen, als man wohl hin und wieder geglaubt hat, und daß mithin der Sieg keineswegs der Masse zuzuschreiben sey, sondern der Stärke sittlicher Kräfte.

Endlich können wir nicht unerwähnt lassen, daß nach auf dem Titel dieser Schrift ein artiger Gedanke zu einer Denkmünze auf die Schlacht bei Leipzig angegeben ist, der ausgeführt zu werden verdiente. Vier festverbundene Ritterhände sprengen mit dem Blitzstrahl ihre vereinten Kraft eine schwere Kette. Umher ist zu lesen Vinculis ruptis Germania liberata, Gallis Lipsiae profligatis. Auf der Kehrseite lehnt ein Genius einen ehernen Schild an einen mächtigen Eichbaum, un in denselben gräbt die Muse der Geschichte die Namen unserer Be-

freier. Unten steht Tag und Jahr; umher der sinnige Spruch: VICIt ConCorDIa regVM.

* * *

Endlich wollen wir für diesmal noch einer Predigt erwähnen, die wir zunächst wegen ihres innern Werths, dann auch wegen der Bestimmung des Ertrags — für die Vertheidiger des Vaterlandes — von recht Vielen gekauft wünschen:

Die Begeisterung des Christen für die gute Sache. Eine Predigt auf Veranlassung der, in den Herzogthümern Weimar und Eisenach zu errichtenden Landwehr u. s. w. — von Dr. Johann Gott. Marezoll. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1814.

Marezoll hat den Ruhm, einer unserer ersten Kanzelredner zu seyn, längst gewonnen und verdient; durch diese Predigt hat er ein neues Recht auf denselben erworben. Die große, heilige Sache, für welche er spricht, hat seine Beredtsamkeit gehoben und geheiligt. Alles ist so einfach und klar, als eindringlich und ergreifend gesagt. Die Begeisterung, welche jeder Wohlgesinnte für die Rettung des Vaterlandes von Schande und Knechtschaft empfindet, wird in dieser Predigt durch Grundsätze des Christenthums theils geläutert, theils gerechtfertigt. Gewiß, unter den vielen erfreulichen Erscheinungen unserer Zeit, ist es keine der geringsten, daß bedeutende Geistliche das Vaterland über alten mystischen Glaubenslehren oder über der Anempfehlung allgemeiner Menschenliebe, nicht mehr

vergessen, daß sie die Ansicht laut von heiliger Stätte verkündigen, für das Vaterland zu leben und zu sterben, sey die höchste Tugend, und daß sie es weder unter sich, noch den Grundsätzen unserer Religion entgegenhalten, die Verhältnisse des Lebens zu beachten, für dieselben zu reden, und für dieselben Herz und Mark zu reizen und zu stärken!

Beilagen.

Beilagen.

B.

Verträge zwiſchen Frankreich u. Preußen vom 24. Febr. 1812.

(Zu S. 257 des II. Stücks gehörig.)

a) *Convention spéciale entre S. M. l'Empereur des Français, Roi d'Italie, et S. M. le Roi de Prusse, signée à Paris, le 24 février, ratifiée à Berlin, le 4 mars* 1812.

S. M. l'Empereur des Français, Roi d'Italie, etc., et S. M. le Roi de Prusse, ayant fixé leur attention sur la déclaration remise dans le mois d'avril dernier, par les ministres de Russie, près les différentes cours, et notamment près de celle de Berlin, sur les armemens qui s'en sont suivis de part et d'autre, et sur le nouveau système du commerce des marchandises coloniales récemment établi en Russie, en opposition au traité de Tilsit; se trouvant autorisés par de telles circonstances à prévoir un changement de disposition de la part de la cour de Pétersbourg, et la possibilité d'une rupture plus ou moins prochaine, conservant toutefois l'espoir que leurs appréhensions, quelque fondées qu'elles puissent être en ce moment, ne seront pas confirmées par l'événement, mais voulant cependant, le cas arrivant, que tout soit réglé et convenu d'avance entr'eux, pour l'exé-

cution du traité d'alliance de ce jour, ont résolu, conformément à l'article 3 dudit traité, de statuer à cet égard par une convention éventuélle, et spéciale, et ont à cet effet nommé pour leurs plénipotentiaires, savoir:

S. M. l'Empereur des Français, Roi d'Italie, etc., M. Hugues-Bernard, comte Maret, duc de Bassano, etc., son ministre des relations extérieures;

Et S. M. le Roi de Prusse, M. Fréderic-Guillaume-Louis, baron de Krusemarck, etc., son envoyé extraordinaire et ministre plénipotentiaire près S. M. l'Empereur des Français, Roi d'Italie;

Lesquels, après s'être communiqué leurs-pleins-pouvoirs, sont convenus des articles suivans:

Art. 1. Dans le cas où la guerre viendroit à éclater entre la France et la Russie, S. M. le Roi de Prusse fera cause commune avec S. M. l'Empereur et Roi.

2. S. M. le Roi de Prusse fournira un contingent de vingt mille hommes, composé de quatorze mille hommes d'infanterie, quatre mille hommes de cavalerie et deux mille hommes d'artillerie, avec soixante pièces de canon, ayant un double approvisionnement, et des équipages militaires pour transporter en farine dix à vingt jours de vivres.

Ledit contingent sera toujours tenu au complet dudit nombre présent sous les armes.

3. Ce contingent sera, le plus que possible, réuni dans le même corps d'armée, et employé de préférence à la défense des provinces prussiennes, sans que S. M. le Roi de Prusse entende par-là gêner en rien les dispositions militaires de l'armée dans laquelle ses troupes seront employées.

Les troupes qui doivent composer ledit contingent se réuniront, savoir: celles qui se trouvent en Silésie, à Breslau; celles qui se trouvent en-deçà de l'Oder, à Berlin; et celles qui se trouvent dans les provinces orientales, à Koenigsberg.

Elles seront prêtes à se mettre en marche de ces divers points, au 15 mars.

4. Indépendamment du corps ci-dessus, un corps de troupes prussiennes composé de quatre mille hommes, tiendra garnison à Colberg, et fournira, s'il est nécessaire, des détachemens pour la défense des côtes. Un corps de douze cents hommes tiendra garnison à Potsdam, dans le cas où S. M. le Roi jugeroit à propos de s'établir dans ladite résidence, le nombre de troupes qui y tiendroit garnison pourroit être porté jusqu'à trois mille hommes. Un corps de dix mille hommes fournira

les garnisons aux places fortes de la Silésie. Un corps de trois mille hommes tiendra garnison à Graudentz.

Les commandans des places de Colberg et de Graudentz transmettront régulièrement les états de situation de leur place et de leur garnison à l'état-major-général. Ils seront tenus d'obéir aux ordres qu'il leur donnera pour le service de l'armée. Il recevront dans lesdites places, les officiers que l'état-major-général jugeroit à propos d'y établir pour objets de service, et les escouades d'artillerie qui y seroient envoyées pour la confection des munitions; mais aucun corps de troupes ne pourra y entrer. Il n'y sera fait aucun nouvel ouvrage, que de concert avec les généraux français.

5. S. M. I. et R. promet et s'engage de son côté, à prendre part à la guerre avec toutes ses forces disponibles.

6. Les troupes françaises ou alliées pourront traverser et occuper les provinces prussiennes, à l'exception de la Haute-Silésie, du comté de Glatz, et des principautés de Breslau, d'Oels et de Brieg. Elles n'entreront, ni dans cette partie de la Silésie, ni dans les pays qui ne feront pas partie des lignes d'opérations. La ville de Potsdam sera exempte du passage des troupes et de garnison française ou alliée. Il pourra être détaché de la garnison de Potsdam une compagnie pour la garde du château de Charlottenbourg, et une compagnie pour la garde des palais du Roi à Berlin. Aucun officier ou employé ne pourra, sous quelque prétexte que ce soit, entrer ou loger dans lesdits palais et château et leurs dépendances, sans la permission du gouverneur qui y sera établi par S. M. le Roi de Prusse.

7. Les lignes d'opérations seront dans les pays entre l'Elbe et l'Oder, entre l'Oder et la Vistule, et entre la Vistule et la Memel ou le Niemen. Il n'y aura sur lesdites lignes d'opérations, pas d'autres troupes prussiennes que la milice bourgeoise la gendarmerie, et le nombre d'hommes strictement né essaire, et dont il sera convenu pour le maintien de l'o dre.

8. Les commandans français qui seront établis sur les lignes d'opérations, ne pourront s'immiscer ni directement ni indirectement, dans ce qui regarde le gouvernement et l'administration civile. Ils auront dans leurs attributions tout ce qui concerne les réquisitions, la fourniture des subsistances aux troupes, le service des hôpitaux militaires, la police et le maintien de l'ordre et de la sûreté sur les derrières de l'armée, pour ce qui la concerne.

9. Il pourra être fait au besoin par les administrateurs ou commandans français, des réquisitions aux autorités locales ou commissaires prussiens, pour les vivres et les charrois. Le décompte en sera fait tous les trois mois par l'intendant-général de l'armée; les récépissés particuliers seront convertis en un récépissé général, et la valeur en sera acquittée, ou par compensation sur les contributions dues par la Prusse, ou à la fin de la campagne.

10. S'il devenoit nécessaire de tirer de l'artillerie, des poudres, boulets, cartouches, et d'autres munitions de guerre, des places fortes des Etats prussiens, S. M. le Roi de Prusse prend l'engagement de faire mettre à la disposition de l'armée française ou alliée, sauf compensation sur les contributions, ou paiement à la fin de la campagne, tous ceux desdits objets que S. M. le Roi ne jugera pas nécessaires à la défense desdites places, ou pour l'usage de son armée.

11. La Prusse ne fera aucune levée, aucun rassemblement de troupes, aucun mouvement militaire, pendant que l'armée française occupera son territoire ou sera sur le territoire ennemi, si ce n'est pour l'avantage de l'alliance et de concert entre les deux puissances.

12. Les délits qui seroient commis envers des individus de l'armée alliée, seront jugés par des commissions militaires formées par les généraux de ladite armée. L'accusé aura un défenseur de sa nation.

13. Dans le cas d'une heureuse issue de la guerre contre la Russie, si malgré les voeux et les espérances des hautes parties contractantes, elle venoit à avoir lieu, S. M. I. s'engage à procurer à S. M. le Roi de Prusse, une indemnité en territoire pour compenser les sacrifices et charges que S. M. aura supportées pendant la guerre.

14. Quant aux places de Glogau, de Custrin et de Stettin, maintenant occupées par les troupes françaises, les frais d'entretien de leurs garnisons, et pour les approvisionnemens de siége, etc., seront, à dater du jour de la signature de la présente convention pour la place de Glogau, et du jour où S. M. le Roi de Prusse aura rempli les engagemens contractés par la convention sur l'acquittement de la contribution, signée simultanément avec la présente, pour les places de Stettin et de Custrin, à la charge de S. M. l'Empereur. Un arrangement particulier aura lieu entre les deux souverains, sur la durée de l'occupation des places susmentionnées par les troupes françaises.

15. La présente convention restera secrète et ne pourra, dans aucun cas, être rendue publique, ou communiquée à un gouvernement étranger par l'une ou l'autre des deux hautes parties contractantes. Elle sera ratifiée, et les ratifications en seront échangées à Berlin, dans l'espace de dix jours, ou plus tôt si faire se peut.

Fait et signé à Paris, le 24 février 1812.

Signé H. B. duc DE BASSANO.
Le baron DE KRUZEMARCK.

---

a) Besondere Uebereinkunft zwischen Sr. M. dem Kaiser der Franzosen, Könige von Italien, und Sr. M. dem Könige von Preußen, unterzeichnet zu Paris, den 24. Febr., genehmigt zu Berlin, den 4. März 1812.

Se. M. der Kaiser der Franzosen, König von Italien u. s. w., und Se. M. der König von Preußen haben ihre Aufmerksamkeit auf die Erklärung gerichtet, welche im vorigen Monat April von den Ministern Rußland's bei verschiedenen Höfen, und namentlich bei dem Hofe zu Berlin, übergeben worden ist, auf die Bewaffnungen, welche derselben von beiden Seiten gefolgt sind, und auf das neue, kürzlich in Rußland, dem Vertrage von Tilsit zuwider, eingeführte Handelssystem mit Colonialwaaren. Durch diese Umstände finden sie sich berechtigt, eine Veränderung der Gesinnung des Hofs zu Petersburg, und die Möglichkeit eines mehr oder minder nahen Bruchs vorauszusehen. Zwar hegen sie noch die Hoffnung, daß ihre Besorgnisse, wie gegründet sie auch in diesem Augenblicke seyn mögen, nicht in der That bestätigt werden sollen, aber sie wollen doch auch, daß, wenn der Fall einträte, Alles im Voraus zwischen ihnen zur Erfüllung des Bundesvertrags vom heutigen Tage geordnet und bestimmt sey. Also haben sie, gemäß dem 3ten Artikel besagten Vertrags, beschlossen, eine allenfallsige und besondere Uebereinkunft in dieser Beziehung aufzustellen; und für diesen Zweck haben sie zu ihren Bevollmächtigten ernannt, nämlich:

Se. M. der Kaiser der Franzosen, König von Italien, u. s. w. Hrn. Hugo Bernhard, Grafen Maret, Herzog

von Bassano, u. s. w. seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten;

Und Se. M. der König von Preußen, Hrn. Friedrich Wilhelm Ludwig, Baron von Krusemarck, seinen außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister bei Sr. M. dem Kaiser der Franzosen, König von Italien.

Diese sind, nachdem sie sich ihre Vollmachten einander mitgetheilt haben, über folgende Artikel übereingekommen.

Art. 1. Falls der Krieg zwischen Frankreich und Rußland zum Ausbruche käme, soll Se. M. der König von Preußen gemeine Sache mit Sr. M. dem Kaiser und Könige machen.

2. Se. M. der König von Preußen soll einen Hülfstheil von zwanzigtausend Mann stellen, bestehend aus vierzehntausend Mann Fußvolk, viertausend Mann Reiterei und zweitausend Mann vom Geschütz, mit sechszig Kanonen, versehen mit doppeltem Bedarf, und mit Kriegsfuhrwerk, um Mehl zum Unterhalt auf zehn bis zwanzig Tage fortzuschaffen.

Besagter Hülfstheil soll immer vollständig von besagter Zahl unter den Waffen erhalten werden.

3. Dieser Hülfstheil soll, so schnell als möglich, in einen einzigen Heerhaufen vereinigt, und vorzüglich zur Vertheidigung der preußischen Marken verwendet werden, ohne daß jedoch Se. M. der König von Preußen hierdurch die Kriegsentwürfe des Heers, zu welchem ihre Truppen gewiesen werden, irgend zu beschränken meinte.

Von den Truppen, welche besagten Hülfstheil ausmachen sollen, werden sich diejenigen, welche sich in Schlesien befinden, zu Breslau vereinigen, die, welche sich diesseits der Oder befinden, zu Berlin, und die, welche sich in den östlichen Ländern befinden, zu Königsberg.

Sie sollen bereit seyn, sich am 15ten März von diesen verschiedenen Orten aus in Marsch zu setzen.

4. Unabhängig von diesen Haufen, wird ein Haufe preußischer Truppen, aus viertausend Mann bestehend, Colberg besetzt halten, und, wenn es nöthig ist, Entsendungen zur Vertheidigung der Küsten hergeben. Ein Haufe von zwölfhundert Mann soll Potsdam besetzt halten; falls Sr. M. dem König belieben sollte, in besagter Residenz zu wohnen, so würde die Zahl der Truppen, welche dieselbe besetzt hielten, auf dreitausend Mann vermehrt werden können. Ein Haufe von zehn-

tausend Mann soll die Besatzungen in den festen Plätzen Schlesiens ausmachen. Ein Hause von dreitausend Mann soll Graudenz besetzt halten.

Die Anführer in der Festung Colberg und Graudenz sollen die Berichte von dem Zustand ihres Platzes und dessen Besatzung dem Generalstabe regelmäßig übermachen. Sie sollen gehalten seyn, den Befehlen zu gehorchen, welche ihnen derselbe für den Dienst des Heers geben wird. Sie sollen in besagte Festungen die Offiziere, welche der Generalstab in Dienstsachen daselbst aufzustellen für gut halten könnte, aufnehmen, und solche Leute vom Geschütz, welche zur Verfertigung von Munition dahin geschickt werden möchten; aber kein Truppenhaufe soll daselbst einziehen. Auch soll daselbst keine neue Befestigung angelegt werden, ohne Rücksprache mit dem Generalstabe.

5. Se. Kaiserl. u. Königl. Majestät verspricht und verbindet sich von ihrer Seite, an dem Kriege mit allen ihren freien Kräften Theil zu nehmen.

6. Die französischen oder verbündeten Truppen können die preußischen Länder durchziehen und besetzen, mit Ausnahme von Oberschlesien, der Grafschaft Glatz und der Fürstenthümer Breslau, Oels und Brieg. Sie sollen weder diesen Theil von Schlesien betreten, noch die Länder, welche nicht zur Operationslinie gehören. Die Stadt Potsdam soll von Truppendurchzügen von französischer oder verbündeter Besatzung frei bleiben. Von der Besatzung Potsdams soll eine Compagnie entsendet werden können als Wache des Schlosses in Charlottenburg, und eine andere Compagnie als Wache der Königl. Paläste in Berlin. Kein Offizier oder Angestellter soll, unter welchem Vorwand es auch seyn möge, besagte Paläste und Schloß, nebst Zubehör, betreten oder darin wohnen, ohne die Erlaubniß des Statthalters, der von Sr. M. dem Könige von Preußen daselbst aufgestellt werden wird.

7. Die Operationslinien werden in den Ländern zwischen der Elbe und der Oder seyn, zwischen der Oder und Weichsel und zwischen der Weichsel und der Memel oder dem Niemen. Auf besagten Operationslinien sollen keine andere preußischen Truppen seyn als die Bürgermiliz, die Gendarmerie, und die Mannszahl, die schlechthin nothwendig ist, und über welche man, zur Erhaltung der Ordnung, übereinkommen wird.

8. Die französischen Befehlshaber, auf den Operationslinien aufgestellt, sollen sich weder mittelbar noch unmittelbar in das, was die bürgerliche Regierung und Verwaltung anlangt, mischen können. Sie werden Alles zu besorgen haben, was die Forderungen betrifft, die Verpflegung der Truppen, den Dienst der Lazarethe, die Erhaltung der Polizei und der Sicherheit im Rücken des Heers, so weit sie dieses angeht.

9. Von den französischen Verwaltern und Befehlshabern können, wenn es nöthig ist, bei preußischen Ortsobrigkeiten oder Commissarien Lebensmittel und Fuhrwerk gefordert werden. Die Abrechnung hierüber soll alle drei Monate von dem Oberaufseher des Heers gemacht, die besondern Empfangscheine sollen in einen allgemeinen Empfangschein umgeschrieben, und dessen Betrag entweder durch Gutschreibung auf die, von Preußen noch schuldige, Contribution, oder am Ende des Feldzugs entrichtet werden.

10. Wenn es nöthig wäre, Geschütz, Pulver, Kugeln, Patronen oder andere Kriegsbedürfnisse aus den Festen der preußischen Staaten zu ziehen, so übernimmt Se. M. der König von Preußen die Verpflichtung, Alles von besagten Gegenständen, was Se. M. der König nicht für nothwendig zur Vertheidigung besagter Festen oder zum Gebrauche seines Heers hält, zur Verfügung des französischen oder verbündeten Heers zu stellen, jedoch mit Vorbehalt der Gutschreibung auf die Contributionen, oder der Zahlung am Ende des Feldzugs.

11. Preußen soll keine Aushebung, keine Truppenversammlung, keine kriegerische Bewegung veranstalten, so lange das französische Heer sein Gebiet besetzt halten, oder sich auf feindlichem Gebiete befinden wird, es müßte denn zum Vortheile des Bündnisses und in Uebereinstimmung beider Mächte geschehen.

12. Verbrechen, welche gegen Einzelne des verbündeten Heers begangen werden möchten, sollen durch Kriegscommissionen, von den Anführern besagten Heers gebildet, gerichtet werden. Der Angeklagte soll einen Vertheidiger aus seinem Volk erhalten.

13. Im Fall eines glücklichen Ausgangs des Kriegs wider Rußland, wenn derselbe gegen die Wünsche und Hoffnungen der hohen, sich verbündenden Theile Statt haben sollte, macht sich Se. Kaiserl. Majestät anheischig, Sr. M. dem Könige von Preußen, eine Entschädigung an Land zu verschaffen, um die

Aufopferungen und Lasten auszugleichen, die Se. Maj. während des Kriegs zu tragen haben wird.

14. Was die, gegenwärtig von französischen Truppen besetzten, Plätze Glogau, Küstrin und Stettin betrifft, so sollen die Kosten des Unterhalts ihrer Besetzung und zu dem Belagerungsbedarf, für Glogau von dem Tage der Unterzeichnung gegenwärtiger Uebereinkunft an, für Stettin und Küstrin aber, von dem Tage an, da Se. M. der König von Preußen die Verbindlichkeiten, die in der, zugleich mit der gegenwärtigen unterzeichneten, Uebereinkunft wegen Abtragung der Contribution angegeben sind, erfüllt haben wird, Sr. M. dem Kaiser zur Last seyn. Eine besondere Anordnung soll zwischen den beiden Mächten getroffen werden über die Dauer der Besetzung obenwähnter Plätze durch die französischen Truppen.

15. Die gegenwärtige Uebereinkunft soll geheim bleiben, und kann in keinem Falle bekannt gemacht oder einer fremden Regierung von einer der beiden hohen, sich verbündenden, Theile mitgetheilt werden. Sie soll genehmigt, und die Genehmigungen sollen zu Berlin in zehn Tagen, oder wenn es möglich ist früher, ausgewechselt werden.

Geschehen und unterzeichnet zu Paris, d. 24. Febr. 1812.

(Unterz.) H. B. Herzog von Bassano.
Der Baron von Krusemarck.

---

b) *Seconde convention spéciale entre S. M. l'Empereur et Roi et S. M. le Roi de Prusse, signée à Paris, le 24 février, et ratifiée à Berlin le 4 mars* 1812.

S. M. l'Empereur des Français, Roi d'Italie, etc. et S. M. le Roi de Prusse, voulant régler, par un nouvel arrangément, l'exécution des conventions des 8 septembre et 5 décembre 1808, ont nommé pour leurs plénipotentiaires, savoir:

S. M. l'Empereur des Français, etc., M. Hugues Bernard, comte Maret, duc de Bassano, grand aigle de la Légion d'honneur, etc., son ministre des relations extérieures.

Et S. M. le Roi de Prusse, M. Henri de Beguelin, conseiller d'état, etc., son fondé de pouvoir;

Lesquels, après s'être communiqué leurs pleins pouvoirs respectifs, sont convenus des articles suivans.

Art. 1. Pendant tout le tems que les troupes françaises se trouveront sur le territoire de S. M. le Roi de Prusse, et pendant toute la durée de la guerre avec la Russie, si elle vient à avoir lieu, le paiement en argent des contributions restant dues par S. M. le roi de Prusse sera suspendu; les intérêts courront à la charge de sadite Majesté.

2. S. M. l'Empereur des Français acceptera à compte desdites contributions et pour comptant les denrées et munitions que S. M. le Roi de Prusse s'engage à fournir jusqu'à concurrence des quantités ci-après déterminées.

3. S. M. le Roi de Prusse s'engage,

1°. A faire verser par quart, de mois en mois, à compter du 1er mars prochain, dans les magasins de l'armée française:

Deux cent mille quintaux de seigle;
Vingt-quatre mille quintaux de riz et légumes secs;
Deux millions de bouteilles d'eau-de-vie;
Deux millions de bouteilles de bière;

2°. A faire verser par huitième de mois en mois, à compter du 1er mars, dans les magasins de l'armée française:

Quatre cent mille quintaux de froment;
Six cent cinquante mille quintaux de foin;
Trois cent cinquante mille quintaux de paille;
Six millions de boisseaux d'avoine.

3°. A faire fournir, par sixième, de mois en mois, à commencer du 1er mars:

Quarante-quatre mille boeufs.

Sur ce nombre de quarante-quatre mille, seront compris six cent boeufs d'attelage qui seront livrés, sous le plus bref délai, dans la place de Dantzick.

4°. A faire fournir, par quart, de mois en mois, à compter du 1er mars:

Quinze mille chevaux, dont
Six mille de cavalerie légère;
Trois mille de grosse cavalerie;
Six mille d'artillerie ou d'équipage militaire.

Ces chevaux devront être de l'âge de cinq ans au moins, et de sept ans au plus.

5°. A faire fournir, par quart, de mois en mois:

Six cent mille livres de poudre;
Trois cent mille livres de plomb.

6°. A faire fournir pour les transports de l'armée:

Trois mille six cent voitures attelées et pourvues de leurs conducteurs, portant chacune quinze cents pesant,

composant cents vingt brigades de trente voitures chacune et formées en trois divisions, savoir:

La première de Magdebourg à l'Oder;

La seconde de l'Oder à la Vistule;

La troisième de la Vistule aux frontières de la Russie.

7°. A faire établir des hôpitaux pour 20,000 malades et à fournir pour lesdits hôpitaux les bâtimens, le mobilier, le linge, les vivres, les médicamens, les hommes de service et les officiers de santé qui serviront concurremment avec les officiers de santé français.

4. Les subsistances seront versées dans les lieux qui seront indiqués par l'intendant général de l'armée, savoir: la moitié dans les places de l'Oder et de la Vistule, y compris Modelin, et l'autre moitié dans les places de la Prusse orientale et occidentale.

5. Les chevaux seront livrés dans les dépôts qui seront indiqués par l'intendant général de l'armée.

6. La poudre et le plomb seront livrés dans les places de Modelin, Thorn et Dantzick, dans les proportions qui seront déterminés par le commandant de l'artillerie.

7. Les hôpitaux seront établis dans les lieux qui seront désignés par l'intendant-général de l'armée.

8. Tous les transports sur les lieux désignés par l'intendant-général seront faits par l'administration prussienne.

9. L'évaluation tant du prix des denrées fournies que des frais de tranports, des journées d'hôpitaux et des journées des 3600 voitures sera fait, de gré à gré, entre l'intendant-général et un Commissaire de S. M. le Roi de Prusse.

10. Les récépissés des denrées qui seront versées, seront livrés à mesure des versemens. Le décompte en sera fait tous les trois mois par l'intendant-général de l'armée, et les récépissés particuliers convertis en un récépissé général, afin de constater les époques du remboursement à compte des contributions, et la portion d'intérêts qui cessera de courir.

11. Toutes les denrées et approvisionnemens qui se trouvent dans les places de Colberg et de Graudenz et qui excèdent les quantités nécessaires à l'approvisionnement desdites places, pendant une année, savoir: de Colberg, pour une garnison de 4000 hommes, et de Graudentz pour une garnison de 3000 hommes, seront, dans les huit jours qui suivront l'échange des ratifications de la présente convention, dirigées sur les magasins de

Custrin, Stettin et Dantzick, et reçues à compte des quantités à fournir conformément à l'art. 3 ci-dessus.

12. Les actes de garantie fournis par les états des provinces prussiennes, pour sûreté du paiement des contributions de guerre, seront remis à S. M. le Roi de Prusse et échangés contre une obligation du gouvernement prussien, dont le montant sera le même que celui desdits actes de garantie.

13. Aussitôt que les versemens et livraisons à faire, en exécution de la présente convention, auront été effectués en totalité, le compte général de leur quantité et valeur sera arrêté, ainsi que le compte définitif en capital et intérêts des contributions dues par S. M. le Roi de Prusse. Il sera pris alors de nouveaux arrangemens entre les deux hautes parties contractantes pour l'acquittement du solde qui résultera desdits comptes à la charge de l'une ou de l'autre.

14. La présente convention restera secrète.

15. Elle sera ratifiée, et les ratifications en seront échangées à Berlin, dans l'espace de dix jours, ou plus tôt si faire se peut.

Fait et signé à Paris le 24 février 1812.

H. B. duc de Bassano.
H. de Beguelin.

---

b) Zweite besondere Uebereinkunft zwischen Sr. M. dem Kaiser der Franzosen, Könige von Italien, und Sr. M. dem Könige von Preußen, unterzeichnet zu Paris, den 24. Februar, genehmigt zu Berlin, den 4. März 1812.

Da Se. M. der Kaiser der Franzosen, König von Italien, u. s. w. und Se. M. der König von Preußen die Vollziehung der Verträge vom 8. Sept. und 5 Dec. 1808 durch eine neue Anordnung bestimmen wollen, so haben Sie zu ihren Bevollmächtigten ernannt, nämlich:

Se. M. der Kaiser der Franzosen, u. s. w. Hrn. Hugo Bernhard, Grafen Maret, Herzog von Bassano, Großadler der Ehrenlegion, u. s. w. seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Und Se. M. der König von Preußen, Hrn. Heinrich v. Beguelin, Staatsrath, u. s. w. seinen Bevollmächtigten.

Diese sind, nachdem sie einander ihre Vollmachten mitgetheilt, über folgende Artikel übereingekommen.

Art. 1. So lange die französischen Truppen sich auf dem Gebiete Sr. M. des Königs von Preußen befinden werden, und während der ganzen Dauer des Kriegs mit Rußland, falls er Statt haben sollte, soll die baare Bezahlung der, von Sr. M. dem Könige von Preußen noch schuldigen, Contribution aufgeschoben seyn; die Interessen aber besagter Majestät zur Last laufen.

2. Se. M. der Kaiser der Franzosen wird auf Rechnung besagter Contributionen und statt baaren Geldes Lebensmittel und Munition annehmen, welche Se. M. der König von Preußen sich anheischig macht, in nachbestimmten Größen zu liefern.

3. S. M. der König von Preußen verpflichtet sich:

1°. Jeden Monat, vom ersten künftigen März an gerechnet, in die Magazine des französischen Heers Viertelweise liefern zu lassen: 200,000 Centner Roggen, 24,000 Centner Reiß und trockene Gemüse, 2,000,000 Flaschen Branntwein, 2,000,000 Flaschen Bier.

2°. Jeden Monat, vom ersten März an gerechnet, in die Magazine des französischen Heers Achtelweise liefern zu lassen: 400,000 Centner Waizen, 650,000 Centner Heu, 350,000 Centner Stroh, 600,000 Scheffel Haser.

3°. Jeden Monat, vom ersten März an gerechnet, Sechstelweise liefern zu lassen: 44,000 Ochsen. Unter diesen 44,000 sind 600 Zug-Ochsen mitbegriffen, welche in der kürzesten Zeitfrist in die Festung Danzig geliefert werden sollen.

4°. Jeden Monat, vom ersten März an gerechnet, Viertelweise liefern zu lassen: 15,000 Pferde, von welchen 6,000 für die leichte Reiterei, 3,000 für die schwere Reiterei, 6,000 für das Geschütz oder Kriegsfuhrwerk bestimmt sind. Diese Pferde dürfen nicht unter 5 Jahren und nicht über 7 alt seyn.

5°. Jeden Monat Viertelweise liefern zu lassen: 600,000 Pfund Pulver, 300,000 Pfund Blei.

6°. Zur Fortschaffung des Heers liefern zu lassen:

3,600 bespannte Wagen, von welchen jeder 15 Centr. schwer tragen kann, mit ihren Fuhrleuten. Diese sollen 120 Brigaden ausmachen, jede von 30 Wagen, und in 3 Abtheilungen eingetheilt, nämlich: die erste von Magdeburg bis an die Oder,

die zweite von der Oder bis an die Weichsel, die dritte von der Weichsel bis an die russische Gränze.

7°. Für 20,000 Kranke Lazarethe anlegen, und besagte Lazarethe mit Gebäuden, Geräthe, Wäsche, Lebensmitteln, Arzeneien, Aufwärtern und Aerzten, welche mit den französischen Aerzten gemeinschaftlich Dienste thun sollen, versehen zu lassen.

4. Die Lebensmittel sollen an die Orte geliefert werden, welche der General-Intendant des Heers anzeigen wird, nämlich: die eine Hälfte in die Festungen an der Oder und Weichsel, Modlin mit einbegriffen, und die andere Hälfte in die Festungen von Ost- und Westpreußen.

5. Die Pferde sollen an die Depots geliefert werden, welche der General-Intendant des Heers anzeigen wird.

6. Das Pulver und das Blei sollen in die Festungen Modlin, Thorn und Danzig in dem Verhältnisse geliefert werden, welches der Befehlshaber des Geschützes bestimmen wird.

7. Die Lazarethe sollen in den Orten angelegt werden, welche der General-Intendant des Heers anzeigen wird.

8. Alle Transporte an die, von dem General-Intendanten benannten, Orte sollen durch die Preußische Verwaltung geschehen.

9. Die Schätzung sowohl des Preises der gelieferten Lebensmittel, als der Fortschaffungskosten, des Unterhalts der Lazarethe, und des Unterhalts der 3,600 Wagen, soll einstimmig zwischen dem General-Intendanten und einem Commissarius Sr. M. des Königs von Preußen geschehen.

10. Die Empfangscheine der gelieferten Lebensmittel sollen nach Verhältniß der Lieferungen ausgestellt werden.

Die Abrechnung soll alle drei Monate durch den General-Intendanten des Heers geschehen, und die besonderen Empfangscheine in allgemeine umgeschrieben werden, um die Zeiten der Rückzahlung auf Rechnung der Contribution und den aufhörenden Theil der Zinsen zu bestimmen.

11. Alle Lebensmittel und Vorräthe, welche sich in den Festungen Colberg und Graudenz befinden, und welche den für ein Jahr nöthigen Vorrath besagter Festungen übersteigen, nämlich: in Colberg für eine Besatzung von 4000 Mann, und in Graudenz für eine Besatzung von 3,000 Mann, sollen in

acht Tagen nach der Auswechselung der Genehmigung gegenwärtiger Uebereinkunft an die Magazine in Cüstrin, Stettin und Danzig gesendet, und auf die im obigen Art. 3 bestimmten Lieferungen abschläglich empfangen werden.

12. Die von den Ständen der Preußischen Provinzen gelieferten, Bürgscheine für die Sicherheit der Bezahlung der Kriegs-Contribution sollen Sr. M. dem Könige von Preußen zurückgegeben und gegen einen Schuldschein der Preußischen Regierung ausgewechselt werden, dessen Betrag eben so hoch seyn soll, als der besagter Bürgscheine.

13. Sobald die zu leistenden Lieferungen, zur Erfüllung gegenwärtigen Vertrags, gänzlich bewerkstelligt sind, soll die allgemeine Rechnung über ihre Menge und ihren Werth abgeschlossen werden, so wie die Schlußrechnung über Capital und Zinsen der von Sr. M. dem Könige von Preußen noch schuldigen Contribution. Es sollen dann neue Verabredungen genommen werden zwischen den beiden hohen verhandelnden Theilen wegen Berichtigung des Saldo, welcher aus besagten Rechnungen zur Last des einen oder des andern entstehen wird.

14. Gegenwärtiger Vertrag soll geheim bleiben.

15. Derselbe soll genehmigt und die Genehmigungen in einem Zeitraum von zehn Tagen, oder wenn es seyn kann, früher, in Berlin ausgewechselt werden.

Geschehen und unterzeichnet zu Paris d. 24. Febr. 1812.

H. B. Herzog von Bassano.
H. von Beguelin.

C.

Uebereinkunft des Generals v. York, mit dem General v. Diebitsch.

(Zu S. 262. des II. Stücks gehörig.)

Ce jourd'hui les soussignés, savoir: le commandant en chef du corps auxiliaire prussien, lieutenant-général d'*York* d'un côté, et le quartier-maître-général de l'armée Impériale russe sous les ordres du Comte *Wittgenstein*, général-major de *Diebitsch* de l'autre, après mûre délibération ont passé la convention qui suit:

Art. 1er. Le corps prussien occupera dans l'intérieur du territoire prussien la ligne le long de la frontière depuis Memel et Nimmersat jusqu'à la route de Woinuta à Tilsit. Depuis Tilsit, la route qui passe par Schillapischken et Melanken jusqu'à Labiau, y compris les villes qu'elle touche, déterminera l'étendue du pays que doit occuper le susdit corps prussien. Ce territoire sera borné de l'autre côté par le Curisch-Haff, de manière que toute cette étendue sera considérée comme parfaitement neutre tant que les troupes prussiennes l'occuperont. Il est bien entendu que les troupes russes pourront aller et venir sur les grandes routes précitées, mais elles ne pourront prendre leurs quartiers dans les villes de cet arrondissement.

Art. 2. Les troupes prussiennes resteront en parfaite neutralité dans l'arrondissement désigné article 1er, jusqu'à l'arrivée des ordres de S. M. le Roi de Prusse, mais elles s'engagent, dans le cas où sadite Majesté leur ordonneroit de rejoindre les troupes impériales françaises, de ne pas combattre contre les armées russes pendant l'espace de deux mois, à dater du présent jour.

Art. 3. Dans le cas où S. M. le Roi de Prusse ou S. M. l'Empereur de toutes les Russies refuseroient de ratifier la présente convention, le corps prussien sera libre de se porter là où les ordres de son Roi l'appelleront.

Art. 4. On rendra au corps prussien tous les traineurs qu'on trouvera sur la grande route de Mittau, et également tout ce qui fait partie du matériel de l'armée.

Quant à la branche des approvisionnemens et du train du dit corps, tout ce qui la compose pourra traverser sans obstacle les armées russes pour rejoindre de Königsberg ou de plus loin le corps d'armée prussien.

Art. 5. Dans le cas où les ordres du lieutenant-général d'*York* pourroient encore atteindre le lieutenant-général de *Massenbach*, les troupes qui se trouvent sous le commandement de ce dernier seront comprises dans la présente convention.

Art. 6. Tous les prisonniers que pourroient faire les troupes russes commandées par le général-major de *Diebitsch* sur les troupes du général de *Massenbach* seront également compris dans cette convention.

Art. 7. Le corps prussien conservera la faculté de concerter tout ce qui est relatif à son approvisionnement avec les régences provinciales de la Prusse, le cas non excepté où ces provinces seraient occupées par les armées russes.

La convention précitée a été expédiée en double et munie de la signature et du sceau particulier des soussignés.

Fait au moulin de Poscherau, le 18. (30) décembre 1812.

D'*York*, lieutenant-général au service de Prusse.
De *Diebitsch*, général-major au service de Russie.

Convention zwiſchen dem Königl. Preußiſchen General v. York und dem Kaiſerl. Ruſſiſchen General Grafen v. Wittgenſtein.

Es iſt Dato zwiſchen den beiden Unterzeichneten, dem Königl. Preußiſchen General-Lieutenant und commandirenden General des Preußiſchen Hülfscorps zur Franzöſiſchen Armee, von York, und dem Ruſſiſch-Kaiſerlichen General-Major und General-Quartiermeiſter der gräfl. Wittgenſteinſchen Armee, v. Diebitſch, nachſtehende Convention verabredet und beſchloſſen worden.

Art. 1. Das Preußiſche Corps beſetzt den Landſtrich innerhalb des Königlichen Territoriums längs der Gränze von Memel und Nimmerſat bis zu dem Wege von Woinuta nach Tilſit; von Tilſit macht ferner die Straße über

Schillupischken und Melanken nach Labiau, die Städte dieser Straße mit eingeschlossen, die Gränze desjenigen Territoriums, welches dem Corps hiedurch eingeräumt wird. Das Curische Haff schließt an der andern Seite dieses Territorium, welches während der Preußischen Besetzung als völlig neutral erklärt und betrachtet wird.

Die Kaiserlich-Russischen Truppen behalten jedoch einen freien Durchmarsch auf der vorgenannten Gränzstraße, können aber in den Städten kein Quartier verlangen.

Art. 2. In diesem, in vorstehendem Artikel bezeichneten, Landesstrich bleibt das Preußische Corps bis zu dem eingehenden Befehle Sr. Maj. des Königs von Preußen neutral stehen, verpflichtet sich aber, wenn höchstgedachte Se. Maj. den Zurückmarsch des Corps zur Französischen Armee befehlen sollten, während eines Zeitraums von zwei Monaten, vom heutigen Tage an gerechnet, nicht gegen die Kaiserlich-Russische Armee zu dienen.

Art. 3. Sollten Se. Maj. der König von Preußen oder Se. M. der Kaiser von Rußland die allerhöchste Beistimmung versagen, so soll dem Corps ein freier ungehinderter Marsch auf dem kürzesten Wege dahin, wo Se. Maj. der König es bestimmen, frei gestellt bleiben.

Art. 4. Alle etwanige Preußische Traineurs und alles militärische Materiale, was auf der Straße von Mietau hierher zurückgeblieben seyn könnte, wird dem Corps unbedingt zurückgegeben; auch erhalten diejenigen Verpflegungs- und Train-Branchen, welche sich von Königsberg oder weiter zum Preußischen Corps begeben wollen, durch die Kaiserlich-Russischen Armeen einen freien Durchmarsch.

Art. 5. Können die Befehle des General-Lieutenants v. York den General-Lieutenant v. Massenbach noch erreichen, so sind die Truppen unter seinem Commando, so wie alle andern Preußischen Truppen und dazu gehörigen Administrations-Branchen, die sich dieser Convention anschließen wollen, darin mit einbegriffen.

Art. 6. Wenn durch die Kaiserlich-Russischen Truppen, unter Commando des General-Majors von Diebitsch, Preussische Truppen von dem Detachement des General-Lieutenants v. Massenbach gefangen genommen werden sollten, so werden sie dieser Convention mit eingeschlossen.

Art. 7. Dem Preußischen Corps steht es frei, seine Verpflegung mit den Provinzial-Regierungen aus dem Lande zu reguliren, selbst wenn der Sitz dieser Regierungen durch Kaiserlich-Russische Truppen besetzt wäre.

Vorstehende Convention ist in duplo ausgefertigt, von den Unterzeichneten eigenhändig unterschrieben, und mit ihrem Familien-Siegel bekräftigt worden.

Poscherau'sche Mühle, den 18. (30) December 1812.

Unterz. v. York,
Königl. Preußischer General-Lieutenant.
v. Diebitsch,
Kaiserl. Russischer General-Major.

Inhalt.

Seite

I. Was sollen wir? Worte eines Baiern an das Baierische Volk 2
II. Klio's Rechtfertigung. 1813 2
III. Die höchste Aufgabe der Politik. Beschluß der Abhandlung: Das Vaterland 3
IV. Ueber die Warnung eines Teutschen Zeitungsschreibers vor Bewunderung der Englischen Staatsverfassung . 32
V. Zwei Briefe von Fr. H. Jacobi und Johannes Müller 33
VI. Etwas über Erfurt während der Französischen Herrschaft 34
VII. Zweiter Zusatz zu der Abhandlung: Ueber die friedliche Gesinnung der Französischen Regierung, im zweiten Stücke der Nemesis 36
VIII. Politische Caricaturen 37
IX. Literarische Bemerkungen 39

Beilagen.

B. Verträge zwischen Frankreich und Preußen vom 24. Febr. 1812. 409
C. Uebereinkunft des Generals v. York, mit dem General v. Diebitsch 424

Nemesis.

Zeitschrift

für

Politik und Geschichte,

herausgegeben

von

Heinrich Luden,

Hofrath und Professor der Geschichte
zu Jena.

Seit einer Reihe von Jahren schien das Leben der Menschen und Völker alle alten Grundfesten verloren zu haben; ein wunderlicher Geist trieb dasselbe durch Nebel und Luft, ohne Halt, ohne Aussicht, ohne Hoffnung, unvermeidlichem Verderben entgegen. Was im Ablaufe der Jahrhunderte im regen Menschen- und Völkergetreibe für Geist und Bildung errungen war, das große, heilige Resultat des Lebens aller Geschlechter der Vorzeit blieb ungebraucht liegen, wie eine unnütze Erbschaft; es zerfiel in sich selbst, und drohete den Untergang. Gemeinere Menschen beklagten den allgemeinen Verfall des Wohlstandes und die einreißende Armuth; sie wiesen hin auf die Leichen unserer Städte,

auf die Verödung unserer Straßen, auf die Leere unserer Häven und Märkte; edlere Naturen fürchteten die Vernichtung aller Wissenschaft und Kunst, das Verschwinden aller guten Ordnung und Zucht, aller Sitte und Schaam, aller Rechtlichkeit und Tugend: und die Unterdrückung jeder Geistesregung, das Lauern und Lauschen auf Alles Ausgezeichnete, die Gesetzmäßigkeit der Unzucht, die Begünstigung der Zügellosigkeit und Frechheit, endlich die Zerrüttung im Innern der Familien und der einzelnen Menschen und der entsetzliche Widerspruch, der zwischen Wollen und Handeln erzwungen ward, schienen diese Furcht zu rechtfertigen. Freilich blieben Viele ihrer selbst gewiß, weil sie wußten, was in ihnen war: aber für die kommenden Geschlechter wagten sie kaum zu stehen; Andere mochten die Hoffnung nicht aufgeben: aber sie suchten dieselbe nur an Zufälle zu knüpfen, etwa an den Tod Eines Mannes; dieser und jener hieng sich auch wohl an die Zerstörer, aus eigenthümlicher Nichtswürdigkeit, oder aus Verzagtheit und Schwäche; selbst Manchen der Besten schien Unterwerfung die höchste Weisheit; hin und wieder wurde in sinnlichen Genüssen jeder Gedanke an die Würde und den Werth des Lebens erstickt; und nur Wenige mögen, ohne zu wanken und zu weichen, im heiligen Glauben an den Gott, der von Alters her die Schicksale der Völker bestimmt hat, und an den Menschengeist, dem die Nothwendigkeit nach Tugend und Weisheit zu streben inwohnt, festgehalten haben an dem kühnen Vertrauen zu sich selbst, und an der Zuversicht eines erneuerten Lebens und eines wiederkehrenden Glücks.

Diese Wenigen haben sich nicht getäuscht. Vom Norden her, wo die Stärke wohnt, ist die Rettung gekommen. Die Jahre 1812 und 1813 haben gezeigt, daß die Gesetze der Natur nicht altern, daß das Leben noch in der alten, wohl begränzten, Bahn läuft, daß derselbe Geist, der in alten Tagen die Verhältnisse der Menschen bestimmte, auch jetzt noch unverändert durch das Leben waltet; sie haben gezeigt, daß Trotz und Uebermuth, Frechheit und Frevel ins Verderben führen, daß, wie der heilige Seher sich ausdrückt, „der Zerstörer, nachdem er Alles zerstört hat, selbst zerstört, der Verächter, nachdem er Alles verachtet hat, selbst verachtet wird," daß „über den Fall dessen, der die Gränzen der Völker zusammenrafft, Keiner trauert, sondern Jedermann mit den Händen klappt," daß,

„wer Wind säet, nur Sturm ärndtet," und daß „der Stecken Holz ist." Aber sie haben auch gezeigt, daß Freiheit, Ordnung, Ehre, Glück, und jedes Schöne und Große des Menschenlebens nach denselben großen und einfachen Grundsätzen noch gewonnen und erhalten werden, nach welchen sie im grauesten Alterthume gegründet und bewahrt wurden, und daß Volkssinn in den Fürsten, und Fürstenliebe in den Völkern, in beiden aber, in Fürsten und Völkern, Ein und derselbe Geist der Gottergebenheit, der Ehre und Freiheit, der zur Anstrengung aller Kraft, und zur Aufopferung jedes Gutes um Freiheit und Recht treibt, dieses heilige Ziel gewiß erreicht, und Ruhm gewinnt und Ehre. Also ist die Hoffnungslosigkeit geendet; die Niedergeschlagenheit, das Klagen und Jammern, die Ungewißheit und die Verzagtheit haben aufgehört, Vertrauen und Liebe sind wiedergekehrt, und ein freies, frisches, heiteres und kraftvolles Leben hat begonnen. —

Wir Teutschen können wohl nicht sagen, daß der gegenwärtige Augenblick der schönste sey in unserer Geschichte, aber gewiß ist er der wichtigste. Wir hatten sehr schwere Sünden auf uns geladen durch Selbstversäumniß und durch Vernachlässigung aller der großen Grundsätze, deren Befolgung, nach der Erfahrung der Jahrtausende, allein dem Leben Ehre und Freude geben kann. Wir haben diese Sünden schwer gebüßt. Unsere Väter hatten das Höchste der Ehre und Freiheit erreicht, wir sind bis auf den tiefsten Grund der Schande und Knechtschaft hinabgewürdigt worden. Nunmehr aber scheint das Schicksal versöhnt. In den großen Tagen der Schlachten bei Leipzig sind unsere Ketten gesprengt, und wir haben das beispiellose, von uns wahrhaftig nicht verdiente, Glück, daß die ersten Monarchen der Welt, die erhabenen Sieger in jenen großen Tagen, zugleich die edelsten Menschen sind; daß Sie, bei der Erhabenheit ihrer Gesinnung, den schönen Ruhm: die Völker befreiet, die alte Ordnung hergestellt und die Ruhe der Welt gegründet zu haben, höher achten, als den verführerischen, aber jammervollen Glanz, welchen Gewalt und Herrschaft bieten. Wir Teutsche sind uns selbst zurückgegeben; von nun an ruht unser Schicksal in unsrer eignen Hand; wir haben schönere Gelegenheit, als je ein Volk, zu zeigen was wir werth sind; was wir künftig sind, das werden wir zu seyn

verdienen. Wir werden elend seyn und armselig und nichtswürdig, und früher oder später werden wir zurückfallen in fremde Gewalt, und ausgesetzt seyn jeder Mißhandlung und jeder Schmach, wenn wir die Selbstversäumniß fortsetzen und auf dem Wege der alten Sünden weiter wandern; wir werden hingegen ein großes Volk werden, gefürchtet, geachtet, geehrt, frei, stark, gebildet, keinem andern nachstehend, wenn wir uns Alle zu großer Gesinnung erheben, wenn wir uns des göttlichen Geschenks der Freiheit, welches uns der hohe Edelmuth unserer Retter gegeben hat, werth zeigen, wenn wir das große Beispiel von Gottergebenheit, von Aufopferung und Anstrengung befolgen, welches uns die Völker dieser großen Fürsten auf so bewunderungswerthe Weise vorhalten, und wenn wir in Krieg und Frieden die Grundsätze treu bewahren, die solche Anstrengungen und Aufopferungen möglich und leicht machen. —

Man wird dem Unterzeichneten in einer Zeit, wo Wechsel der Verhältnisse auch Wechsel der literarischen Bestrebungen erzeugen wird, nicht verargen — denn er sagt es, wie die alten Römer ihr Leben zu erzählen pflegten, sine gratia aut ambitione, bonae tantum conscientiae pretio ductus, — wenn er hier bemerkt, daß er seit einer Reihe von Jahren nichts gewollt und erstrebt hat, als solche Gesinnungen und Grundsätze, nach seinen Kräften, zu verbreiten und festzuwurzeln. Dafür können nicht nur seine Schriften den Beweis liefern, wie seine „Ansichten des Rheinbundes", seine „Vorlesungen über das Studium der vaterländischen Geschichte", sein „Handbuch der Staatsweisheit", seine, bald erscheinende, „allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums" und a., die alle in Einem Geist und Sinn, über welchen kein Verständiger ungewiß bleiben kann, geschrieben sind, wenn sie gleich alle Spuren der schweren, gefahrvollen Zeit an sich tragen, sondern auch tausend Jünglinge, die seine Vorträge gehört haben, und von welchen sehr viele für die große Sache des Vaterlandes kämpfen, werden einstimmig dafür zeugen. Wie sollte er also in diesem großen Augenblicke dem Drange seines Herzens widerstehen, wie sollte er schweigen und aufhören können, nach seinen Kräften und auf die Weise, die ihm allein vergönnt ist, mitzuwirken zur Begründung eines ächt teutschen Volksgeistes

und eines wahrhaftigen Volkslebens, für das Glück seines Vaterlandes und für die Freiheit der Welt! Also hat sich der Unterzeichnete entschlossen, unterstützt von einer Anzahl der ehrwürdigsten, edelsten, gelehrtesten und einsichtsvollsten Männer unsers Volks, eine Zeitschrift herauszugeben, die dem angegebenen Zwecke geweiht, unter dem Titel:

Nemesis

mit Anfange des nächsten Jahres erscheinen und in zwanglosen Heften herauskommen wird.

Die Verhältnisse Teutschlands sind noch nicht bestimmt; und es würde Vermessenheit seyn, der Weisheit unserer Befreier auf irgend eine Weise vorzugreifen. Aber, was auch in politischer Rücksicht aus Teutschland werden mag: das wird immer unsere Ehre vor Gott und Menschen seyn, es wird allein unser Glück begründen, und den Fürsten und Völkern, denen wir unsere Befreiung verdanken, die Verbindung mit uns, die nicht wir, wohl aber Sie entbehren können, werth machen, daß wir Teutschen sammt und sonders alle alten Zwiste vergessen, daß wir ohne Mißtrauen, ohne Zweifel, ohne Groll, ohne Fehde, von Einer großen Gesinnung für Freiheit und Recht, von Einer kindlichen Liebe für das gemeine Vaterland, von Einem Geiste der Ordnung, der Mäßigung, der Besonnenheit und Tapferkeit durchdrungen, uns eng aneinanderschließen und die Kräfte zur Kraft vereinen; daß wir Unterthanen mit altgewohnter Treue zu unsern Fürsten stehen, unsere Fürsten aber redlich und fest aneinanderhalten, und daß auf solche Weise Eine Seele aus allen Gliedern, wie groß oder klein auch ihre Zahl sey, Einen Leib mache. Und dafür durch Wort und That mitzuwirken, wird zu jeder Zeit eben so heilsam als erlaubt seyn.

Am besten aber glauben wir in diesem Sinne mitwirken zu können, wenn wir einmal im Allgemeinen die großen Grundsätze, auf welchen, nach der Erfahrung der Jahrtausende, das Leben der Menschen nur allein fest und sicher ruhen kann, nach und nach darlegen, und die Ideen über Volk und Vaterland, deren Befolgung uns für Fürsten und Unterthanen nothwendig scheint, aussprechen; wenn wir ferner auf

mannichfaltige Weise zeigen, was aus Völkern und Staaten geworden ist, wenn diese Grundsätze beachtet und befolgt oder versäumt oder verachtet wurden; und wenn wir endlich den möglich klarsten Ueberblick über die Verhältnisse unserer Zeit, des Vaterlandes zu andern Staaten und der andern Staaten unter sich, zu geben suchen, damit dem Streben die Richtung nicht fehle und die Einsicht ins Handeln gewiesen werde. Deßwegen denken wir folgenden Plan bei unserer Zeitschrift dergestalt zu befolgen, daß am Ende des Jahres kein Abschnitt gefunden werden dürfte, für welche nicht irgend etwas Bedeutendes geliefert worden wäre.

I. Zeitgeschichte —

1. Darstellung der Kriegsereignisse und überhaupt aller bedeutenden Staatshändel, erzählend, mit Anführung der Quellen *).
2. Ausführlicher Abdruck aller Staatsverträge vom Anfange des gegenwärtigen Kriegs an — als Beilagen.
3. Mittheilung solcher Verfügungen im Innern der Staaten, welche entweder eine Veränderung der Verhältnisse bezwecken, oder wenigstens als charakteristisch für die Zeit erscheinen — als Beilagen.
4. Merkwürdige Züge aus der Geschichte unserer Zeit von Augenzeugen. — Berichte von interessanten Ereignissen; Erläuterungen und Aufklärungen der Ereignisse ꝛc.
5. Nachrichten von dem, was teutsche Länder und Völker von den Franzosen gelitten haben.
6. Nachrichten von dem, was teutsche Länder und Völker für die Befreiung geleistet haben.
7. Anekdoten zur Charakteristik von Fürsten, Feldherren, Staatsmännern unserer Zeit **).

II. Abhandlungen:

1. Politische Betrachtungen:
   a) Allgemeine, sowohl über die Verhältnisse des Staats zu andern Staaten, als des einzelnen Staats im Innern.

*) Plane und Charten werden, wo es nöthig ist, die Erzählung erläutern.

Die Verlagshandlung.

**) Zuweilen mit ihren Porträts.

Die Verlagshandlung.

b) Besondere, an die Begebenheiten und Verhältnisse unserer Zeit geknüpft; also

α) Bemerkungen über die Verhältnisse unserer Zeit im Allgemeinen; über die Verhältnisse einzelner Staaten, besonders des Vaterlandes; über Fürsten und andere bedeutende Menschen.

β) Bemerkungen über einzelne Ereignisse und Begebenheiten der Zeit und deren Folgen.

γ) Bemerkungen über amtliche Berichte — Zusammenstellungen ꝛc.

δ) Vollständige Uebersetzungen vorzüglicher, politisch bedeutender Reden im Engländischen Parlamente.

2. Literarische Beobachtungen:

α) Recensionen bemerkenswerther historischer und politischer Schriften, kurz und deutlich.

β) Anmerkungen über den Volksgeist, der sich in andern literarischen und Kunst-Werken, besonders in den so verbreiteten Literatur-Zeitungen und den Unterhaltungsblättern ausspricht — (ein literar. Schauamt und Rügegericht, von namhaften Männern gebildet.)

3. Historische Darstellungen:

a) Züge aus der vaterländischen Geschichte, die ächten Volksgeist, oder die traurigen Folgen des Mangels an ächtem Volksgeist zeigen können.

b) Züge von Heldenmuth, Edelsinn ꝛc. aus der vaterländischen Geschichte.

c) Parallelen und Erläuterungen der Gegenwart aus der Vergangenheit.

III. Gedichte, in welchen sich Volksgeist und Freisinn ausspricht, oder die sonst bedeutend für unsere Zeit zu seyn scheinen.

Schließlich empfehlen wir diese Zeitschrift allen wohlgesinnten Männern und Frauen unsers Volks zu günstiger Aufnahme und thätiger Beförderung.

Luden.

Abonnements = Bedingungen.

1. Obiges interessante Journal erscheint mit Anfange d. Jahres 1814 in unserm Verlage, und wird mit unsern andern Journalen regelmäßig versendet.
2. Vor der Hand erscheint es zwar nur in zwanglosen Heften, jeder zu 7 bis 8 Bogen gr. Oct. mit erläuternden Kupfern und Plans, wenn welche nöthig sind; wir hoffen aber, bei dem Reichthum der Materialien, und der Fülle von wichtigen Beiträgen, monatlich wenigstens einen Heft liefern zu können.
3. Jeder Heft kostet 18 gr. Sächsisch, und man kann sich bei allen soliden Buchhandlungen, Post-Aemtern und Zeitungs-Expeditionen darauf abonniren.
4. Vier Stücke machen einen Band mit Register; und man kann mit jedem Bande in das Abonnement treten, oder abgehen, weil wir es den Lesern so bequem als möglich machen wollen. Jeder Leser macht sich also immer wenigstens für einen ganzen Band verbindlich.
5. Privat-Liebhaber, welche sich wenigstens auf 5 Exemplare mit baar eingeschickter Pränumeration abonniren, und direct an uns hieher wenden, erhalten das fünfte Expl. frei, oder 20 Procent. Rabbat vom Geldbetrage.

Wir werden an unserer Seite keine Mühe, Fleiß und Kosten sparen, auch durch dies neue Journal, dessen Tendenz sich so bestimmt ausspricht, für die große gute Sache Teutschlands, und aller mit ihm verbündeten Reiche und Staaten kräftig mitzuwirken.

Weimar, d. 20. Novbr. 1813.

H. S. privil. Landes-Industrie-Comptoir.

Digitized by Google

GRUNDRISS
eines Theils von

Nemesis.

Zeitschrift
für
Politik und Geschichte.

Ersten Bandes IV. Stück. 1814.

I.

Einleitungs-Vortrag
zu einer
Reihe von Vorlesungen
über die
politische Geschichte von Europa,
gehalten
in Königsberg im Winterhalbenjahre 180$\frac{7}{8}$. *)

Vom Herrn Staatsrath Süvern.

Als unter Nero's Herrschaft Suetonius Paulinus, sein Stellvertreter, Britannien verwaltete, hatte

*) Von dem Hrn. Herausgeber der Nemesis zu Beiträgen eingeladen, theile ich diesen Vortrag mit, in wiefern er

Prasutagus, Fürst der Icener, den Cäsar und seine eigenen beiden Töchter zu Erben eingesetzt, in der Meinung, sein Land und sein Haus vor Gewaltthätigkeit unter des Kaisers unmittelbarem Schutze sicher zu stellen. Gerade das Gegentheil geschah! Nach des Fürsten Tode wurde sein Land durch Centurionen, durch Sclaven sein Haus, wie im Raub, geplündert und verheert. Seine Wittwe Boudicéa wurde gegeißelt, seine Töchter wurden entehrt. Die Vornehmsten des Volks, als ob das ganze Land geschenktes Eigenthum Römischer Soldaten und Verwalter wäre, wurden aus ihren Gütern verjagt, und des verstorbenen Königs Verwandten gleich Sclaven gehalten. Wiewohl tiefe Erbitterung über solche Schmach die Icener und benachbarten Völker zu wüthender Rache anreizte, so daß an siebenzigtausend Römische Bürger und Bundesgenossen ihr als Opfer fielen, so gewannen die Unterdrückten im Ganzen doch nichts. Die wieder ermannten Römer besiegten durch kaltblütige Kriegskunst die mit größerer Hitze als Vorsicht um ihre Freiheit kämpfenden Britten, tödteten ihrer eine unglaubliche Anzahl *) in zügelloser Blutgier, selbst wehrlose

als eines der Documente der Ansichten, Gesinnungen und Bestrebungen, die gleich nach dem Tilsiter Frieden sich kräftig im Preußischen Staate regten, jetzt noch einiges historisches Interesse haben mag. Die Vorlesungen, die er eröffnete, wurden vor einem, in jeder Hinsicht bedeutenden, Kreise von Männern und Frauen gehalten. Eine derselben ist in der Zeitschrift: „die Musen" Jahrg. 1812, 4tes Quartal, S. 22—80 abgedruckt. Früher etwas davon bekannt zu machen, war der Umstände wegen unmöglich.

*) Tacitus, welcher diese Begebenheit (Annal. XIV, 29—39) erzählt, und die Tyrannei des Principats nur als freier Römer haßt, nicht aber den Römischen Despotismus von dem Standpuncte eines der unterjochten Völker betrachten konnte, scheint durch Angabe einer ungeheuren

Weiber, und Römischer Uebermuth erhob nur um so frecher das Haupt. Aber die königliche Boudicéa, ihrer Landsleute Anführerin in dem, wenn auch unglücklichen, doch nicht unrühmlichen, Freiheitskampfe, entzog durch freiwilligen Tod sich dem Anblicke der Knechtschaft ihres Hauses und Volkes und eigener größerer Schmach.

So weit war es gekommen, als die Römische Weltherrschaft über den größten Theil der damals bekannten Erde sich ausgebreitet hatte, und nur im Osten durch das große Parthische Reich, im Norden durch die nördlichen und nordöstlichen Germanen, im Westen allein durch die Bergvölker des nie ganz besiegten Albion Widerstand erfuhr. Nicht nur, daß kein Eigenthum mehr galt, alles ein offener Raub der Weltherren war, selbst wer das ihm Theuerste durch den Schutz des ersten Gewalthabers vor der Willkühr seiner Knechte wenigstens zu sichern dachte, selbst ein Fürst vermochte nicht durch ein heiliges Vermächtniß seine Wittwe der Geißelung, seine Töchter der schmählichsten Mißhandlung, seine Verwandten der Knechtschaft, sein Volk der Plünderung raubgieriger Sclaven und niedriger Söldner zu entziehen. Zu solchem Grade des Elends von der einen, des Uebermuths von der andern Seite war es gediehen, als beinahe kein Volk mehr ein politisches Daseyn hatte, als das Römische, kein Mensch mehr Rechte, als der Römische

Zahl zuerst der getödteten Römer die schreckliche Rache dieses Volks rechtfertigen, dann der erlegten Britten (80,000) die Größe und auch das Verhältniß des Sieges zur Schuld darstellen, und ihn dann noch durch die kleine Zahl getödteter (400) und verwundeter (auch 400) Römer verherrlichen zu wollen.

Bürger, und auch des Römischen Volkes und Bürgers Rechte Eines Gebieters Allgewalt Preis gegeben waren.

Und dieses schauderhafte Beispiel mag selbst dem Fühllosen, den nur die Vorstellung eigener Noth erschüttern kann, die endlichen Folgen einer, durch Länge der Zeit, der Gebieter Schlauheit und eiserne Gewalt, der Unterworfenen Geduld befestigten, Weltherrschaft versinnlicht näher bringen, mag ihn mit Entsetzen vor dem Zustande erfüllen, der da eintritt, wann ihr, Anfangs gering scheinendes, und nur im Allgemeinen sich haltendes, Elend bis zu allen Einzelnen durchgedrungen, Europa nur in zwei Menschenclassen, die Glieder des herrschenden Volkes, und Unterjochte — sollten diese auch mildere Namen führen — getheilt, und nun schmerzlich, aber oft zu spät, die vorher oft mißkannte Wahrheit Allen fühlbar ist, daß der Einzelne nur im Allgemeinen lebt, nur in ihm sicher ist, und ungestraft sein Interesse von dem des Ganzen nicht in der That sondern, ja nicht einmal abgesondert sich denken darf.

Wessen Herz aber und Verstand, über eigensüchtige Triebe und Rücksichten erhaben, die großen Ereignisse unserer Tage betrachtet, der bedarf weder solcher Versinnlichung, noch sieht er in ihnen irdische Güter allein, sondern was dem bessern Menschen fürs äußere Daseyn das Höchste und Liebste seyn muß, eine feste Ordnung des Rechts, welche die Macht zügelt, und die Freiheit der Völker sicher stellt, die Möglichkeit, oder wenigstens Leichtigkeit, in freier Entwickelung der edelsten Anlagen unserer Natur fortzuschreiten, und das äußere Daseyn zu einem stets reineren und treueren Bilde des höheren geistigen Lebens zu gestalten — wohin das Streben der Menschheit gerichtet ist — Alles dieses, und mit

ihm, was nur Würde und Schmuck dem Leben verleihen kann, sieht er in ihnen auf dem Spiele.

In der That zeiget die Gegenwart so traurig überraschende Resultate der Vergangenheit, daß es Keinem zu verdenken ist, wenn er bestürzt fragt: Wie war das möglich? daß es nicht zu verwundern ist, wenn selbst Männer, die, in der Geschichte nicht unbewandert, zugleich aus höheren Gesichtspuncten das Leben betrachten, sich nicht gleich darein finden können, wenn sie gar anfangen, an dem tiefgeleiteten Bildungsgange unsers Geschlechts irre zu werden, und den trostlosen Glauben, oder vielmehr Unglauben, an ein wirkliches, ewig zerstörendes und wiedergebärendes Treiben der Menschheit zu nichts und für nichts verzweifelnd sich hinzuwerfen geneigt sind.

Denn in dem Augenblicke, wo viele Hochgesinnte das seit Jahrhunderten gereifte Werk eines nicht auf Gewalt, sondern auf Recht und Maaß gegründeten, Verhältnisses der Staaten, innerhalb dessen jedes Volk frei sich bewegen, und, sicher vor äußerer Störung, seine ungetheilten Kräfte nicht dem Ringen um äußere Erhaltung allein, sondern mehr seiner menschlichen Ausbildung widmen könnte, einer mit Bewußtseyn auszuführenden Vollendung nahe glaubten — in dem Augenblicke, wo sie in der Umformung eines der wichtigsten Staaten Europa's die große Bedeutung einer, nicht durch Zufall und Noth herbeigeführten, sondern auf Grundsätzen der Vernunft und Erfahrung erbauten, Verfassung zu erblicken wähnten, von welcher sie die heilsamsten Folgen für den gesammten Zustand aller Völker erwarteten — in dem Augenblicke, wo sie in den schönsten Hoffnungen träumten, ward ihnen die bitterste Täuschung bereitet. Die Revolution, in welcher sie die Verkünderin der Freiheit und

des Rechts, die Erweckerin der Völker zur Selbstständigkeit und Mündigkeit sahen, nahm eine so tragische Wendung, daß kein ähnliches Beispiel die Geschichte aufzustellen vermag. Das unter allen Völkern — wie tiefer Sehende von Anfang urtheilten — zur Freiheit vielleicht am unreifsten, nachdem es im blutigen Paroxysmus der wildesten Unbändigkeit lange gewüthet, ward in härtere Fesseln geschlagen denn zuvor; die ihm auferlegte Knechtschaft überzog schnell, wie ein Ungewitter, alle Nachbarvölker, und in schauderhafter Enthüllung wurde es klar, daß nicht der Freiheit, sondern dem heillosesten Despotismus die unzähligen Opfer gebracht waren. Drohend steht dieser, nach Teutschland's Unterjochung, dem noch freien Europa gegenüber, und wer von seinem giftigen Hauche noch unangesteckt geblieben, fürchtet in banger Ahnung, es möchten alle die unsäglichen Anstrengungen, die seit Jahrhunderten Europa für seine Unabhängigkeit gemacht hat, aufgeboten seyn, lediglich um in Dienstbarkeit desto schmählicher zu sinken, und in ihr all' dem Schimpf, all' dem namenlosen Elende anheim zu fallen, von all' dem sittlichen Verderbniß im innersten Lebenskeime allmählich zerstört zu werden, deren schauderhaftes Vorbild den Zustand der Menschheit unter Römischer Weltherrschaft darstellt.

Was ist aus unserm Geschlechte geworden? was wird aus ihm werden? Hat sein himmlischer Schutzgeist es verlassen, und dem Fürsten dieser Welt überantwortet zur Strafe, oder ihm hingegeben zum Hohn und Spott und frevelhaftem Spiele? und wird nur für diesen das heranwachsende Geschlecht erzogen, damit es noch tiefer sinke, als seine Väter, und ihm ganz anheim falle, ein verächtlicher Raub? Denn das ist sein Rath, daß nur er herrsche, und die ganze Menschheit diene ihm und seinen Knechten.

Eine feile Waare soll sie sich selbst achten, und sich nicht kümmern, noch fragen, an wen sie komme, und was mit ihr werde. Essen mag das Volk und trinken — wenn ihm anders gelassen wird, seinen Hunger und Durst zu stillen — in Lüsten mag es seine edelste Kraft vergeuden, damit in desto unzerbrechlichere Fesseln sein Geist sich schlage, und den Zwingherren das Werk leichter werde. Ruhe und Frieden soll es haben; aber die Ruhe der Todten im Grabe. Das schöne Spiel des weckenden zugleich und bildenden und stärkenden Zusammenwirkens freier und selbstständiger Kräfte der Menschen und Völker soll still stehen, und jede Sehne, die sich zu spannen, jedes Glied, das sich zu regen vermöchte, gelähmt werden. Alles wahre Leben soll ersterben, und Eine nichtsbedeutende hohle Flachheit soll das Ganze überziehen. Die da retten konnten, waren, so lange sie konnten, versunken in den Grundübeln des Zeitalters, in Verblendung, Eigensucht und Erstarrung; — und nun ist keiner mehr, der Muth oder Kraft habe. Die Zeit ist — um mit Shakespeare zu reden — aus den Angeln gehoben, und die Geschichte hat ihr Geleis verloren!

Wer kann ein Mensch seyn, und bei dem Gedanken an diese unendlichen, Alle gemeinsam bedrohenden, Leiden nicht sein eigenes Wohl oder Weh vergessen? Wer kann ein Mensch seyn, und nicht über sie sich betrüben mit der göttlichen Betrübniß, die nur ein über das Irdische Erhabener, und nur über den Jammer seines Geschlechts zu fühlen fähig ist?

Wollte ich hier so vor Ihnen reden, wie mein Herz mich drängt, und der Gegenstand es zuläßt, ja, um was noch von Reizbarkeit in uns nicht erstorben, was noch von Kräften nicht erschlafft ist, aufzuregen, wohl erfordert, ich

würde Sie in eine Stimmung versetzen, welche zu einer, wenn auch nicht heitern, doch ruhigen und gefaßten, Betrachtung der, durch keine Freude, keine Betrübniß der Erdensöhne in ihrem ernsten, ewig festen Gange zu verrückenden Geschichte sich wenig eignete.

Aber das ist nicht meine Absicht! Vielmehr bekenne ich den Vorsatz, mit Ihnen zu einer freien Betrachtung der, eine lange Vorzeit hindurch schon vorbereiteten, Begebenheiten unserer Tage mich zu erheben, das Bestreben und den Wunsch, durch Erkenntniß ihrer Gründe und der in ihnen schon liegenden Keime des Bessern uns Beruhigung einzuflößen, neuen Muth zu beleben, und einen Geist zu erwecken, der über Welt und Zeit und ihren bunten Wechsel unendlich erhaben sich fühlt, und, in sich selbst gegründet und geschlossen, zwar zu seinem Frieden der Außenwelt nicht bedarf, aber auch ihre furchtbarsten Erscheinungen weder kühn zu durchschauen, noch tapfer zu bekämpfen sich scheut. Denn wer die Gründe der Dinge begriffen, für den ist mit dem Erstaunen über sie auch ihr Schreckliches schon halb vernichtet. Und wer zum Leben in der Idee sich aufzuschwingen, und in ihm zu erhalten stark genug ist, der besteht in rastlosem Kampfe gegen das Schlechte muthig alle Drangsale der Gegenwart, weil die bessere Zukunft, und wäre sie Jahrhunderte entfernt, für ihn schon da ist; und für diese und in ihr nur lebend und wirkend bringt er sein persönliches Glück und Daseyn seinem Geschlechte freudig zum Opfer.

In diese Gemüthsfassung nun uns gemeinschaftlich zu versetzen, ist meine Absicht und mein Wunsch, bei den Vorlesungen, welche ich über die politische Geschichte Eu-

ropa's mit der heutigen eröffne und einleite. So wie dieselben durch jene Absicht Einheit des Zweckes und der Richtung erhalten, so wird, gelingt es mir anders, den Gegenstand aus dem rechten Gesichtspuncte zu fassen, und seine Theile in ihrem wahren Zusammenhange zu entwickeln, die Lösung der Aufgabe unmittelbar erfolgen, und meine Absicht erreicht seyn.

Ihr zu Folge liegt es mir nämlich ob, die politische Geschichte unsers Erdtheils seit Karl dem Großen — von welchem Zeitpuncte ich, wie sich zeigen wird, nicht willkührlich ausgehe — nicht etwa in einer anziehenden Einkleidung zu erzählen, sondern, so viel irgend möglich, in ihrem objectiven Zusammenhange so aufzufassen und darzustellen, daß einleuchte, wie durch ihre Verkettung die Ereignisse der neuesten Zeiten theils von weitem vorbereitet, theils herbeigeführt worden.

Allein weder kann hierdurch mein Zweck schon vollständig erreicht, noch auch eine politische Geschichte, ohne sie von einem höhern Standpuncte, und in ihrer Beziehung auf alle übrigen Verhältnisse, zu betrachten, durchaus verstanden werden. Denn die politische Gestalt jedes Zeitalters ist nur eine der vielen Aeußerungen und das stärkste Resultat des in ihm vorherrschenden Zeitgeistes, und jenes kann nicht in seinem Innersten begriffen werden, so man nicht diesen verstanden hat.

Es wird demnach zu einer gründlichen politischen Geschichte gewissermaßen eine Universalgeschichte vorausgesetzt, welche, wie leicht zu erachten, hier nicht in dem extensiven Sinne einer Geschichte aller Völker, aller Zeiten, sondern in dem intensiven einer Geschichte der innern,

und in allen Richtungen und Aeußerungen menschlichen Bestrebens sich offenbarenden Principe, wenn auch nur eines bestimmten Volkes, und wenn gleich in einem beschränkten Zeitraume, zu nehmen ist. Von einer solchen Geschichte werden also auch wir ausgehen. Aus dem Geiste jedes Zeitalters werden wir es selbst auch in seinen politischen Bestrebungen zu verstehen, und wie seine bedeutendsten Erscheinungen in jenen gegründet sind, zu erkennen uns bemühen.

Daß man etwas Größeres fordere, als ich hiernach zu leisten wünsche, darf ich nicht befürchten; denn groß und schwierig genug ist schon die Aufgabe, die ich mir setze. Damit aber nicht andere Forderungen, die ich zurückweisen müßte, an mich ergehen, halte ich für nöthig, noch Einiges zu bemerken.

Aus dem Gesagten ergiebt sich nämlich, daß man weder Begebenheiten aus diesen Vorlesungen zu lernen, oder sich ihre Zeitrechnung besser merken zu können, hoffen darf, noch auch, daß man auf sorgfältige Erwähnung aller und jeder, auf Ausmittelung unbekannter, Kritik bekannter Thatsachen, auf Untersuchung von Staatsverhandlungen und Enthüllung von Kabinetsgeheimnissen sich gefaßt zu machen berechtigt ist. Diese Art, die Geschichte zu behandeln, wiewohl ich ihren großen Werth nicht verkenne, schließet von gegenwärtigen Vorträgen ihr Zweck aus, und hinlängliche Kenntniß der Begebenheiten und der Zeitrechnung darf ich voraussetzen. Obgleich ich daher auch Thatsachen umständlicher zu erzählen, Menschen genauer zu schildern, an seiner Stelle für dienlich erachten werde, so werde ich doch nur an solche den Faden meiner Betrachtung anknüpfen können, in welchen der große Zu-

sammenhang des Ganzen am sichtbarsten ist, die ihre Zeitalter am treffendsten charakterisiren, am nachdrücklichsten bestimmen, am wirksamsten in folgende Zeiten eingreifen.

So wird denn auch die Geschichte aller der Staaten, welche das neuere Europa allmählich gebildet haben, nicht in ihrem ganzen Umfange dargelegt werden, sondern nur eines jeden lebenvolleste Momente und Zusammenwirkung mit dem Ganzen werden wir aufzuweisen haben.

Denn so wie jegliches irdische Daseyn, also hat auch das Vernünftige gewisse Momente seines Lebens, in welchen es sein innerstes Wesen am vollständigsten entfaltet, und seine tiefsten Kräfte offenbart, Blüte- und Fruchtzeiten, worin der Punct, aus welchem sein individueller Charakter entspringt, am deutlichsten zur Erscheinung hervorbricht.

Staaten aber sind nichts anders, als große Individuen, aus allen zu Einer Gesammtkraft verschmolzenen Kräften einer Nation gebildet, und um so stärker, je zusammengedrängter und individueller diese gebunden und gerichtet sind. Auch sie erleben solche bedeutungsvolle Augenblicke, in denen ihr Wesen zu höheren Graden der Aeußerung gesteigert ist, und von welchen aus dem scharfen Blicke des Forschers der helleste Aufschluß über ihre ganze Geschichte und Bedeutung gegeben wird, so daß er sie, wie in ihrem Innersten, und ganzem Leben verstandene Menschen vor dem Auge seines Geistes sieht.

Diese Momente der Staaten nun sind es, die ein allgemeiner Ueberblick über eine größere Abtheilung des

weiten Feldes der Geschichte zu ergreifen hat, und auf welche auch die von uns anzustellenden historischen Betrachtungen einzig Gewicht legen werden, nachweisend nur mit wenigen, aber deutlichen Winken einerseits, wie sie vorbereitet und herbeigeführt worden, andererseits, wie die Staaten durch sie lebendiger in das große Triebwerk der Geschichte eingegriffen, und ihre Bestimmung in dem Organisationsgange unsers Geschlechts ausgedrückt haben.

Wenn ich aber besondere und überwiegende Rücksicht auf irgend einen Staat mir erlauben möchte, so ist es der, dessen Bürger noch zu seyn, wir uns mit Recht freuen. Er hat, wenn auch unter den alten Staaten Europa's einer der jüngsten, eine hohe Bestimmung in dem Zusammenwirken ihrer Kräfte erfüllt, und seines Daseyns Spur mit unauslöschbaren Zeichen in die Tafel der Weltgeschichte eingegraben. In ihm hatte die Idee eines, auf Grundsätzen der Staaten = Freiheit und des Rechts beruhenden, großen Völkersystems, dem seit dem fünfzehnten Jahrhundert Europa durch unsägliche Kämpfe entgegenstrebte, ein neues Organ sich gebildet, und ein Gewicht gefunden, das in Zeit großer Gefahr sein Schwanken zu hemmen bestimmt war. Friedrich hielt, wie keiner vor ihm, mit starkem Arm gegen alle Gewalt und Anmaßung dies System aufrecht, in ihm traf einer der herrlichsten politischen Lebensmomente Europa's und Preußen's zusammen.

Lenkt also der Gang der Geschichte selbst schon den Blick des Betrachtenden auf Preußen hin, so dringt zugleich das patriotische Gefühl, durch des Staates gegenwärtige Lage aufgeregter als je, fortgehende Winke und Beziehungen auf diese ab, die da wünschen, Muth und

die Hoffnung anzufachen, das Mark des Stammes, der nun seines Schmuckes im Sturme beraubt, dasteht, werde neue Sprossen treiben, und bald in verjüngter Kraft wieder aufleben zu frischer und noch schönerer Blüte.

Denn nicht ist weite Ausdehnung immer wahre Größe; oft ist sie ein sicheres Zeichen von innerer Schwäche, und mußte schwinden, damit die in weiter Ausbreitung erschlaffte, und sich selbst abhanden gekommene, Kraft sich wieder sammelte, zusammengepreßt stählte, und zu seiner Zeit mit erhöhter Elasticität hervorbräche. Wo nur das Gefühl dieser Kraft noch vorhanden ist, da ist auch der Keim neuen Gedeihens, und ein fester Grund der Hoffnung. Verzweiflung läßt nie zu Kräften gelangen, sondern tödtet, was noch da ist; dagegen aus dem Glauben an die Möglichkeit des Großen entspringt auch sein Thun.

Und diesen Glauben erweckt und belebt in uns die Geschichte. Sie führet uns in Zeiten, wo Völker, die niederlagen im Staube, sich plötzlich erhoben, und ihre Zwingherrn zu Boden traten, in Zeiten so trübe, ja noch trüber, als die einst über Frankreich selbst eingebrochen waren, in denen Schiller so bedeutend und fast prophetisch für manches andere Land seine Johanna klagen läßt:

Wir sollen keine eignen Könige
Mehr haben, keinen eingebornen Herrn?
Der König — der den heil'gen Pflug beschirmt,
Der die Trift beschützt, und fruchtbar macht die Erde,
Der die Leibeignen in die Freiheit führt,

Der die Städte freudig stellt um seinen Thron, *)
Der dem Schwachen beisteht und den Bösen schreckt,
Der ein Mensch ist, und ein Engel der Erbarmung
Auf der feindsel'gen Erde soll verschwinden?
Der fremde König, der von außen kommt,
Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
In diesem Lande ruhn, kann er es lieben?
Der nicht jung war mit unsern Jünglingen,
Dem unsre Worte nicht zum Herzen tönen,
Kann er ein Vater seyn zu seinen Söhnen?

Und wie dann in solch hoffnungsloser Zeit durch Gottes Kraft, durch begeisterter Männer und tapferer Völker Muth aus dem schwärzesten Dunkel des ersehnten Tages Licht anbrach, wie das scheinbar Große, je rascher es aufstieg, desto schneller fiel, das Kleine, je besonnener und fester es sich hielt, desto glücklicher sich hob, wie den Hoffärtigen der Herr widersteht, aber den in Demuth Gläubigen Gnade giebt, davon stellt mehr als ein trostreiches Beispiel die Geschichte auf. Und wenn ich bei ihrer Erwähnung auf unsern Staat hindeute, wer der hier versammelten patriotischen Männer und Frauen, Alle mit warmen Herzen an unserm Vaterlande und seinem Teutschen Könige hangend, wird das als überflüssig tadeln, wer wird nicht entgegenkommend Hoffnungen aufnehmen, welchen die Meisten wohl nur aus Betäubung und Staunen über den raschen und harten Verlust früherer Wünsche und Hoffnungen verschlossen sind?

*) Schon als diese Vorlesungen gehalten wurden, waren die beiden Verordnungen wegen Aufhebung der Gutsunterthänigkeit und der neuen Städteverfassung im Preußischen im Werke.

Ich für meinen Theil schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich der großen Hoffnung lebe, weder Teutschland noch Preußen habe seine Bestimmung in der Geschichte schon vollkommen erfüllt, sondern reiner, sich ihres Zieles bewußter und kräftiger, werden beide sie wieder aufnehmen, und mit erhöhter Würde, in schönerem Glanze werden sie aus der Läuterung hervorgehen; — daß ich der Hoffnung lebe, die beiden großen, so bedeutungsvoll zusammengränzenden, Tage, *) die wir jüngst feierten, beide Geburtstage des Preußischen Staats, der eine, durch welchen er seine große Rolle in der Geschichte glänzend ankündigte, der andere des Helden Geburtstag, durch welchen er zu ihr gehoben, und zu dem höchsten Momente seines bisherigen Daseyns gesteigert wurde, die Feier dieser wichtigen Tage sey, da sie in einer so bangen Krisis kaum zu hoffen war, und doch erschien, ein gutes und unverwerfliches Vorzeichen des Himmels von einer neuen Geburt des Preußischen Staats; — der Hoffnung endlich, Teutschland, das Land, von welchem noch ein Staatsmann des fünfzehnten Jahrhunderts **) aussprach: „Es könne, wenn es von Einem beherrscht würde, das Erste der Welt seyn!" — dies, unser gemeinsames Vaterland, werde noch einmal, durch Preußen's kräftige und großherzige Hülfe, werden, wozu es von der Natur berufen zu seyn scheint, das wahre Vermittlungsland von Europa, das mit starkem Arm seine Völker in Osten und Westen, in Süden und Norden aus einander hält und vereinigt,

*) Der 18. und 24. Januar.

**) *Aeneas Sylvius*, nachmaliger Papst Pius *II.*

und, ohne herrschen zu wollen, gleichwie Europa's Herz, so auch sein Haupt ist.

Nenne man diese Aussicht, auf welche ich am Schluß dieser Vorlesungen bestimmter zurückkommen werde, einen Traum, so ist es gewiß ein schöner Traum, und nicht unehrenvoll, ihm sich überlassen zu haben — vielleicht auch nicht ohne Erfolg, obgleich dieser nicht ganz von uns abhängt. Denn er begeistert das Gemüth, belebt die Thätigkeit, und giebt ihr durch das vorschwebende große Ziel festere Beharrlichkeit und stärkere Ausdauer; er stellt den Menschen im Geiste vor den Richterstuhl des anwachsenden Geschlechts und aller künftigen, die da auftreten könnten, anklagend ihre Väter und sprechend: „Ihr hättet anfangen können, wieder aufzubauen, und wir hätten fortgebauet; ihr hättet retten und neu beleben können, was noch übrig war, und wir hätten rüstig vollendet; ihr hättet besonnen euch halten können, und unverzagt im Unglück, und wir hätten Muth gehabt und Freudigkeit, volles Glück wieder zu erringen, uns und unseren Nachkommen! Ihr aber seyd kleinmüthig und verdrossen, oder gleichgültig umhergewandelt unter den Trümmern, ihr habt liegen lassen, worin noch Geist wohnte, und reiche Fülle der Kraft zur Erzeugung besserer Zeitalter; und nun sind wir tiefer und immer tiefer gesunken durch eure Schuld, und kommen um in dem Abgrunde geistiger Erniedrigung und äußeren Elends!“ Es ist schwer, der Nachwelt verantwortlich seyn; und das ist jeder der Lebenden! Laßt uns denn immer den Gedanken an ihr, durch uns zu begründendes, größeres Weh oder zu verjüngendes Wohl ganz uns hingeben! Etwas Ideales muß den Mann begeistern, wenn er etwas für die Menschheit Bedeutendes und Segenreiches, nach einem hohen

Ziele muß er ſtreben, wenn er überhaupt Etwas erringen will!

Vermöchte ich nun durch gegenwärtige Vorleſungen dieſe meine Anſichten, Geſinnungen, Gefühle recht deutlich und eingänglich, meine Worte zu einem klaren Spiegel der Gedanken und Empfindungen der hier Verſammelten zu machen, deren gewiß Viele den Glauben mit mir theilen, was der Schauplatz der Geſchichte in dieſem Augenblick uns darbietet, ſey nicht für eine gänzliche und durchaus verzweifelte Niederlage zu halten, deren Viele gewiß den Entſchluß hegen, ſelbſt nach Kräften zu ſtreben, das in Staub getretene Volk wieder aufzurichten, mit männlich ernſter Geſinnung und feſter Tugend auch Friede und Heil der geplagten und zerrütteten Erde wieder zu geben — vermöchte ich ganz im Geiſte und nach dem Herzen ſo Geſinnter zu reden, ſo wäre ein Hauptziel meines Beſtrebens erreicht.

Und gelänge es mir, Männer und Frauen, die weder der Belehrung noch der geiſtigen Erweckung bedürfen, viele der Stunden, welche ſie mit mir der Betrachtung der unerforſchlichen Wege der Gottheit in der Bildung unſers Geſchlechts widmen, zu Stunden religiöſer Erbauung zu machen, ſo daß von der ruhigen, durch keinen Wechſel und Wirbel der Zeit getrübten, Heiterkeit jenes ewigen Geiſtes ein Strahl auch über uns ſich ergöſſe, und feſten Glauben an ihn und Stärke in ihm ein Jeglicher mit von hinnen nähme, ſo würde ich mich überſchwänglich belohnt halten.

II.

Etwas über Erfurt

während der Französischen Herrschaft.

Fortsetzung.

Französische Verwüstungen in der Stadt Erfurt und auf dem Lande.

(Nebst einem Plane.)

Ich muß, als Einleitung, eine kurze statistische Uebersicht vorausschicken, um die Wohlthaten, welche die Französische Regierung Erfurt erwiesen hat, desto heller ins Licht zu stellen.

I. Bevölkerung.

Die Bevölkerung des ganzen Landes, d. h. des Fürstenthums Erfurt mit der Stadt Erfurt, den 9 Aemtern und den 2 uneingeschlossenen Dorfschaften (die zusammen 2 Städte, 3 Marktflecken, 72 Dörfer, 4 Schlösser, 2 Meiereien enthalten), und der Grafschaft Blankenhain mit der Stadt gleiches Namens, und 4 Aemtern (die zusammen 1 Stadt, 1 Marktflecken, 19 Dörfer, 1 Schloß, 4 Meiereien enthalten), war im Monat October 1813 und im Monat Januar 1814, also in einem Zeitraume von nicht vollen vier Monaten so verändert:

Im Monat October 1813	46,400 Seelen.
— — Januar 1814	42,300 —
Weniger in 4 Monaten	4,100 Seelen.

Unter diesen waren allein 2585 gestorben, 826 Heimathlose, die übrigen zum Militärdienste getreten; die hier nicht eingeschlossene Zahl der Kranken betrug 4050.

Im Anfange des Jahres 1811 betrug die Seelenzahl der ganzen Provinz 50,120.

Die Stadt Erfurt zählte

im J. 1811	18,184		
im October 1813	15,600	weniger also	2584
im Januar 1814	15,300	— —	300

In 3 Jahren hat sich die Seelenzahl sonach in der Stadt Erfurt vermindert um 2884

II. Bestand an Gebäuden.

	im October 1813.	im Januar 1814 abgerissen, verbrannt.
Wohnhäuser	10,351	— — — 645
Nebengebäude	727	— — — 123
Scheuren	5660	— — — 271
Ställe	5830	— — — 369
Kirchen (gangbare)	112	— — — 14
Schulen	132	— — — 14
Bierbrauereien	93	— — — 13
Branntweinbrennereien	76	— — — 1
Essigbrauereien	7	— — — 1
Backöfen	842	— — — 34
Schmiede	97	— — — 6
Windmühlen	16	— — — 4
Wassermühlen	86	— — — 12
Ziegelbrennereien	8	— — — 1

Verlassen von ihren Bewohnern waren noch außerdem im Monat Januar 1814:

Wohnhäuser	335
Nebengebäude	28
Scheuren	172
Ställe	172
Kirchen	2
Schulen	7
Bierbrauereien	10
Essigbrauereien	1
Backöfen	17
Schmiede	4
Windmühlen	3
Ziegelbrennereien	1

III. Der Viehbestand war:

	im Jahre 1811.	im October 1813.	im Januar 1814.
Pferde	2352	2150	992
Ochsen	1345	1410	810
Stiere	—	1760	1090
Kühe	9080	9040	6600
Schweine	8523	9380	1570
Ziegen	—	2100	1130
Schaafe	36,581	34,700	23,120

IV. Ackerbestand

	Im October 1813.			Im Januar 1814 waren verdorben.
Arthland	189,937	hiesige	Morgen	2525
Wiesen	10,528	—	—	158
Weinberge	680	—	—	54
Gärten	2062	—	—	98
Forsten	20,806	—	—	204

Außerdem waren verlassen im Januar 1814:

Arthland	661	Morgen.
Wiesen	60	—
Gärten	32	—

Bestellt waren nur im Jahre 1814:

Arthland	42,102	Morgen, statt 63,000.
Weinberge	25	
Gärten	131	

V. Fruchtbestand

	Im October 1813.			Im Januar 1814 geraubt, geliefert und verwüstet.
Waizen	3222	hiesige	Malter	1048 Malter
Roggen	14,120	—	—	3813 —
Gerste	12,255	—	—	4455 —
Hafer	13,300	—	—	8751 —

	Im October 1813.			Im Januar 1814 geraubt, geliefert und verwüstet.	
Erbsen	187	—	—	95	—
Linsen	78	—	—	56	—
Bohnen	268	—	—	65	—
Kartoffeln	9732	—	—	585	—

Die Consumtion der Einwohner und des Militärs ist in dem Geraubten, Gelieferten und Verwüsteten nicht mit begriffen.

VI. Bestand der Manufacturen und Fabriken.

Im Jahre 1807 arbeiteten	Im Jahre 1811 arbeiteten	Im Jahre 1813 arbeiteten
8000 Individuen.	1200 Individuen.	400 Individuen.

Im Jahre 1814 standen fast alle Fabriken still.

VII. Bestand des Handels.

Im Jahre 1807.		Im Jahre 1811.	
Exporten aus Erfurt allein:	663,973 Rthl.	Importen:	936,801 Rthl.
Importen nach Erfurt	535,706 —	Exporten:	252,691 —
Zum Vortheil des Landes	128,267 Rthl.	Zum Nachtheil:	684,110 Rthl.
		Hierzu die Grafschaft Blankenhain mit	45,063 Rthl.
		Ueberhaupt also zum Nachtheil des Landes	729,173 Rthl.

Der Handel von 1813 war 1) durch die im Jahre 1809 eingeführte Abgabe an Straßen = und Pflastergeld, 2) durch die beispiellose Art, wie man den Continentaltarif vermöge Kaiserlicher Decrete von Trianon den 8. August und 18. September 1810 erhob, und ausdehnte; 3) durch die Einführung der Patente von 1810, und der Sicherheitskarten, nicht nur gänzlich zerrüttet, sondern noch tiefer unter Null herabgesunken.

VIII. Wissenschaftlicher Bestand.

Im Jahr 1813.	Im Jahr 1814.
1 Akademie der Wiss.	1 Akademie der Wiss.
1 Universität.	1 Universität.
2 Gymnasien.	2 Gymnasien.
132 Schulen.	111 Schulen.

Aber der größte Theil sämmtlicher Lehrer war 1813 schon fast ohne Besoldung, und in tiefes Elend versunken.

IX. Abgaben-Bestand.

Seit 1802 bis 1806 unter Kön. Preuß. Regier. Ueberschuß.	Seit 1809 bis 1813 jährlich unter Franz. Regier.
106,867 Rthlr.	151,114 Rthlr.

Zu den Abgaben unter Franz. Regierung kommen noch jene, die nicht in die Regalitäts = und Domänenkasse flossen:

1. Patente, Hundesteuer, Port d'Armes (Gewehrscheine), Sicherheitskarten	12000
2. Justizsporteln	8000
3. Marstallanstalt	6000

4. Ober-Schulcollegium	3000
5. Kriegslasten	144,000
6. Befreiungen der Domänen von allen Staatslasten	10,000
7. Brandassecuranz	4000
Ueberhaupt	338,114

X. Privat-Schulden-Bestand.

Vor dem Kriege	4,151,237
1810 dazu gekommen	1,209,648
1813 (wenig gerechnet)	2,000,000
	7,360,885

Die gemeinheitlichen Schulden betrugen schon im J. 1812: 699,029 Capital, 35,348 Rthlr. jährliche Interessen.

Die Staatsschulden betragen noch jetzt:

ältere	64,509 Rthr.
neuere	245,966 —
Ueberhaupt . . .	310,475 —

Dieses als Einleitung zur folgenden

Erklärung des Grundrisses eines Theiles der Stadt Erfurt, der Festung Petersberg, und der Cyriaksburg,

der diesem Stücke der Nemesis beiliegt.

Wir ziehen die Aufmerksamkeit der Leser auf einen Punct in Teutschland, der, so unwichtig er in militärischer und Fortifications-Hinsicht noch jetzt seyn mag,

doch bestimmt war, es in dieser, und besonders in politischer Hinsicht, zu werden.

Der Obergeneral des Genieweſens, und allgemeiner Aufseher aller in Teutschland eroberten Festungen, Herr von Marescot — derselbe, der später im Spanisch-Portugiesischen Kriege vom Kaiser aller seiner Würden entsetzt wurde — hatte zwar im J. 1806 Erfurt zu einem guten Waffenplatz, nicht aber zu einer Festung tauglich gefunden, es wäre denn (fügt er in seinem Berichte hinzu), daß man die Höhen, die Erfurt von drei Seiten beherrschen, zur Festung ziehen wollte, wozu aber große Summen erforderlich wären.

Das Franz. Gouvernement scheint auch diesen Bericht bis 1812 befolgt zu haben. Denn es verkaufte nicht nur 1810 die, von der Königl. Preuß. Regierung im J. 1806 mit schweren Kosten (wenigstens 21,000 Rthlr.), und einem großen Ruin der Waldungen herbeigeschafften, und um die Festungen gesteckten, Palissaden, für nicht 2000 Rthlr., sondern es ließ auch das ganze Terrain beider Festungen zum Behufe des Verkaufs abschätzen, und die Verkaufsbedingungen sogar dahin ausdehnen, daß der Käufer das ganze Terrain ebenen, und alle Befestigungspuncte schleifen sollte. Der Kaiser genehmigte aber den Antrag des Ministers zum Verkaufe nicht; die Unbedeutentheit der Summe von etwa 16,000 Rthlr., die der Verkauf des Terrains und der Gebäude den Domänen einbringen konnte, war hiervon wohl nicht Ursache, sondern der Kaiser sah Erfurt, als im Herzen von Teutschland gelegen, sehr tauglich an, dasselbe zum Wacht- und Wartthurm der benachbarten Herzoglich- und Königl. Sächsischen, der kleineren Schwarzburgischen und andern

Staaten, ja sogar von Preußen, umzuschaffen. Von dieser Zeit an wird, auch bei allen Verpachtungen von Grundstücken, die auf und an diesen Festungen lagen, die Verzichtung des Pachters auf jede Entschädigung, wenn dieses Grundstück zur Festung gezogen werden sollte, als Bedingung angehängt.

Seit dem Rückzuge aus Rußland schien das Gefühl von der Bedeutenheit dieser Domäne in dem Kaiser von Neuem rege geworden zu seyn, und während Erfurt in dem Mittelpuncte von Teutschland als ein warnendes Beispiel für alle Teutsche, von Frankreich beherrschte, Provinzen immer tiefer und tiefer in Elend versank, ließ der Kaiser baares Geld (angeblich 150,000 — 200,000 Fr.) aus Frankreich einsenden, um sie auf die Befestigung der Stadt, des Petersberges und der Cyriaksburg zu verwenden. Ob sie wirklich verwendet sind, ist mit Grund zu bezweifeln. Denn eine Menge von Schanzern und Handwerkern wurden gar nicht bezahlt, eine Menge verkürzt. Ein großer Theil mußte Quittungen über Summen ausstellen, die Keiner erhalten hatte. Die Zahl der Arbeiter stieg von 200 auf 3000; sie wurden 14 bis 16 Stunden im Umkreise beigetrieben, und alle benachbarten Provinzen und ihre Waldungen in Anspruch genommen. Die Summe, welche die benachbarten Provinzen und Erfurt an Materialien beigetragen haben, ist doppelt so groß, als die von Frankreich eingeschickte.

Die Arbeiten fingen gleich mit Anfange des Jahres 1813 an. Die Stadtwälle erhielten hohe und breite Brustwehren; Stellen, die leicht von außen zugänglich waren, z. B. vom Petersberg bis zum Krämpferthore, wurden gekräuselt (frisé, d. h. schräg mit Palissaden be-

legt), und auch wohl noch mit senkrecht gesetzten Palissaden verstärkt; die Moriz-Brustwehre am Andreasthore wurde neu hergestellt, und aufgeworfen, und zwischen dem Andreas- und Johannisthore wurden die beiden Reuter (Cavaliers) beträchtlich erhöht; die Schmidtstädter Thorschanze auf dem Hauptwalle, wurden zu schwerem Geschütze eingerichtet; die Thürme, Schleusen, Kasernen (25 in fortlaufenden Numern) wurden entweder unbrauchbar, oder zu Blockhäusern gemacht. Die Werke außerhalb dem Stadtwalle (Ravelins), als die Daberstädter Schanze mit weit ausspringenden Winkeln, die am Krämpferthore und an der rechten Seite des Johannisthores, blieben unvollendet. Die Bäume auf den Stadtwällen (zum Theil dreihundertjährige Linden, dann vierzehn und sechszehnjährige Alleen von Pappeln, wilden Kastanien und Vogelbeeren) waren bis im December so weit, als sie den Brustwehren nicht im Wege standen, geschont; den 8. December aber erschien der Befehl des Intendanten, alle Bäume auf den Wällen, ohne Ausnahme, abzuhauen; allenfalsiger Mangel am Holz konnte diese Maasregel entschuldigen, aber die Soldaten verkauften oder die Bürger stahlen das Holz, und so sind denn die lieblichen Spaziergänge, wo so mancher Seufzer sich in die erlaubte Freude über eigene Schande mischte, nicht mehr.

Vor den Stadtwällen sind, außer den schon erwähnten Ravelins, die zum Theil in diesem Grundrisse bemerkten Ueberschwemmungen von großem Umfange. Das Festungsterrain voll herrlicher fruchtbarer Bäume, fast lauter üppige Gärten und Felder, geziert mit Lust-, Land- und andern Gebäuden, die dem Feld- und Gartenbau dienten — zum Theil, wie in den dreien Brun-

nen, der Stolz und alte Ruhm der Gegend *), zum Theil, wie im Brühler-, Schmidtstädter-, Löber- und Andreas-Felde, die Heimath des edelsten Obstes, besonders der vortrefflichen heimischen Auguſtkirsche — ward 150 Toiſen im Umkreiſe gelichtet, und dann größtentheils überschwemmt — ein Schaden von wenigſtens 250.000 Rthlr. Die am Löberthore vorhandene Querſchneide (Traverse) ward erneuert; die Schleuſen am Brühlerthore gedämmt, die Kartoäuſer Schleuſe mit neuen Schleuſen verſehen; am ſogenannten ſtumpfen Thurme, und am Schmidtſtädter Thor der Canal zur Stadt zugeſtopft, die Querſchneide erhöht, an den Schützthürmen, bis zur Höhe des Gewölbes, Alles weggebrochen.

Das Waſſer ſtieg verhältnißmäßig nach dem Grade der Dämmung hier drei, dort ſieben und mehrere Fuß über den gewöhnlichen Waſſerſpiegel. Ein Glück für Erfurt war die Nichtvollendung des Dammes zwiſchen der hohen Batterie und der Daberſtädter Schanze, vollendet, würde das ganze Wintergetraide-Feld bis weit über Hochheim, in Stauwaſſer verſenkt ſeyn. Mit den Ueberſchwemmungen fing man bereits im April 1813 an; ließ nach Ankunft des Kaiſers nach, ſetzte aber im Mai die Arbeiten, und nun von Monat zu Monat thätiger fort. Der Befehl zur Abhauung der, in üppiger Blüte ſtehenden, Kirſchbäume auf der Schwedenſchanze ward am 15. Mai, der

*) Der Dreien- oder Drei-Brunnen, zwiſchen der Stadt und dem Steigerholze G., beſteht aus einer langen Reihe fruchtbarer Gärten, die durch ihre Gemüſe, durch die berühmte Erfurter Kreſſe, und durch Obſtcultur reichlich nährten. Es war eine der intereſſanteſten Gegenden Erfurt's, und ſchon im zwölften Jahrhundert bekannt — die älteſte Spur gemilderter Zeiten und Sitten.

zur Abreißung aller Lusthäuser und aller Gebäude, wie zur Abhauung aller Bäume im Umfang von 150 Toisen, am 27. August, der zur Abreissung der Mühlen vor Ilversgehofen, am Johannis- und Andreasthore, am 27. Septbr. gegeben.

Da die Arbeiten nicht schnell genug nach dem Befehle des Ober-Commandanten des Genieweſens, Herrn Emy, gefördert wurden, so schickte er 300 Mann zur Verwüstung, und verlangte für diesen Beistand 3 Rationen Branntwein auf den Mann für jeden Tag, also täglich 900 Portionen, die an einen Capitän Proveme abgeliefert werden sollten. Die Zerstörungen und Zerstörer sollten also noch baar bezahlt werden. Letztere hielten sich durch Entwendungen des Holzes schadlos. Bei der Abdämmung der schmalen Gera, um den Johannisgraben unter Wasser zu setzen — ein Beweis von Planlosigkeit, da das Wasser, vom Damme zurückgestauet, in die wilde Gera abfloß — sagten die Müller der schmalen Gera und der Gemeinde Ilversgehofen mit Recht: „Heute (am 4. Septbr.) stockt der letzte Pulsschlag des Frohsinns; 8 Mühlen im Erfurtischen, 9 Mühlen und Dörfer im Weimarischen, 2 im Gothaischen, 2 im Königl. Sächsischen verlieren ihr Brod, ihr Wasser, und die Sicherheit ihres Eigenthums bei Feuersgefahr.“ — Wären die Franzosen länger in dem Besitze der Stadt geblieben, so hätten sie vielleicht den tollen Plan, den Berggraben um den Dom nach dem Andreasthore zu führen, vollzogen.

Der Petersberg und die Cyriaksburg liegen westlich von Erfurt, jener mit der Stadt verbunden, diese

von ihr getrennt, und letztere vor dem Brühler Thore links, wie erstere rechts auf dem Wege nach Gotha.

Der Petersberg ward im J. 1664, nach Einnahme der Stadt vom Kurfürsten Johann Philipp von Mainz, nach dem Plane eines Franzosen (Pradell) zur Festung, mehr wider die freisinnigen Bürger (die Festung heißt deswegen der Kappzaum der Stadt), als wider den äußern Feind umgeschaffen, und 50 Jahre nachher vollendet — eine ehemals herrliche Gegend, der Sitz des Petersklosters oder der Benedictinerabtei, umkränzt mit Bäumen und Reben. Er hatte ursprünglich, wie noch jetzt, 8, von Heiligen benannte, Bastionen, die, wie die alten Linien, geblieben sind. Die Franzosen haben nur sämmtliche Werke beträchtlich erhöht und verstärkt, und da, wo das sogenannte Einsehen (Uebersicht) von der Cyriaksburg und dem Herrenberg leicht ist, auf der Courtine, zwischen der Bastion S. Gabriel und S. Michael, starke Querschneiden aufgesetzt. Die Kasematten sind zwar besser eingerichtet, gedielt und gebrettert worden, allein sie bleiben feucht und ungesund. Nach dem Brande dienten sie zu Magazinen, aber sie führten schnell auch das Verderben der Früchte herbei. Die Pulverthürme und Pulverbehälter sind sehr gut verwahrt worden.

Die Cyriaksburg, von einem ehemals hier gelegenen Nonnenkloster benannt, und seit dem fünfzehnten Jahrhundert nach und nach zu einer Burg (Fort) umgeschaffen, blieb ebenfalls im Ganzen unverändert, nur daß die zwei hintern Thürme und Mauern durchbrochen, Schießöffnungen angelegt, die Werke, besonders

der Reuter (Cavalier), beträchtlich erhöht und verstärkt wurden.

Beide Plätze sind mit starken Palissaden umzäunt, und bei der Befestigung derselben befolgte man meistens den Plan der Königl. Preußischen Ingenieurs, und vor der Hand nur den Plan, Erfurt als Waffenplatz zu sichern.

Die seit dem 22. Octbr. gesperrte, am 6. Novbr. belagerte, Stadt ward, ohne die Festungen, und mit Einschluß eines, in der Abmarkungslinie begriffenen, Stadtdistricts an die Kön. Preuß. Truppen (Gen. v. Kleist) von den Franzosen (Brigadegen. Gouv. d'Alton) am 6. Januar 1814 übergeben. Die Sterblichkeit unter der Besatzung hatte alle Posten entblößt. Sie war 7 Jahre und 82 Tage in den Händen der Französischen Herrschaft; diese Zeit gieng in Kummer und Jammer vorüber, und machte das Gefühl der Errettung unter einem Könige doppelt werth, den nur Gewalt von den Herzen der Erfurter trennen konnte.

Um die im Grundrisse angegebenen Puncte zu verstehen, muß man bei der Capitulationsmäßig ausbedungenen Abmarkungslinie anfangen.

Diese Abmarkungslinie in der Stadt, den Franzosen aus Mangel am Wasser und Geräumigkeit von dem Königl. Preuß. General Hrn. v. Kleist gelassen, fängt am Andreasthore an, und ist roth, die Franz. Abmarkungslinie ist im Grundrisse mit Pfählen grün angedeutet, und ihr gegenüber läuft die Königl. Preußische. Das zugemauerte Andreasthor steht noch mit dem Peters-

berge in Verbindung, und ist deswegen mit einer Franz. Schildwache besetzt. Die Linie der Gemarkung hat 3 verschiedene Abzeichen, Palissaden, Gebäude, Wasser. Die Hauptlinie am Andreasthore mit Palissaden anhebend, geht krümmend am Fuße des Petersberges über dem Rübenmarkte hinter dem Berge, bis gegen das Falloch, das den Franzosen das Trinkwasser giebt. Hier greift eine, von der Höhe der Festungspalissaden ablaufende, Doppelreihe von Palissaden ein, die in einiger Entfernung von einander, und wovon die erste isolirt steht, wahrscheinlich um einen Anfall von der Stadt her zu verhindern; die andere mit einem Oeffnungsthore versehen, verbindet sich über die Klappe mit den, auf dem Severi-Kirchhofe stehenden, Häusern. Die Grundmauer dieser Häuser führt die Linie bis zur breiten Stufe vor dem Dom, auf deren drittem Absatz von oben eine Reihe Palissaden an die sogenannte Cavate des Doms anschließt. Während die Preußische Linie auf dem Graben bei der Hauptwache, dann hinter dem Dom sich fortwindet, hält sich die Französische im obern Theile des Domplatzes. Der schmale Stieg auf den Graben, und der Stieg zur Pfaffengasse führend, sind wieder mit Palissaden verrammt, der Steg zur Pfaffengasse über dem Bergstrom, und der Steg zum Brühle, abgetragen; die steinerne Brücke zum Brühle mit einer Barriere eingeschlossen. Der Bergstrom, am Fuße des Doms, den Franzosen überlassen, setzt die Linie dergestalt bis zum Brühler Thore fort, daß die rechte Seite des Bergstroms den Preußen, die linke Seite den Franzosen bleibt. Das Brühler Thor ist neutral erklärt, und unbesetzt, ebenso der Brühler Wall bis zum Petersberge. Vor dem Aufgange zum Petersberg läuft eine Reihe Palissaden aufwärts bis zur ersten Wache, am Rande des Abhanges, und abwärts schließt sich diese Reihe Palissa-

den mit einem Oeffnungsthore an den Bergstrom an. Der Julius-Brunnen liegt noch außer der Linie.

Innerhalb der Gränze der Linie liegen: A die Domkirche, B die Severikirche. Die Domkirche oder das Marienstift ist ein Meisterstück der Gothischen Baukunst aus dem dreizehnten und folgenden Jahrhunderten. Außer den herrlichen Fenstergemälden, den, mit unglaublicher Kunst gearbeiteten, geistlichen Kirchenstühlen, enthält sie eine große Orgel und merkwürdige Grabmäler, als Monumente der Geschichte der Plastik; in ihrem Thurm befindet sich die große Glocke, und das ganze Domgeläute mit den sogenannten silbernen Glocken. Jetzt ist sie ein Pferdestall, und die daranstoßende Severi-Kirche, die von ferne an den 3 großen Thurmspitzen und den Kupferdecken kenntlich ist, wurde zuerst eine Lager- und Kochstätte, dann ein Lazareth. Was in diesen Kirchen verwüstet wurde, ist im Ganzen unbekannt, aber vor Uebergabe der Stadt waren schon mehrere Gemächer erbrochen, und die darin aufbewahrten Sachen entwendet, die weißen Chorkleider zu Binden gebraucht, die messingene Bekleidung der Gräber (voll hohen Sinnes und voll Beweisen des reineren Kunstgefühls) vandalisch zerstört, und stückweise verkauft, mehrere Kirchengeräthe zerschlagen, und Theile der beiden Gotteshäuser ein Cloak geworden.

Die Benedictinerkirche und das Kloster C auf dem Petersberge, sind in der Belagerung am 6. November vorigen Jahres theils sehr beschädigt, theils abgebrannt. Die Kirche steht noch mit ihren zwei Thürmen, aber die Kirche ohne Altar, ohne Orgel, ohne Stühle, und die Thürme ohne Glocken; die Orgel ward von dem Gen. Domänen-Director Gentil 1812, die Glok-

ken (8 an der Zahl, in den Tönen C, Gis, F, Fis, H, C, Cis, D, und 158 Centner schwer) den 27. Februar 1810 für 5339 Rthlr. verkauft, und die vom Kaiser der Kirche noch gelassene Lärmglocke (Ton A, 45 Centner schwer, und auf 1260 Rthlr. abgeschätzt) soll von den Franzosen 1813 zerschlagen worden seyn. Das Grabmal des Grafen von Gleichen ward 1813 bei dem Auswühlen der Kirche in den Dom gerettet, wo es der neuen Verwüstung unterliegt. Die Benedictinerabtei, schon den 23. März 1803 von K. Pr. Regierung aufgehoben, brannte bis auf das untere massive Stockwerk den 6. Novbr. vorigen Jahres ab. Die Ruinen erinnern noch an die ehemalige Größe.

Das Commandantenhaus auf dem Petersberge D, bloß etwas in der Belagerung beschädigt, zieht sich über das Thor zum Zugange der Festung, und bietet die ganze Breite nach dem Graben. Es ist die Wohnung des Gouverneurs.

Der Mainzer und Georgenthäler Hof E, das Martinskloster F, das Kloster Neuwerk, waren Capitulationsmäßige Lazarethe für die Franzosen außer der Linie Sie stehen unter einer Franz. Verwaltung, und sind jetzt beinahe alle geräumt.

Die Andreaskirche H dient bloß, um die Gegend des Rübenmarkts und die Brandstätten der Häuser zu bezeichnen.

Die gelbgezeichneten Häuser (120) brannten in der Beschießung am 6. Novbr. ab. Ob die Franzosen dazu beigetragen haben, wird für und wider bestritten.

Diejenigen, welche die Franzosen von jeder Beschuldigung frei sprechen, beziehen sich darauf, daß dieselben thätige Hülfe bei Löschung des Brandes mit Gefahr des Lebens leisteten, daß die Belagerer in dem dicken Nebel dem Geschütze nicht die gehörige Richtung geben konnten, und daß die von der Festung Petersberg scheinbar gekommenen Haubitzgrenaten über den Petersberg weggeworfen waren. Andere führen dagegen an, daß die Franzosen schon früher die abgebrannten Häuser abschätzen lassen wollten, daß sie schon am 27. October, als den Einwohnern anbefohlen wurde, Wasser, im Falle einer Belagerung, bereit zu halten, und kurz vor dem Brande, als sie einzelnen Scheunen-Besitzern in dieser Gegend riethen, ausdreschen zu lassen, auf diese Ereignisse vorbereitet waren; daß sie die Leute durch Furcht vom Löschen abhielten (doch ist dieses nicht erwiesen), daß sie die Häuser, die vom Brande verschont blieben, in dieser Gegend abreißen ließen; daß sie den 5. Novbr., am Tage, wo sie Ilversgehofen größtentheils in Asche gelegt hatten, den Einwohnern geboten, im Falle eines Angriffs auf die Stadt, zu Hause zu bleiben, und daß der Intendant am 7. Decbr. in seinem Schreiben, in welchem die Niederreissung der vom Brande verschonten Häuser anbefohlen wird, sagt: „Dem Plane der Befestigung von Erfurt und der höheren Weisung gemäß, müssen alle Häuser in der Umgebung der Severikirche und des Doms niedergerissen werden; der Brand am 6. Novbr., durch die Belagerung von Erfurt verursacht, hat bereits den größeren Theil derselben, die zum Abreißen bestimmt waren, zerstört; aber auch der noch übrige Theil muß vernichtet werden; die Umstände zwingen den Hrn. Gouverneur, dem ihm zugegangenen höheren Befehle Folge zu leisten.“ — Diesemnach ist so viel gewiß, daß

die Häuser und Gebäude, wenn sie auch der Brand verschont hätte, dennoch nicht mehr ständen. Der Brand gewährte Entschädigung durch die Brandcasse, das Niederreißen keine andere, als die, welche das Gouvernement vielleicht einmal geben wollte.

Ganz und zum Theil brannten ab: die Fingerlingsgasse ganz; unter den Häringern die rechte Seite; der Graben, rechte Seite; die Fleischbank, rechte Seite; das Hefen- und Nagelschmidtsgäßchen, ganz; am Falloche, rechte Seite der Fleischbank; die Viehgasse, wo 7 Scheunen standen; die dunkle Ecke an der Fingerlingsgasse; der Rübenmarkt links, zum Theil. Ihr wahrer Werth betrug wenigstens 200,000 Rthlr., ohne die verbrannten Effecten, Mobilien und Früchte. Niedergerissen wurden zuerst den 25. Novbr.: 5 Scheunen und 3 Wohnhäuser am Andreasthor; ihr Assecuranzwerth betrug 2275 Rthlr., ihr wahrer Werth 5850 Rthlr.

Vermöge unabwendbaren Befehls vom 7. December wurden noch abgerissen:

21	Häuser	in der Fleischbank.
4	—	auf der breiten Stufe.
3	—	in der Mondgasse.
4	—	auf dem Graben.
7	—	hinter dem Dom.
9	—	hinter dem Berge.
1	—	an der Klappe.
2	—	in der Fleischgasse.
3	—	am Falloch.
7	—	auf dem Rübenmarkte.

Der taxirte Werth dieser Gebäude betrug 100,850 Rthlr.; die Stiftshäuser waren nicht in der Brandasse-

euranz versichert; die meisten Häuser waren mit Ziegeln gedeckt (13 mit Schindeln). Ein massives Stiftshaus hinter dem Dom, und der Kornboden auf dem Severikirchhofe, beide innerhalb der Franz. Linie, sind von den Franzosen, aus Mangel am Holze, vor kurzem erst abgerissen worden.

Wenn nicht eine baldige Uebergabe erfolgt, so vergreifen sich ihre unheiligen Hände noch weiter an den Gebäuden der Stiftskirche. — Eine fortgesetzte Beschießung am 6. November, mit einem Anfalle verbunden, würde vielleicht die ganze Garnison mit den Festungen in die Gewalt der Königl. Preußischen Truppen geliefert haben; die Franz. Garnison hatte die Magazine erbrochen, und sich, vom Branntwein und Wein betäubt, alle Ausschweifungen erlaubt; der heftige Brand — ein wahres Feuermeer — versperrte ihnen noch dabei den Zugang zu ihren Pulvermagazinen. Aber die Alliirten (Königl. Preußische, Kaiserl. Oesterreichische und Kaiserl. Russische Truppen) waren durch das unausgesetzte Feuern ebenfalls von allen ihren Vorräthen entblößt, und die Franzosen benutzten den Brand der Stadt, um die Belagerer zum Mitleiden gegen Unschuldige zu bewegen, und einen Waffenstillstand zu erwirken, der ihnen Zeit gab, die abgebrannten Vorräthe zu ersetzen, und die unschuldigen Stadtbewohner ruhiger auszupressen. — Die Stadt und ihre Bewohner waren schon vor der Uebergabe ein ausgemergelter Körper ohne Kraft und Leben, und was der Brand- und Verwüstungsschutthaufen auf der weiten Fläche, das sind die Familien in ihren Häusern. —

III.

Ueber Preußen's Wiederherstellung im Jahre 1813.

(Vorgelesen in der Neujahrsnacht 1814.)

„Das ist der, welchen wir etwa für einen Spott hatten, und für ein höhnisch Beispiel. Wir Narren hielten sein Leben für unsinnig, und sein Ende für eine Schande. Wie ist er nun gezählet unter die Kinder Gottes!!"

Buch der Weish. Kap. 8.

Viel Denkwürdiges hat das scheidende Jahr; viel, auch ohne Rücksicht auf unser Wohl, Erfreuliches. Die größten Erfahrungen der Menschheit sind, wo nicht erweitert, doch in ihrem ganzen Vollgehalte erneuert worden. In Zorn und Liebe, Strafe und Belohnung, Zerstörung und Schöpfung ist dieses Jahr gleich stark und preiswürdig.

Unter seinen Schöpfungen erscheint jedoch keine herrlicher, als Preußen's Wiederherstellung. Eigentlich zwar ist nur vollendet worden, was in vorhergehenden Jahren begonnen war. Allein es ergieng doch jetzt erst über Preußen die entscheidende Prüfung. Vorher war es gegen ein schweres, doch nicht tödtliches, Leiden standhaft; jetzt gegen die, von ihm selbst der Knechtschaft vorgezogene, Gefahr des Untergangs. Zuvor trug es nicht unrühmlich unabwendbare Uebel; jetzt gieng es entschlossen in den schwersten Kampf, und aus demselben siegreich hervor.

Eine nähere Betrachtung dieses Gegenstandes, dem an Erhabenheit wenig andere in der Weltgeschichte zu vergleichen sind, wird eben so trostvoll als lehrreich seyn, und für uns das wundervolle Jahr am würdigsten beschließen.

Das unermeßliche Unglück, welches die Schlacht bei Jena und die darauf folgenden Begebenheiten über den Preußischen Staat brachten, schien diesen Staat auf sehr lange Zeit, oder auf immer, in tiefe Ohnmacht zu versetzen; um so mehr, als jenes Unglück unverkennbar von inneren Ursachen herrührte, die zu mächtig schienen, als daß man, zumal bei fortdauerndem Drucke von außen, ihr Aufhören hätte hoffen mögen. Den Verlust der Hauptschlacht konnte zwar die Ueberlegenheit des Feindes an Zahl und Kriegskunst befriedigend erklären; daß aber hierauf das Heer in Unordnung floh, und, nur Blücher's Schaar ausgenommen, nirgends mehr auf Teutschem Boden Stand hielt; noch mehr, daß starke Festungen, noch nicht belagert, nur umringt, oder sogar nur bedrohet, dem Feinde sich ergaben; daß endlich das Volk nirgends Widerstand versuchte; dies verrieth innere, und zwar sehr große und verheerende Uebel, deren Daseyn übrigens von Denen, welche sich durch den Schein der Macht nicht täuschen ließen, vorlängst nicht bloß vermuthet, sondern erkannt worden war.

Denn Friedrich's II. Werk verfiel sogleich nach seinem Tode. Die Regierung, welche auf ihn folgte, hatte weder seinen Geist, noch einen entschieden neuen. Manche seiner Fehler schienen auf sie übergegangen zu seyn, doch keiner von seinen Vorzügen. Leichtsinnig und beweglich, wie die Jugend, habsüchtig und engherzig, wie

das Alter, verblendet durch trügerisches Glück, und dadurch lässig und sorgenlos, erlaubte sie sich, was Friedrich nicht gewagt, erlaubte auch Andern, was er nie geduldet hätte, und schied sich mehr und mehr von Teutschland, ohne doch aus den Ländern, welche sie beherrschte, ein Reich zu bilden. Vielmehr, indem sie gewisse Einrichtungen überall einführte, hielt sie sonst, was sie nicht ihren Staat, sondern ihre Staaten nannte, absichtlich aus einander, um desto besser jedes Stück nach seiner Art zu nutzen. Wozu? ist ihr vermuthlich niemals klar gewesen. Aber in die Begier und Kunst des Nutzens ganz verloren, vernachlässigte sie das Schöne und Edle, dem Brauchbaren und Nützlichen zu lieb; und was sie nur berührte, zwang sie, um der Ordnung, oder vielmehr der bequemen Einförmigkeit willen, in ein allgemeines enges Maas. Recht und Sittlichkeit, Ehrtrieb und Frömmigkeit ehrte sie nicht als Eigenschaften der menschlichen Natur, sondern nur, in sofern sie neben der aufgeklärten Selbstliebe noch etwa nützlich seyn mochten. Waffen und Mauern also, Leiber und Geld, auch Kenntnisse und Fertigkeiten hatte der Staat, aber keine Seele.

Friedrich Wilhelm III., wenn er nur sich selbst vertraut hätte, würde, als er den Thron bestieg, die Trefflichsten aus seinem Volke um sich versammelt, und durch sie, vielleicht in Kurzem, schöpferisch gewirkt haben. Allein den jungen König hielt eine zu große, obwohl sehr achtbare, Bescheidenheit gebannt in den Kreis des Herkommens, welches die großen Geschäfte kleinlich, die kleinen aber als groß behandelte, von Einzelnem genaue Kenntniß gab, die Uebersicht des Ganzen aber fast unmöglich machte, und überall Werkstücke und Werkleute, aber keinen Plan und keinen Baumeister aufwies. Da-

her blieb die Regierung im Wesentlichen beinahe ganz, wie sie unter seinem Vater gewesen war; nur daß unter seinen Augen Unrecht und Unsittlichkeit sich nicht zeigen durften. Sonst frommte dem Staate, dessen äußerst künstliche und mühselige Verwaltung den, wie es schien, bewährten, Dienern überlassen blieb, der einfache, reine, Teutsche Sinn des Oberhauptes nur wenig. Mehr und und mehr selbstsüchtig, beschränkt auf augenblicklichen Genuß oder Gewinn, wurde die Politik; Teutschland ungefähr so verläugnend, wie sonst in Japan mit dem Christenthume der Holländische Kaufmann that. Im Innern nahm, zugleich mit der Regelmäßigkeit aller Einrichtungen, auch ihre Geistlosigkeit zu. Wohl abgerichtete Soldaten, pünctlich den Verordnungen nachkommende Staatsdiener, nutzbare, besonders mit den Fabriken des Auslandes wetteifernde, Bürger, fleißige, viel ausführbares Gut hervorbringende, Bauern, das waren die Bestandtheile, die Stützen des Staates. Wessen er zu diesem Glücke nicht bedurfte, das ließ er beiseits liegen, gab es auch, so weit es ihm nicht etwa beschwerlich wurde, ganz ledig, und rühmte sich der Freiheit, die er Gedanken, Neigungen und Sitten lasse. Daher auch litt er, daß seine Hauptstadt eine Wiege der modernen Cultur wurde, welche Persönlichkeit und Volksthümlichkeit austilgte, und dafür ein Begehren setzte, nicht Mann noch Weib, nicht einheimisch noch fremd, nicht jung noch alt, nicht ernst noch leicht gesinnt, nicht thätig noch müßig, nicht vornehm noch gering, nicht gelehrt noch unwissend zu scheinen; in Allem ein Mittleres, Unbestimmtes, Allgemeines, von Allem etwas, vor Allem aber, was es auch koste, glücklich zu seyn. Was irgend eine Regierung thun mag, um die Sachen höher zu stellen als den Menschen, des Geistes und Gemüthes, der Tugend und Frömmig-

keit entbehren zu können, und an gebildeter Sinnlichkeit genug zu haben, das hat diese Alles gethan.

Als nun der Krieg in seinen ersten Tagen diese Täuschungen furchtbar gelöset, und die vermeinte Macht ganz niedergeworfen hatte, schwand bei Vielen entweder alle Achtung, oder doch alle Hoffnung für den Preußischen Staat. Und wohl sind zu entschuldigen, die damals zu frühe verzweifelten; denn jetzt war der Schein ebenso viel schlimmer, wie vordem besser, als die Wirklichkeit.

Allein hier wurde des Propheten Wort erfüllt: der da kraftlos ist, der sage, ich bin kraftreich. Durch den Krieg war Preußen erschöpft; durch den Friedensvertrag vieler alten und aller neuerworbenen Besitzungen beraubt, dazu in Zinsbarkeit und Abhängigkeit vom Sieger gehalten; und eben damals begann Preußen stärker, als es je gewesen war, zu werden. König und Volk ermannte sich mitten in dem Anwachse der Leiden; unbekannte, neue Kräfte traten hervor, und ersetzten die verlornen.

Eine Gabe Gottes ist dies; ein Wunder seiner Weisheit und Güte, wie er oftmals an Israel that, das er demüthigte unter die Hand seiner Feinde, dann aber schnell wieder aufrichtete, wenn es sich wieder zu ihm bekehrte. Aber in welchen Tiefen ruhte die Empfänglichkeit des Besseren; auf welchen Wegen kam das Heil?

Unrettbar sanken die bewunderten Völker des Alterthums, da einmal der Geist ihrer Staatseinrichtungen entfloh. Selbst unter Nero war ein großer Theil Ita-

lien's noch unverdorben; *) umsonst; es lag in dieser Unschuld keine Kraft zu widerstreben. Denn sie hatten all ihr Wesen und Leben in dem Staate; gar nichts ausserhalb desselben. Sie waren Eins mit ihrer Regierung, so verhaßt sie ihnen oft seyn mochte, und erlitten nothwendig derselben Schicksal; wie der ganze Leib zerstört wird, wenn seine edelsten Theile ertödtet werden. Ungleich dürftiger ist das öffentliche Leben der neueren Völker; dafür aber auch nicht ihr einziges. Daher oft unter der versunkensten Regierung ein gar nicht versunkenes Volk. Wie man das Land nicht zerstört, indem man nur die Städte anzündet, so besiegt man das Volk nicht, indem man die Heere seines Beherrschers schlägt. Denn es hat, nicht unabhängig, doch geschieden vom Staate, einen großen Besitz; das häusliche Leben, woraus das öffentliche, wenn es bereits erstarb, besser als es gewesen, hergestellt werden mag. Dieses Gut, in solcher Fülle und Selbstständigkeit, verdankt die neuere Zeit vornehmlich ihrer Religion und ihrer Wissenschaft. Beides hatten, in all ihrer Herrlichkeit, Athen und Rom nicht so: ihr Gottesdienst, an sich gemüthlos, gehörte abermals dem Staate eigenthümlich an; ihre einseitige Weisheit blieb der Menge fremd. Das Christenthum hingegen erklärt sich nicht nur unabhängig vom Staate, sondern ohne Vergleichung höher als er, und erhebt den glaubigen Menschen weit über den Bürger. Die neuere Wissenschaft aber läßt sich auf Schulen und Paläste nicht einschränken; sie zeigt sich überall in unendlich vielfacher, obwohl oft unansehnlicher, Gestalt, erregt in dem Geringsten Trieb

*) Severa adhuc et antiqui moris retinens Italia.
Tac. ann. XVI. 5.

nach Erkenntniß, und trägt sogar in Hütten Lauterkeit des Begriffs.

Diese zwei zusammen, Religion und Wissenschaft, geben dem häuslichen Leben der Neueren, vornehmlich der Teutschen, eine, im Alterthume unbekannte, Haltung, Würde und Macht; erhalten darin unversehrt den Kern ihres Daseyns, wenn es auch mit der äußeren Einfassung, dem Staate, nicht zum Besten steht; und lassen endlich daraus, sobald ein Anstoß gegeben ist, Anlagen, Fähigkeiten, Tugenden, welche den Staat selbst retten oder herstellen, gewaltig hervorbrechen. Denn wie bei dem Dichter der Strom Skamander, obwohl unmuthig, zuläßt, was an seinem Ufer geschieht, dagegen plötzlich und mit unwiderstehlicher Gewalt auf den Peleiden stürzt, als dieser sich in seine Fluten wagt: so tritt jener häusliche Sinn, der zuvor etwa nur Zuschauer gewesen, in den Kampf, sobald sein eigenes Gebiet verletzt oder gefährlich bedrohet wird. Ist nun der Staat bei uns gewöhnlich unvollkommener als bei den Alten, eben darum, weil ihm seine Glieder keineswegs ausschließlich angehören, nicht all' ihre Liebe und Thätigkeit ihm widmen, sondern in gewissen Fällen ihm sogar beinahe fremd werden; so findet er dagegen in seiner äußersten Noth, an jenen, im häuslichen Leben auferzogenen, und dafür gleichsam zurückgelegten, Kräften eine zuverlässige, starke Hülfe.

Wohl dem Preußischen Staate, daß in den Zeiten seines Glanzes dieses hohe Gut nicht angetastet, vielmehr desselben Gedeihen auf mancherlei Art befördert worden war! Denn bei all den, für das öffentliche Leben verderblichen, Fehlern, deren zuvor erwähnt wurde, halte

die Regierung, durch ihre musterhaften Anstalten für die Sicherheit des Eigenthums, ihre Achtung der Geistesfreiheit und einer verhältnißmäßig großen Freiheit der Mittheilung, endlich durch ihre Nüchternheit und Ordnungsliebe, die Entwickelung, Ausbildung und Verbreitung jenes häuslichen Sinnes allerdings begünstigt; und weniger Eintrag, als sonst zu fürchten war, hatte ihm die, in der Hauptstadt einheimische, Verkehrtheit thun können, vornehmlich weil der König und die Königin, verehrte Muster häuslicher Tugend und Glückseligkeit, ein großes Gegengewicht hielten. Jetzt, da die ganze Vorrichtung des Staates gefallen war, erhob sich über den Trümmern des Gebäudes, in welchem er längst nicht mehr gewohnt hatte, der unversehrte Geist des Volkes, um sein, durch eine neue Weltherrschaft gefährdetes, und bereits verletztes Gebiet zu wahren.

Denn freilich war, um ihn zu wecken, und in den Streit zu ziehen, ein Feind nöthig, der nicht nur das Glück seiner Waffen auf das übermüthigste, und für den Ueberwundenen verderblichste, benutzte, sondern der, in Friedensgeschäften, aus den Gewohnheiten Europa's und der Christenheit heraustrat, aller Sitte Hohn sprach, Verträge öffentlich brach, und seine Unthaten als Völkerrecht aufstellte; der endlich nicht nur den Wohlstand der Völker, wohin seine Macht reichte, von Grund aus verderbte, sondern auch, auf das tiefste unchristlich und unwissenschaftlich zugleich, über Religion und Wissenschaft zu herrschen, sich vermaß.

Und doch so rüstig, in so kurzer Zeit, wäre auch wider einen solchen Feind jener Volksgeist wohl nicht aufgetreten, wenn nicht zugleich eine große Erinnerung ihn

aufgeregt und ermuthigt hätte. Das Volk gedachte sehnsuchtsvoll der, unter Friedrich II. wider halb Europa siegreich behaupteten, Unabhängigkeit. In diesen Gedanken und Gefühlen ward erst des großen Königs Ruhm vollendet und verklärt. Er ist ein Eroberer gewesen, aber seinem Volke zu gut, das er auf die entscheidende Noth gestärkt; Teutschland zu gut, dem er zum Vorbilde dieses Volk erzogen hat. Nun ist ihm welthistorische Würde nicht von dem, was er vollführte, sondern von dem, was er vorbereitete, gegeben; jenes war nicht dauernd noch erfreulich; dieses herrlich und unzerstörbar.

Nicht erklärt, nur dem Verständniß etwas näher gebracht, soll hiermit die wunderbare Erscheinung seyn, daß anstatt der Muthlosigkeit, der Unzufriedenheit, des Zwiespaltes, welche mancher, nicht eben Kurzsichtige, befürchten mochte, Zuversicht, Treue und Eintracht auf diesem Schauplatze der Verheerung und Trübsal sich einstellte; daß Laster, die das Unglück aufzunähren pflegt, unsichtbar wurden; Irrthümer, die sehr tief gewurzelt schienen, unschwer der Wahrheit wichen; daß, ohne einen Epaminondas oder Scipio, auch ohne Umkehrung, ja sogar ohne Erschütterung der gesellschaftlichen Verhältnisse, unter den schwersten, von dem Ueberwinder auferlegten, Lasten, ein neues und kraftvolles öffentliches Leben gestiftet ward. Bald gab es bedeutungsvolle Zeichen seines Daseyns, und zugleich seines Ursprungs; zweier zu erwähnen, ist genug: der beharrlichen Rechtlichkeit in dem Finanzwesen, und der Gründung der Universität Berlin. Unklug, schwärmerisch, ganz widerstrebend dem ehemaligen Rufe großer Geschicklichkeit im Berechnen, schien gar Manchem sowohl jene Enthaltsamkeit von gewaltthätigen Maasregeln zum Besten der Kassen, als diese, neuen

großen Aufwand erfordernde, Gründung einer hohen Schule. Aber in Beidem zeigte sich ein hoher Muth, vergleichbar der Zuversicht, womit in Rom, da Hannibal vor den Thoren lagerte, nicht anders, als wenn Italien in der alten Verfassung wäre, die öffentlichen und bürgerlichen Geschäfte fortgesetzt wurden; und zugleich ein weiter reichender, viel mehr als ehedem umfassender, und in die Berechnung ziehender Blick. Es zeigte sich, daß in einer Lage, worin die Besinnung, schien es, verloren gehen mußte, das Volk und die, mit ihm jetzt auf das engste verbundene, Regierung zur Besonnenheit erst kam; zur Besonnenheit, dem seltensten und wünschenswerthesten Zustande, welchen niemals ein Volk zu theuer erkaufen kann; worin Gefühl und Einsicht, Verstand und Gemüth befreundet sind; wo die Dinge in ihrer wahren Gestalt, mit dem Wahrzeichen ihres Werthes, nicht bloß wenigen Auserwählten, sondern einer großen Mehrzahl erscheinen; daher überall das Wichtige von selbst hervortritt, das Unwesentliche aber zurücksteht, und aus Einheit der Ansicht Einheit des Willens entsteht; wo nichts wankend, zweifelhaft und halb, nichts gesucht, erzwungen und geheuchelt, nichts voreilig, wild und hitzig ist. Denn ganz von Einem Stamme war sowohl die tiefe Ruhe und Stille, worin ein günstiges Geschick abgewartet, einstweilen aber zur Benutzung desselben ungleich mehr, als der mißtrauische Feind argwohnen konnte, vorbereitet ward; als auch die unbeschreibliche Begeisterung, womit, als die Stunde gekommen war, die Waffen ergriffen und geführt wurden, so zum Erstaunen des Feindes, daß einer der versuchtesten seiner Heerführer bei Dennewiz ausrief: sie fechten wie berauscht; anstatt daß darin eigentlich nur die gesunde Lebendigkeit eines erwachten Volks, im Ge-

genſatze zu der Schlaftrunkenheit der noch Betäubten zu ſehen war.

Glücklich dieſe trefflichſten unter den Teutſchen in dem wohlverdienten, unvergleichlichen Siegeslaufe, worin ſie, vordem ohne Ruhm erworbene, ſodann mit Schmach verlorene, Länder auf das ehrenvollſte als Sieger, auf das rechtmäßigſte als Befreier wieder einnehmen; nicht mehr, wie ehedem, von Widerwillen, ſondern allein von Bewunderung und Dankbarkeit empfangen. Glücklicher, als ehevor in behaglicher, doch ruhmloſer, Ruhe, jetzt in ihrer übergroßen, aber hoffnungsreichen, Anſtrengung; kühnen Entdeckern gleich, die freudig, und daher ohne Schaden, Froſt und Hitze, Hunger und Durſt ertragen. Am glücklichſten unter allen Völkern, wenn ſie, nach wieder erlangtem Frieden, ſtets eingedenk der Urſachen ihrer Niederlagen ſowohl, als ihrer Siege, gleich entſchloſſen das Verderbliche verbannt und das Heilſame umfaßt halten. Tc.

IV.

Ueber das Schickſal des Generals Moreau.

Mit dem erſten Stücke der Nemeſis haben unſere Leſer ein Bild des Generals Moreau erhalten. Es war unſere Abſicht, dieſem Bilde einen kurzen Abriß von dem Leben dieſes merkwürdigen Mannes folgen zu laſſen. Aber wir haben dieſen Gedanken bald aufgegeben. Es

giebt nämlich in der Geschichte Männer, die auf dem großen Gemälde ihrer Zeit in herrlicher Gestalt und vom schönsten Ruhm umstrahlt glänzen, die aber, wenn man sie allein darzustellen versucht, sich nicht so schön ausnehmen, denen man also keinen vorzüglichen Dienst erweiset, wenn man sie durch eine besondere Darstellung zu feiern unternimmt. Wir möchten sagen, es fehle solchen Männern an Physiognomie, an bestimmter Haltung, an scharfer Richtung; und daher mögen sie allgemeine Theilnahme erregen, und hohe Bewunderung und große Liebe, aber der sinnige Betrachter kommt nicht ganz mit ihnen, wie man zu sagen pflegt, aufs Reine, und darum nicht zur Einheit mit sich selbst; immer bleibt eine (vielleicht unerklärliche) Ungewißheit, ein Schwanken, eine Unbefriedigtheit in ihm zurück. Hoffentlich wird man es nicht für einen Raub an Moreau's großem und wohlverdientem Ruhm achten, wenn wir, nach ernster Betrachtung seines Lebens, auszusprechen wagen, daß uns vorkomme: er gehöre zu diesen Männern. In der Geschichte der Französischen Revolution wird Moreau immer eine herrliche, vielleicht die herrlichste, Erscheinung seyn, und das menschliche Gemüth unter den Gräueln und Ungeheuern jener Zeit, mit einigen andern, trösten und beruhigen; viele einzelne Züge aus seinem Leben werden auch gewiß die Edelsten aller Länder und Völker erfreuen, erheben, begeistern; aber wir zweifeln, daß der ganze Mensch, Moreau, so weit er aus den vorhandenen Urkunden zu erkennen ist, vom Geschichtschreiber mit Wahrheit also dargestellt werden könne, daß er den Edelsten völlig genügte.

Diese Betrachtung brachte uns zunächst von jenem Gedanken zurück. Bald aber kam die Bemerkung hinzu,

daß von mehreren Männern schnell versucht wurde, das Bekannte aus Moreau's Leben zusammenzustellen, um das Verlangen nach näherer Kenntniß bei der allgemeinen Theilnahme an seinem Tode, genug zu thun. Endlich wurde auch zu Moreau's Lob und Verherrlichung überall so viel geschrieben und gesprochen, daß wir mit unserer Feier zu spät zu kommen fürchten mußten. *)

Damit aber unser Bild nicht ohne alle Begleitung bleibe, wollen wir uns erlauben, einige Bemerkungen über Moreau's Schicksal, oder, wenn wir den Ausdruck gebrauchen dürfen, über die Nemesis in Moreau's Leben, am Schlusse des ersten Bandes zu machen, dessen Anfang jenes Bild geziert hat. Und da der heftigste Schmerz über den Verlust des Edlen sich allgemach besänftigt haben dürfte, und da die vielen und lauten Klagen über das unerhörte Unglück desselben in der allgemei-

*) Unter den Lebensbeschreibungen ist die vollständigste, die wir kennen, von Jochmus:

General Moreau, Abriß einer Geschichte seines Lebens und seiner Feldzüge, von K. Jochmus, mit dem Bildniß des Helden. Berlin, in der Maurerschen Buchhandlung. 1 Rthlr. 4 gr.

Unter den Schriften zu seiner Todesfeier zeichnet sich durch Gesinnung und Beredtsamkeit vorzüglich aus:

Eloge funèbre de Moreau. St. Petersbourg, 1813.

Sie ist von einem edlen und gelehrten Russen, dem Grafen Ouwarow, und verdient theils wegen ihrer Vortrefflichkeit als Trauerrede, theils aber auch, weil sie Einiges enthält, das noch nicht bekannt war, Aufmerksamkeit. Dieses Unbekannte hat Moreau's Freund und Adjudant, der Oberst Rapatel, dem Verfasser mitgetheilt. Wir werden in der Folge Eins und das Andere anführen.

nen Noth und Freude der Zeit nach und nach verhallt ſeyn möchten, ſo hoffen wir um ſo eher wagen zu können, was unſerm Herzen bei allen Verhältniſſen des Lebens Bedürfniß iſt, dem traurigen Ereigniſſe eine erheiternde Deutung zu geben, eine Deutung nämlich, bei welcher das menſchliche Gemüth einige Beruhigung findet, und verſöhnt wird mit dem Gange menſchlicher Schickſale. Wir wollen dabei das Gräßliche in der Art, wie Moreau ſtarb, gar nicht beachten, und lediglich dabei ſtehen bleiben, daß er ſtarb. Jenes Gräßliche war der Thränen guter Menſchen werth, aber bei einem Manne von Moreau's großem und reichem Leben hatte vielleicht auch dieſes Schaudervolle einen hohen Sinn. Wer viel geben kann, der muß viel leiſten. Da es Moreau nicht beſtimmt war, für die Sache der Menſchheit länger mitzuwirken, ſo ward ihm wenigſtens gegönnt, ſein Leben dadurch noch ſehr hoch auszubringen, daß er durch die Feſtigkeit ſeiner Seele und den hohen Sinn, den er im ungeheuerſten Schmerze bewieß, die Bewunderung der Welt mehrte, ſeinen Ruhm vergrößerte, und Andern für den heiligen Kampf ein großes Beiſpiel gab, welches große Tugenden wecken konnte.

Um aber Moreau's Lage zu verſtehen, und ſein Schickſal zu begreifen, müßte man ihn, wie uns ſcheint, als Feldherrn, als Menſchen und als Franzoſen zugleich, in ſeinem dreifachen Verhältniſſe zu ſeinem fürchterlichen Feinde, Napoleon Buonaparte, zu ſeinem Vaterlande, Frankreich, und zu den Fürſten und Völkern betrachten, die gegen Napoleon und Frankreich die Fahne der Freiheit erhoben hatten. Wir können jedoch nur auf Einiges hinweiſen, ſowohl wegen des Raums, als wegen der Zartheit des Gegenſtandes.

Moreau hatte in einer schweren, aber hoffnungsvollen, Zeit den schönsten Ruhm erworben, den ein Feldherr erwerben kann. Von einem großen Gedanken, der die Herzen aller edlen Menschen durchdrang, gewaltig ergriffen, hatte er in kräftiger Jugend eine friedliche Bestimmung verlassen, um das Vaterland und die Freiheit zu retten und zu rächen. Schnell hatte sich sein großer Geist für die Künste des Kriegs entwickelt; schnell waren ihm, unter Verhältnissen, welche dem Geiste sein Recht und dem Verdienste seine Ehre gaben, die Anführung großer Heere übertragen worden. Er hatte diese Heere fast so gewiß zum Siege geführt, als zur Schlacht. Manches von dem, was er vollbracht, wurde dem Schönsten gleichgesetzt, das die Geschichte der Kriege hat, wie sein berühmter Rückzug, der allgemeine Bewunderung, bei Freund und Feind, erregt hat, wie die Schlacht bei Hohenlinden, die so glänzend als entscheidend war, wie so Manches andere. Nach solchen glorreichen Thaten hatte sich dann Moreau in eine sinnige Ruhe zurückgezogen, von welcher er selbst das große Wort sagen durfte: „sie sey nicht unrühmlich gewesen;" *) und aus dieser Ruhe war er herausgerissen, und auf eine Weise vom vaterländischen Boden verbannt worden, die nur dazu dienen konnte, sein Ansehen zu vermehren, und die Meinung, welche die Welt von seinen Feldherrntalenten gefaßt hatte, zu vergrößern. Sein Geist, seine Thaten, und die Liebe der Franzosen, machten ihn Dem gefährlich, der mit despotischer Gewalt über Alle hinausstrebte; darum wurde er verbannt, aber darum auch vom Tode gerettet. **)

*) In seiner Vertheidigungs-Rede vor Gericht, den 10. Prairial, Jahr 12 (den 20. Mai, 1804.)

**) In der angeführten *Eloge funèbre* wird in Bezug auf diese Begebenheit, die bekannt genug ist, noch folgende

In Europa war Moreau's Name in den neun Jahren seiner Verbannung fast verschollen. Die ungeheuern Ereignisse um uns her, ließen uns keine Zeit, seiner zu gedenken; und wer seiner eingedenk blieb, der wagte wenigstens nicht, seiner mit gerechter Ehre zu erwähnen. Die Nachricht von Moreau's Rückkehr nach Europa, ergriff daher auf eine wunderbare Weise die Gemüther der Menschen; seine Erscheinung wirkte wie eine Auferstehung aus dem Grabe. Zugleich aber erwachte das Andenken an seine Thaten auf die schönste Weise. Fleckenlos war sein Ruhm; sein Unglück vergrößerte sein Verdienst, und selbst für die Fehler, welche der früher so gefeierte Held der Zeit kurz vorher begangen hatte, wurden ihm eben so viele Tugenden zugelegt. Also war die Erwartung aufs höchste gespannt, und die Hoffnung auf Moreau's kriegerische Talente, und auf seine Kenntniß des Französischen Heeres, kannte keine Gränzen.

Und Moreau hat diese Erwartung keineswegs betrogen, und diese Hoffnung nicht getäuscht. Sein früher und allgemein bejammerter Tod ist ihm, menschlich und schön, als vollgültige Erfüllung angerechnet. Was geschehen seyn würde, wenn er länger gelebt hätte, das kann kein menschlicher Mund aussprechen; aber das läßt sich kühn behaupten, Moreau selbst hätte durch ein längeres Leben nicht gewinnen, er hätte keine schönere Krone

Anekdote erzählt, die uns wenigstens neu war. Peu de temps avant la catastrophe le premier Consul fit proposer à Moreau la légion d'honneur. Moreau répondit à la personne chargée de cette négotiation: „il est donc fou, cet homme là, il y a dix ans que je la commande.“

erwerben mögen, als mit welcher bekränzt er jetzt zu den Helden der Vorzeit gegangen ist; leicht aber hätten Verhältnisse eintreten können, in welchen, auch ohne Fehler, denen doch nicht leicht ein Mensch entgeht, auch ohne Verschuldung, deren Gränze in den Verwickelungen des Lebens doch nicht immer scharf unterschieden werden kann, bloß durch Mißverständniß, durch Eifersucht und andere menschliche Leidenschaften, seine Ehre hätte gekränkt werden mögen. Das Geschehene kann freilich nicht wieder geändert werden, und der erworbene Ruhm sollte bleiben. Aber der Mensch beurtheilt das Leben des Andern gern im Zusammenhange; das zuletzt Geschehene ist am bekanntesten, der Eindruck am frischesten; die Leidenschaft wirkt auch bei den Edelsten nicht selten auf das Urtheil zurück, und auch der Unbefangenste findet keinen Ausweg aus den Widersprüchen der Ansichten und Meinungen. Daher ist freilich möglich, daß das Unwürdige des früheren Lebens durch später bewährte Tugend in Vergessenheit gebracht wird, aber es ist auch möglich, daß frühere Großthaten durch spätere Unfälle, mögen sie durch Versehen oder Geschick herbeigeführt seyn, verdunkelt werden. *)

*) In der *Eloge funèbre* wird, nach einer Handschrift des Generals Moreau, bemerkt, „daß Moreau — wie jeder Mensch von Sinn und Geist — eine große Lust an dem Studium der Geschichte gefunden, und daß er die Feldherren früherer Zeit so beurtheilt habe, wie er selbst beurtheilt zu werden wünschte.“ In diesem Sinne sagte er z. B. von Karl XII., daß dieser der größte Feldhauptmann seines Jahrhunderts geworden seyn würde, wenn er die Schlacht bei Narwa verloren hätte; diese aber habe ihm eine zu große Verachtung seiner Feinde und zu viel Vertrauen auf seine Truppen eingeflößt; er sey gefallen durch das Uebermaas der Eigenschaften, die den großen Feldherrn bilden. — Uebrigens war Moreau durch

Wenn man nur dieses bedenkt: so kann man sich schon des Gefühls nicht erwehren, daß Moreau nicht zu früh gestorben sey für den Ruhm, den er nun auf alle Zeit in der Geschichte bewahren wird, und man fängt an, sich mit dem Schicksale zu versöhnen, das einem edlen Manne den Schmerz ersparte, sich des schön erworbenen Kranzes, auch nur zu einem geringen Theile, beraubt zu sehen. Dieses Gefühl aber wird noch stärker, diese Versöhnung noch erquicklicher, wenn man Folgendes in Erwägung zieht.

Moreau hatte seinen hohen Ruhm in einem Kampfe erworben, auf welchen er vielleicht ganz Vorwurfsfrei zurücksehen konnte. Wohl wurde Frankreich auf die abscheulichste Weise zerrüttet, während er die äußeren Feinde glücklich, tapfer, einsichtsvoll bekämpfte; wohl geschahen Gräuel, vor welchen jedes Gemüth schaudern wird, so lange Menschen Kunde von ihnen erhalten, während er zu Schlacht und Sieg eilte. Aber die Gedanken von Freiheit, Volk und Vaterland, die ihn zum Kriege bestimmten und in die Schlacht begleitet zu haben scheinen, sind menschlich, schön und heilig, und rechtfertigen Jeden, der für sie streitet.

Moreau litt schrecklich in den theuersten und zartesten Verhältnissen des Menschen durch die ungeheuere

Beobachtung der Menschen und durch das Studium der Geschichte zu der Ueberzeugung gekommen, daß die öffentliche Meinung, wie die Geschichte, im Allgemeinen gerecht, daß aber beide besonders strenge zu seyn pflegten in Beurtheilung des kriegerischen Ruhms. — Wenn Moreau in dieser Ueberzeugung, wie wir nicht zweifeln, Recht hätte: so dürfte die Erklärung der Erscheinung nicht schwer seyn.

Zerrüttung seines Vaterlandes; aber seine Seele wurde dadurch dem Vaterlande nicht entfremdet. Wenn dieses Vaterland, so mochte er denken, zuerst sicher gestellt wird gegen äußere Feinde, so läßt sich die Wiederkehr der Ordnung im Innern, es läßt sich die Heilung der Wunden hoffen, welche Frankreich sich selbst geschlagen hat, und noch, in entsetzlicher Verblendung, zu schlagen fortfährt. Aber was muß aus dem Leben der Franzosen, als Menschen und Bürger, werden, wenn die Fremden willkührlich über Land und Leute verfügen können? Also hielt er fest an seiner Bestimmung. Vielleicht wäre Frankreich glücklicher gewesen, vielleicht ganz Europa, wenn damals die Franzosen bezwungen wären: aber wer konnte damals die unglückliche Wendung voraussehen, welche der Gang der Europäischen Verhältnisse später genommen hat? Und wenn auch Frankreich schon damals seine Gränzen wirklich über die Gebühr auszubreiten gesucht haben mag: so konnte ein edler Mensch, bei den gewöhnlichen Begriffen von Volk und Staat, und bei den hundertjährigen Bestrebungen Frankreich's, sich doch wohl leicht über den Zweck dieser Ausdehnung täuschen: sie konnte ihm nothwendig scheinen für die Ehre des Volks und für die Sicherheit des Gemeinwesens; auch wird Dem, der sich gekränkt glaubt, ja nicht ungern verziehen, daß er durch einen Schritt über die hergebrachte Gränze beweiset, es sey in seiner Macht sich zu rächen. Für die Unterjochung der Welt, für die Vernichtung aller Freiheit, für die Zertretung aller menschlichen Gefühle, für welche später die Kaiserlichen Adler erhoben wurden, schwenkte man doch auch in der That die Fahne der Republik nicht.

Moreau hat das Glück gehabt, früh genug die Bühne zu verlassen, um den Fluch der Völker, der Alle

getroffen hat, die um Napoleon gestanden, nicht zu theilen. Dabei führte er den Krieg für die Sache des Vaterlandes auf eine Weise, die später den Franzosen ganz fremd ward, und die ihnen auch damals nicht behagte. Er hielt seine Hände, vielleicht mehr als irgend ein anderer Französischer General, frei vom Raube der Völker; er rettete, wie er selbst sagen durfte, die Ehre des Frnnzösischen Namens in feindlichen Ländern; um menschlich zu seyn, wagte er sogar Amt und Leben, und übertrat verruchte Befehle, die in der Raserei der sogenannten Freiheit gegeben waren; *) er führte, wie er gleichfalls selbst öffentlich sagte, auf eine solche Weise den Krieg, „daß derselbe nur eine Geißel auf dem Schlachtfelde war." Das wußte sein Vaterland, das wußte die Welt; darum mußte Frankreich ihn betrachten, als einen seiner edelsten Söhne, dessen es nur durch schnöde Gewalt beraubt war; und darum konnten selbst die Fürsten und Völker Vertrauen zu ihm fassen, die einst jene Heere bekämpft hatten, an deren Spitze er stand.

Die Wiedererscheinung eines solchen Mannes nach einer Reihe von Jahren, in welchen sich die Welt so unbeschreiblich verändert hatte, auf der Seite, gegen welche er vormals gestanden war, mußte daher von höchster Wichtigkeit, und für die Sache dieser Partei, wie jener, ein großes und vollgültiges Zeugniß seyn. Sehen wir

*) Bekanntlich wurde befohlen, daß man keinem Engländer und keinem Hannoveraner das Leben lassen sollte; Moreau übertrat diesen Befehl bei der Einnahme von Nieuport, und sein Leben, welches er hierbei wagte, wurde vielleicht nur durch eine Regimentsveränderung in Paris gerettet.

zuerst auf seinen argen Feind: so konnte wohl nicht leicht etwas Anderes geschehen, welches dem Kaiser Napoleon persönlich so peinigend und so gefährlich gewesen wäre, als eine solche Erscheinung Moreau's. Wenn er vielleicht im Rausche eines unerhörten Glücks die alten Verhältnisse vergessen hatte: so möchten sie ihm doch wohl durch Moreau's Ankunft in die Seele zurückgerufen seyn; er muß sich wohl erinnert haben, wie Moreau zu ihm, zu dem Französischen Heere (welches sich freilich in den gemeinen Soldaten fast gänzlich erneuert hatte, aber keineswegs in den Officieren), zu dem Französischen Volke, zur Welt gestanden, und auf welche Weise er sich von diesem Manne, der ihm so gefährlich geschienen, weil er sich großer Thaten und großer Liebe rühmen konnte, befreiet hatte. Und alsdann mußte ihm Moreau wie ein gebannter, Unglückverkündender Geist, er mußte ihm als der Bote der hehren Göttin erscheinen, die kein Verbrechen ohne Strafe und Rache läßt. Sein bekannter Ausruf: „daß Moreau sich in seinem Grabe bewege," zeigt den Zustand seiner Seele nicht minder, als der gräßliche Triumph, mit welchem Moreau's Unglück der Welt verkündigt wurde. —

Sehen wir hingegen auf Frankreich: so mußte die Nachricht von Moreau's Theilnahme an dem Kampfe Europa's gegen Napoleon auf das Allgewaltigste wirken. Freilich war die Zahl der Jahre, die zwischen Moreau's Anführung Französischer Heere und seiner gegenwärtigen Bekämpfung derselben, verlaufen waren, nicht eben groß; aber in diesen wenigen Jahren war das Ungeheuerste geschehen, Alles war schrecklich umgekehrt, und die Freude guter Menschen in Frankreich war in gräuelvolles Leid verwandelt.

Moreau, der fern von dem Unglücke noch die alte Gesinnung bewahrt haben mochte, mußte den Männern in Frankreich, die nachzudenken im Stande waren, und sich nicht losgesagt hatten von den Gefühlen der Menschheit, als eine Erscheinung aus einer alten schönen Zeit vorkommen. Aber eben deswegen mußte er auch den Franzosen ein schwerer Vorwurf darüber seyn, daß sie die Zeit geschändet, und die Hoffnung der Menschheit schmachvoll betrogen hatten; er stand Denen, die einst mit ihm gelebt und gestrebt hatten, nun aber, ohne Dank, ohne Ehre, ohne Würde unter der eisernen Ruthe eines Tyrannen in Knechtschaft und Elend lebten, gegenüber wie der Heilige den Sündern, von deren Freveln er sich getrennt hat, um in einsamer Abgeschiedenheit das schönste Gut des Menschen treu zu bewahren; er mußte durch seine bloße Verbindung mit Denen, die wider Frankreich stritten, aufs Lebendigste fühlbar machen, was vielleicht im Gange der Verhältnisse weniger klar geblieben war, daß die Franzosen auf die entsetzlichste Weise getäuscht, verlockt, betrogen worden, daß sie unwürdig und unmenschlich den verderblichen und heillosen Entwürfen eines Einzigen gedient, und daß sie nicht nur unter der Höhe geblieben, welche sie zu erklimmen unternommen, sondern daß sie auch tiefer gesunken waren, als je. Wegen dieser Verhältnisse aber mußte Moreau den Fürsten und Völkern, die sich gegen das Ungeheuer der Weltherrschaft verbündet hatten, sehr willkommen seyn; und er selbst mochte bei der Reinheit seines Wollens und Thuns sich sagen dürfen, daß er die Feier verdiene, mit welcher er überall empfangen wurde. Aber würde dieses Alles so geblieben seyn, wenn Moreau länger gelebt hätte? würde er sich selbst lange genügt haben? hätte sein Vaterland ihn ohne Vorwürfe gelassen? und hätte er das Vertrauen der Verbündeten auch

dann noch bewahren können, wenn ihnen die Absicht, für deren Erreichung sie sein Mitwirken wollten und wünschten, gelungen wäre? würde sein Mitwirken, nach menschlicher Einsicht, für das künftige Glück der Welt vortheilhaft gewesen seyn?

Was Moreau eigentlich veranlaßt hat, seine Verborgenheit zu verlassen, ist wenig bekannt. Wir wollen aber voraussetzen, weil wir es gern glauben, daß ihn keineswegs die persönlichen Kränkungen, Beleidigungen, Peinigungen, die er von Buonaparte erlitten hatte, zur Rache gegen diesen gereizt haben, sondern daß er durch die reinsten, schönsten und edelsten Gründe zu dem großen Schritte bewogen worden sey; wir wollen voraussetzen, weil wir es gern glauben, daß Moreau nichts gewollt und erstrebt habe, als Rettung seines Vaterlandes, dessen Kraft auf eine so schnöde und heillose Art für die Unterjochung der Völker vergeudet, dessen Kinder so grausam für die Ehrsucht eines entsetzlichen Menschen hingeschlachtet wurden, und als Befreiung der Welt von Schande und Knechtschaft; wir wollen voraussetzen, daß Moreau eben so gehandelt haben würde, wie er jetzt handelte, und wenn er auch nie mit Buonaparte in Berührung gekommen wäre, weil er in diesem Buonaparte einen Tyrannen erkennen mochte, zu Dessen Sturz die Menschheit jeden Guten aufriefe. In der That scheint man auch behaupten zu können, daß Moreau, wenn er von persönlichen Absichten getrieben wäre, schon viel früher, als die Beleidigungen noch frisch waren, Gelegenheit zur Rache gesucht und leicht gefunden hätte, daß er aber so lange unthätig geblieben sey, weil er das Höchste bezweckte, und darum einen Augenblick abwarten

wollte, in welchem seine Absicht gelingen konnte. *) Aber — blieb Moreau nicht immer ein Franzos? muß man nicht zu seinem eigenen Ruhme glauben, er sey dem Vaterlande, ungeachtet aller Fehler und Sünden desselben, getreu geblieben? Aber Buonaparte war ja nur

*) Indeß sieht man aus der *Eloge funèbre*, daß zu den alten Verbrechen gegen Moreau noch neue, schmerzliche Kränkungen gekommen waren. Si, so heißt es hier, à tous les grands motifs, qui ont décidé de la destinée de Moreau, se joignoit un ressentiment personnel quelconque, cela a été peut-être l'indignation dont l'avoient pénétré les traitemens indignes qu'avoit essuyés Madame Moreau dans deux voyages qu'elle fut obligée de faire en France. Dans le premier, elle fut gardée à vue par des gendarmes; dans le second au mois d'Août 1812, on ne souffrit pas, qu'elle mit pied à terre. Rembarquée au mois de Décembre dans une saison très-orageuse, elle fut envoyée en Angleterre. Le détail de ces vexations et de ces souffrances blessa profondement l'âme de son époux. —

Ueber die Ansicht Moreau's von der Unternehmung Napoleon's wider Rußland, und über den Eindruck, welchen der Ausgang auf ihn machte, kommt Folgendes vor. Den 11. Febr. 1813 schrieb Moreau an den Obersten Rapatel aus New-York: „Il vient de se passer des choses bien extraordinaires en Russie. *Le grand homme s'y est bien rapetissé.* Outre la folie qu'il a fait d'aller à Moscou et d'y rester trois semaines de trop, autant que je pu voir par ses bulletins et par les rapports de Koutousow, il me semble que Bonaparte a perdu la tête à Smolensk, et qu'il n'auroit jamais dû rester là plus d'un jour, mais se hâter de repasser le Dnieper, et de se couvrir de ce fleuve s'il avoit eu besoin du moindre séjour; ce qui, je crois, eut été encore une faute.“ Dann fügte er hinzu: „On dit Bonaparte mort: c'est ce qui peut

furchtbar durch Frankreich's Kraft; unter Buonaparte's Adler standen Moreau's Brüder, Söhne Frankreich's, Erzeugte des Vaterlandes. Konnte, auf dem Wege, den Moreau einschlug, und nach seiner Natur und Art allein einschlagen konnte, Buonaparte gestürzt werden, ohne daß diese Söhne Frankreich's bekämpft wurden? *)

lui arriver de plus heureux en pareille circonstance. Quand on ne sait pas se faire tuer, on est indigne de la part de gloire, à laquelle il sembloit avoir des prétentions. Il n'est pas dans la position d'un général dépendant, à qui on auroit commandé de pareilles folies; tout est de son invention et de son exécution. Il se seroit attribué toute la gloire s'il avoit réussi: la honte est son partage, et c'est un lâche s'il y survit." (Was würde Moreau nun (den 10. April 1814) sagen, da Napoleon Buonaparte noch ganz andere Dinge überlebt hat!) Reste à déplorer les foibles et malheureuses victimes de *cette folle et inhumaine ambition*. Ce devroit être une leçon, mais elle ne servira à personne (leider!)." — Noch schrieb Moreau am 17. Februar 1813: „Toute cette campagne de Russie a un caractère bien particulier d'imprudence et de fautes, tant en allant qu'en revenant, qu'il est bien difficile de concilier avec l'habitude que Bonaparte a de la guerre. Il a joué comme un enfant gâté, qui ne croit rien d'impossible à son étoile; mais celle du Nord lui a fait faux-bond. Je n'ai pas d'idée de la fin de cette horrible tragédie."

*) Aus dem Kaiserl. Hauptquartier schrieb Moreau den 21. August 1813: „Me voilà à l'armée prêt à combattre Bonaparte, et le faisant je Vous l'assure, sans la moindre répugnance; bien convaincu que si je peux contribuer à sa chûte, je recevrai aussi ma part des rémercimens de la France et du monde entier. Pour renverser Bonaparte *peu importe la bannière* pourvu que l'on réussisse; si Robespierre avoit

Gegen das Vaterland kann kein Gutgesinnter die Waffen führen. Nun mochte Moreau das Französische Blut außerhalb der alten Gränzen Frankreich's, wenn auch nicht ohne Schmerz, doch ohne Wanken und Zerrissenheit seines Herzens, fließen sehen; aber als die Französischen Heere auf den Französischen Boden zurückgedrängt waren, und nun alles Unglück des Kriegs über Frankreich kam: wer mochte noch die Gränze unterscheiden zwischen dem Feinde der Menschheit und Frankreich, dem Vaterlande Moreau's? Wäre der unglückselige Kaiserthron von dem unglückseligen Volke zu trennen gewesen, so würde jener Feind gefallen seyn auch ohne Moreau; blieb aber das Volk, auch nur so lange als es geschehen ist, um den Thron vereint, gleichviel mit welcher Gesinnung: sollte Moreau wohl immer mit gleicher Zuversicht, sonder Zweifel, sonder Skrupel, auf der Bahn fortgegangen seyn, die er betreten hatte? Uns scheint wenigstens, daß ihm in gewissen Augenblicken der Geist seines Volks hätte erscheinen, und daß er um so ungewisser, um so uneiniger mit sich selbst, und also um so unglücklicher hätte werden können, je mehr er auf die Gesinnung dieses Volks gegen den Feind der Menschheit bauen mochte, je mehr er glaubte, nur Zwang, Furcht und Angst knüpften die Franzosen an den „hölzernen, sammetbeschlagenen Stuhl" dieses Mannes. Zwar hatte Moreau nicht die Anführung eines Heeres übernommen; aber gerade das — wenn er sie anders abgelehnt hat, diese Anführung — scheint zu beweisen, wie leicht er über sein Verhältniß hätte in Zweifel gerathen mögen.

été tué par les royalistes, les republicains les en auroient remerciés vingt-quatre heures après." — So klar zeigt sich der Franzos, und der Zustand von Moreau's Seele!

Aber wenn auf diese Weise Moreau, bei längerem Leben, mit seinem eigenen Gemüth und mit seinem Vaterlande hätte zerfallen können, so scheint uns auch sein Verhältniß zu den verbündeten Fürsten und Völkern von so zarter Natur gewesen zu seyn, daß es gar leicht hätte getrübt werden mögen. Moreau war bei seiner Ankunft überall mit der reinsten Freude begrüßt, mit der reinsten Achtung empfangen, mit dem schönsten Vertrauen beehrt. Diese Freude, diese Achtung, dieses Vertrauen, sind, so viel uns bekannt ist, ihm ungeschmälert ins Grab gefolgt. Aber Moreau war und blieb ein Franzos; und gerade, weil Napoleon nicht bekämpft werden konnte, ohne daß Frankreich bekämpft wurde, weil Napoleon's heillose Herrschsucht nicht gefesselt werden mochte, ohne daß die Kraft der Franzosen gebrochen wurde, halten wir für möglich, daß es einen Punct hätte geben können, auf welchem die Verbündeten eben so ungewiß über Moreau werden mußten, als Er über sein Verhältniß zu seinem Vaterlande. Man hätte von allen Seiten edel und redlich seyn und bleiben mögen; je fester man aber an das Heilige glaubte, je stärker man von allen Seiten an den höchsten und schönsten Tugenden des Menschen festhielt, je tiefer man von dem Sinne für Volk und Vaterland durchdrungen war: desto zarter, verschlungener, zerstörbarer schien das Verhältniß werden zu können. Zu diesem aber kam noch eine eigene Betrachtung hinzu, die theils leicht menschliche Leidenschaften — und zwar Leidenschaften, die man für Tugenden rechnen möchte, wenn anders Leidenschaften Tugenden seyn können — aufreizen, theils auf die Sittlichkeit, auf den Sinn, und mithin auf Freiheit und die Ehre der Völker wirken zu können schien. Durch das lange Glück, welches die Franzosen auf eine wunderliche Weise begünstigt, durch die mannich-

faltigen Siege, welche sie unter seltsam günstigen Umständen erfochten hatten, endlich durch das tolle Geschrei, das von Weisen und Thoren hierüber erhoben war, hatte sich eine seltsame Meinung gebildet, und in den Köpfen vieler, selbst sehr verständiger und ausgezeichneter Menschen, festgesetzt, die Meinung nämlich, daß nur die Franzosen den Krieg verständen, daß Gott den übrigen Völkern wohl mancherlei schöne Gaben, nur keine Feldherrntalente, daß Er ihnen wohl Geist und Sinn für alle andere Verhältnisse des Lebens, nur nicht für Krieg und Schlacht, verliehen hätte. Die Engländer, von welchen man, weil man die Geschichte früherer Zeiten nicht kannte, oder nicht beachtete, lange unsinnig behauptet hatte: sie seyen wohl vortreffliche Krieger zur See, aber schlechte Soldaten zu Lande, hatte der große Wellington allerdings gerechtfertigt; aber Preußen, Oesterreicher, die Teutschen insgesammt hätten, sagte man, keine Feldherren; selbst die Russen hätten, sagte man, im Vertrauen auf die Versicherung des Moniteurs, die Franzosen nicht besiegt, sondern Frost und Hunger hätten sie vernichtet.

Was ein Freiheitberauschtes Volk, was ein Mann, der Nichts achtete, und Nichts schonte, durch die eiserne Gewalt eines Alleinherrschers mit abscheulicher Aufopferung von Hunderttausenden, möglich gemacht hatte: das wurde dem militärischen Geiste des Kaisers Napoleon und den unerreichten Talenten seiner Marschälle und Prinzen zugeschrieben. Ist man in diesem, eben so elenden, als heillosen Wahne denn nicht so weit gegangen, daß man sogar geglaubt hat: die großen Siege der verbündeten Waffen seyen nur dadurch möglich geworden, daß Moreau den Fürsten und Führern der verbündeten Heere den Staar gestochen habe? wenn Er, und wenn

ein anderer Franzose (der, glücklicher Weise, später gleichfalls zurückgeblieben ist) nicht auf den rechten Weg geleitet hätten, so würden die großen Erfolge, welche Teutschland, welche die Welt befreiet haben, schwerlich errungen seyn? und geschahe dieses nicht nach den herrlichen Schlachten von Groß-Görschen und Bautzen? Was würde also geschehen seyn, wenn Moreau die verbündeten Heere bis über den Rhein, bis in das verruchte Raubnest, Paris genannt, begleitet hätte? Leicht wäre dem Verdienste die Krone, wenn nicht entzogen, doch entblättert; leicht wäre den Völkern, zumal dem Teutschen Volke, die Ehre geschmälert, sich selbst befreiet zu haben; eine Ungewißheit über die eigene Tüchtigkeit, ein Zweifel an [illegible] eigene Kraft, wäre zurückgeblieben, und in dem eit[illegible] Volke, welches das ungeheure Unglück über Europa gebracht hat, wäre ein Dünkel zurückgeblieben, der sich früher oder später zum Verderben Europa's gezeigt haben würde, der aber jetzt hoffentlich ausgetrieben werden wird.

Wenn man dieses Alles bedenkt, so scheint uns die Gottheit, die sich in den übrigen Begebenheiten dieser Jahre so gerecht und groß bewiesen hat, auch in dem Schicksale Moreau's, selbst für menschliches Erkennen, nicht minder gerecht und groß zu seyn. Durch seine Erscheinung in Europa verdiente Moreau die schöne Feier, die er fand, durch seinen frühen Tod wurde er vor dem Jammer bewahrt, diese Feier zu bereuen: er vermied den Vorwurf seines Vaterlandes und die Kränkungen von Fremden. „Dieser Buonaparte ist immer glücklich," sagte Moreau: auch zeigt der abscheuliche Jubel über seinen Tod, daß Buonaparte denselben für ein neues Glück angesehen habe; aber dieses Glück war sein Letztes; seit

Moreau, gleich einem Boten der Adraſtea ihm erſchien, hat er nur Demüthigungen und Schmach erlebt. Frankreich hat die Erniedrigung erfahren, die Moreau als warnender Genius durch ſeine Erſcheinung verkündigte. Die verbündeten Fürſten und Völker ſind auf der ruhmvollen Bahn der Freiheit und Ehre unaufhaltſam weiter gezogen, und haben durch eigene Kraft und eigenen Geiſt das große Ziel erreicht, das Moreau mit ihnen erſtrebte.

Alſo ruhe ſanft, Victor Moreau! Du haſt genug gelebt. Dein Ruhm, als Feldherr, wird Dir bleiben, ſo lange die ehernen Tafeln der Geſchichte dauern. Deine Ehre als Menſch wird man Dir ungekränkt laſſen. Mögen ſich Viele an Deinen Tugenden zu gleichen Tugenden emporſchwingen; Viele durch Dein Beiſpiel ſich über das Unglück erheben und über die Schmerzen, welche uns die Natur nicht erſparen konnte, wenn ſie uns Freude gewähren wollte und Glück.

V.

Unterredung Napoleon's mit dem Grafen von **a zu Paris am 10ten März 1813.

Die folgende Unterredung wurde uns schon vor einiger Zeit mitgetheilt; wir trugen indeß Bedenken, sie damals drucken zu lassen. Jetzt aber, nachdem die verbündeten Mächte Ihren Gesammtwillen in Rücksicht Napoleon Buonaparte's so bestimmt erklärt haben, scheint uns jede Bedenklichkeit hinwegzufallen. Der Aufsatz, so wie er hier gegeben wird, ist nach dem Berichte des Grafen * * a bearbeitet. An der Aechtheit dieser Bearbeitung zu zweifeln, haben wir keinen Grund; sowohl die hohe Hand, von welcher wir denselben mitgetheilt erhalten haben, bürgt uns dafür, als die innere Wahrheit, die man nicht verkennen kann, wenn man sich auch nur des bekannten Berichts des Schwedischen Gesandten erinnern will.

* * *

Nach der öffentlichen Audienz, die der Kaiser am 10. März dem diplomatischen Corps ertheilte, näherte sich der Herzog von Bassano dem Grafen von **a, und sagte ihm: der Kaiser begehre, sich mit ihm zu unterhalten. Der Graf von **a wurde also in das große Kabinet eingeführt. Der Kaiser, bei dem sich der Herzog von Rovigo befand, gab dem Herzog von Bassano einen

Wink, auch da zu bleiben, näherte sich dem Grafen von **a mit einem ziemlich ruhigen Gesichte, und sagte: „Graf von **a! Ich will offen mit Ihnen reden. Meine Politik ist Ihnen bekannt. Ich habe nichts zu verhehlen. Ihr Hof handelt nicht eben so gegen mich!“.

„Sire! Die Lage ist verschieden.“

„Aha! Das ist, was Euch so arglistig macht! Ihr glaubt mich in der größten Verlegenheit, und das wollt Ihr benutzen, um einen großen Einfluß in Europa wieder zu erlangen. Diese Ungewißheiten müssen aufhören. Sie zerstreuen mich nur bei meinen großen Vertheidigungsplanen, und ich habe alle meine Geistesgegenwart vonnöthen, ich! Ihr Hof wird sich ins Unglück stürzen! Ich sage es Ihnen vorher. Meine Weissagungen sind noch jederzeit eingetroffen!“

„Sire! Unser Hof hat durch den Krieg verloren!“

„Und will dieses durch eine treulose Neutralität ersetzen? So belohnt er meine Dienste? Ich konnte Euch vernichten, einverleiben, Euch durch einen meiner Generale regieren lassen! Ich habe es nicht gethan! Ich liebte Euch! Ich liebte Euern Souverain! Ich habe einen Beweis davon durch meine Verbindung mit seiner Familie gegeben. Wehe ihm! wenn er mich zwingt, sein Feind zu werden! Meine persönlichen Empfindungen haben mich zweimal bewogen, ihm den Frieden zu schenken. Ich werde diesen Empfindungen nicht mehr Raum geben. Ich sehe nun, daß sie dem Wohle meiner Völker entgegenstreben!“

„Sire! Ew. Majestät können es Oesterreich nicht verargen, wenn es die Umstände benutzt, um künftig nicht mehr genöthigt zu seyn, einen vorgeschriebenen Frieden anzunehmen. Unser Kaiser würde gegen seine Völker sich vergehen, wenn er den unverhofften Glückswechsel von sich wiese!"

„Den unverhofften Glückswechsel? Sich zu meinem Sturze mit meinen Feinden zu verbinden, oder wenigstens schweigend durch Unthätigkeit ihnen behülflich zu seyn, die ihnen verstatten wird, ihre ganze Kraft gegen mich zu richten! So also hält man Tractaten! So also, nachdem man mir eine Mitwirkung zugesagt, die durch ihre Langsamkeit Schuld behaftet, durch ihre Mittel ohnmächtig, durch ihre Resultate lächerlich gewesen!"

„Wir sind unserer Verbindung treu gewesen. Ew. Majestät konnten nicht verlangen, daß wir uns den Zufällen aussetzen sollten, die Ihren eigenen Truppen so verderblich waren."

„Aber das ist's ja eben, was meine Armeen zum Theil in Verlegenheit gebracht hat. Euere Schüchternheit — um nicht ein härteres Wort zu gebrauchen — hat meine großen Berechnungen gehemmt. Was sind die Menschen in den Augen ihrer Beherrscher? bloße Abstractionen, deren sie sich zur Lösung der wichtigsten politischen Probleme bedienen, und oft sind sie in meinen Augen Nichts, als Kröten; — ja, Hr. von **a, Kröten. So sehe ich sie an, Ich! Allein jetzt ist nicht von der Vergangenheit die Rede. Die Gegenwart klemmt mich. Die Zukunft beschäftigt mich. Ich muß wissen, ob ich — um den Preis der Länder, die ich Ihrem Hofe zu-

wenden kann, in Kraft seiner Allianz mit mir, in Rücksicht der Bande, die uns vereinigen — auf ihn zählen kann, daß er, während ich in der Front mich bewege, eine große Flankenbewegung machen werde; kurz! ob er sich mit mir vereinigen will, um die Barbaren zu umzingeln, die sich einbilden, Teutschland Gesetze vorzuschreiben. Wie? Ihr Herr, der Erbe der Teutschen Kaiser, könnte dulden, daß ein Abkömmling der Zaaren da befehle, wo seine Vorfahren regiert haben? Wohlan! Will er mir nicht helfen, diese Horden verjagen, so werde ich sie verjagen, ich! Aber dann werde ich auch das Recht haben, grimmig gegen diejenigen zu seyn, deren Sache ich ohne ihren Beistand vertheidigt haben werde. Durch Vernachlässigung großer Staatsinteressen haben die alten Dynastien unterlegen. Es ist dem wesentlichen Interesse des Hauses, welches den Titel und einen Theil der Besitzungen der Cäsaren geerbt hat, nicht zusagend, daß die Russen in Teutschland herrschen. Ihre Bevölkerung von Wilden muß in ihre Wüsteneien zurückgeworfen werden."

„Aber Sire! Da Ew. Majestät Alles gethan haben, um den Einfluß meines Souverains auf den Teutschen Staatskörper zu zerstören — "

„Ja! das stimmte zu meinen Absichten, die keinen andern Zweck haben, als das Interesse der Souveraine, und die Ruhe der Völker. Ist es denn nicht auch besser, daß eine liberale Macht, wie Frankreich, deren einziges Ziel ist, die Wohlthaten der Civilisation gleichförmig zu verbreiten, aus den kleinen Teutschen Fürsten einen engeren Bund bilde, als dies schöne Land dem Zwiespalte zum Raube und unaufhörlichem Eindringen seiner Nachbarn ausgesetzt zu lassen? Ich habe meine Gedanken

verwirklicht. Ich bin zufrieden, Teutschland eine stärkere Organisation verliehen zu haben, und nicht abgeneigt, dieselben Vortheile auch auf Oesterreich auszudehnen. Das war zum Theil mein Zweck, als ich den Krieg nach Rußland trug. Ich wollte, nachdem ich die Russen nach Norden hingejagt haben würde, Oesterreich's Gränzen hinausrücken, und durch Berge und Ströme befestigen. Noch kann Oesterreich die Früchte meines guten Willens einsammeln, wenn es mir hilft, diejenigen Positionen wieder zu erlangen, die ich vor dem Feldzuge einnahm. Es ist mir diese Hülfe schuldig, sowohl um seines Vortheils willen, als aus Dankbarkeit. Im Grunde: was könnte es von mir fürchten? Habe ich nicht die Integrität seiner Polnischen Besitzungen garantirt?"

„Sire! Ew. Maj. können es nicht verargen, daß mein Souverain sein jetziges Uebergewicht benutzt, um seine alten Besitzungen wieder zu erlangen."

„Uebergewicht? Das ist also Euer geheimer Gedanke! Ihr glaubt Euch überwiegend, weil Ihr neutral seyd? Wohlan! Ich werde dies Uebergewicht vernichten, und sollte es mir meinen letzten Soldaten und letzten Thaler kosten. Herr von **a! Ich liege noch nicht darnieder; ich kann Diejenigen noch bittere Thränen vergießen lassen, welche glauben, mich herausfordern zu dürfen, weil ich unglücklich gewesen bin. Herr von **a! die Sonne von Wagram ist noch nicht verfinstert! Mein Genie und die Tapferkeit meiner Heere können mir noch denkwürdige Tage anbrechen lassen. Und am Ende: was will Ihr Kabinet? Was begehrt Ihr Souverain? Habe ich nicht Alles gethan, um ihn zu befriedigen, sowohl von Seiten der Politik, als von Seiten unserer Familienverbindun-

gen? Man hat gesehen, daß ich bei dem Papste einen Schritt gethan habe, der bloß zur Absicht hatte, die Scrupel meines erhabenen Schwiegervaters zu lösen. Ich habe diesem Schritte noch nicht alle die Folgen bewirken können, die er haben muß; aber gedrängt, wie ich es von allen Seiten bin, bei meinen Alliirten nicht den schuldigen Beistand findend, von Ihrem Hofe gleichgültig behandelt, obschon er mir ein ganz anderes Benehmen schuldig wäre, bin ich genöthigt, jetzt nur an einen Gegenstand zu denken, die Vertheidigung meiner Staaten. Ich wollte die Kaiserin mit einer Glorie umgeben, ich wollte sie unabhängig von den Begebenheiten machen, und ihr gewissermaßen das Reich während meiner Abwesenheit oder nach meinem Tode vermachen. Siehe da! man will das nicht! Man stößt diese Wohlthat zurück! und weit entfernt mir beizustehen, verwundet man mich mit Anforderungen, die mit meiner Ehre unvereinbar sind. Ich habe Euch die gekrönte Kaiserin-Königin aufgeopfert, die Frau, die, nach der jetzigen Kaiserin meinem Herzen am nächsten war; ich wollte nur die Krönung der jetzigen abwarten, um jener ihren Titel zu nehmen. Was konnte ich mehr thun? Wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo man überlästige Königinnen erwürgte. Ohne Zweifel begehrt man nicht von mir, sie ganz verschwinden zu lassen? nicht als ob der Gedanke mich empörte, wenn Staatsgründe es gebieterisch verlangen; allein noch hat man diese Wohlthätigkeit mir nicht dargethan. Als ich mit der Dynastie Ihres Herrn mich verband, habe ich sie mit neuer Kraft beleben wollen. Ich habe — indem ich sie mit der neuen Ordnung der Dinge in Europa verschmolz — beweisen wollen: daß sie nicht durch diese verschlungen würde. Nun denn! Man unterstützt meine Absichten nicht! Man spielt schlau mit

mir, während ich so viel Freimüthigkeit in meinem Betragen zeige. Man vermehrt meine Unbehaglichkeit, während ich nur Oesterreich's Wohlfahrt im Auge hatte. Dieser Zustand muß durch eine Krisis endigen. Diese Starrsucht ist mir unerträglich, und wehe Euch! Ihr Herren Oesterreicher! wenn diese Explosion gegen Euch ausbricht!"

„Sire! Wir haben bisweilen bewiesen, daß Drohungen uns nicht schüchtern machen. Nicht gegen uns kann die Explosion gerichtet seyn, von der Ew. Majestät sprechen!"

„Aha! Sie fordern mich heraus! Sie führen in meiner Gegenwart gegen den Kaiser der Franzosen eine Sprache, die man kaum sich gegen unzeitige Geburten des Rheinbundes zu erlauben gestatten würde! Rovigo! Thun Sie ihre Schuldigkeit!" (Sogleich stürzte sich Rovigo auf Hrn. v. **a, um ihn zu entwaffnen. Allein dieser trat hastig einige Schritte zurück, und legte, sich zur Vertheidigung anschickend, die Hand an den Degen. Rovigo befragte durch einen Blick den Willen seines Herrn, der, ruhiger geworden, ihm einen Wink gab, es nicht weiter zu treiben.)

„Hr. v. **a! Ich bin auffahrend, und ich besitze allen Stolz eines Souverains, der eine große, brave Nation regiert! Beleidigungen empfinde ich sehr lebhaft, und in dem, was Sie mir sagten, lag allerdings etwas Beleidigendes. Aber wenn Sie sich vergessen konnten, so werde ich nicht vergessen, was ich dem Charakter schuldig bin, mit dem ein Souverain Sie bekleidet hat, der mein Verwandter und Alliirter ist."

„Sire! Mein Souverain würde in meiner Sprache nur den Ausdruck der ihm schuldigen Treue sehen.“

„Wissen Sie auch, Herr v. **a, daß ich morgen mit Rußland Frieden schließen kann, indem ich Preußen wiederherstelle, und sogar noch vergrößere? indem ich einen Russischen Prinzen auf den Polnischen Thron setze? Denn im Grunde! Was habe ich von den Russen zu befürchten? Sie sind zu entfernt von meinen Staaten, als daß ich, als eine Macht sie scheuen dürfte. Und was würde aus Oesterreich werden, wenn ich Rußland erlaubte, sich gegen die Donau hin zu vergrößern? Lassen Sie hören, was Sie darauf anworten können!“

„Daß Ew. Majestät Ihre Lage nicht kennen, oder mir eine Ansicht derselben geben wollen, die Sie selbst nicht haben.“

Sie glauben mich also in einem sehr verzweifelten Zustande, Hr. v. **a? Habe ich etwa Spanien verlassen? Nein! Ich habe sogar noch Verstärkungen hingeschickt. Indessen wissen Sie doch, daß ich nie mehr als jetzt Herr in Frankreich gewesen bin. Man schreiet zwar; man wiegelt auf; allein man wagt keine Handlung des Aufruhrs. Ich begreife wohl, daß wenn Sie solches zum Maasstabe der öffentlichen Meinung nehmen, Sie wunderliche Dinge auf meine Rechnung schreiben müssen. Aber was bekümmert mich das Gequäke der Huren und einiger Verschnittenen? Gehen Sie hingegen auf die Märkte, in die Hallen, mischen Sie sich in alle Volksversammlungen, ist es daselbst nicht überall so ruhig, als ob wir 20 Jahre Frieden gehabt hätten?“

„Sire! Es kommt mir nicht zu, den Geist der Einwohner Frankreich's zu beurtheilen."

„Und doch thun Sie es. Seit 2 Jahren haben alle Minister, die Ihr Hof an mich geschickt, keine andere Beschäftigung, als mich auszuspioniren, und die abgeschmacktesten Geschichtchen von mir zu melden. So müssen Souverains sich nicht unter einander behandeln, zumal wenn sie durch Bande des Bluts mit einander verwandt sind. Ich bin offen, ich! Was ich will, das man wissen soll, das sage ich laut; was ich zu wissen begehre, darnach frage ich ohne Umschweife. Ich bin zu stark, um meine Zuflucht zur List zu nehmen. Ich habe noch keinen Plan verfolgt, den ich nicht voraus angekündigt hätte, und ich habe keinen angekündigt, den ich nicht auch ausgeführt hätte."

„Ach! Sire! der Einfall in Rußland!"

„Ich würde jetzt in Petersburg seyn, ohne die vorzeitige Kälte, die mein Heer traf. Ich bin überwunden worden, aber nur durch die Elemente. Diese allein haben meine Berechnung zu Schanden gemacht. Alles Uebrige ist gelungen, wie ich es vorausgesehen habe. Wenn der Kaiser sich mit mir hätte verständigen wollen, so würden wir viel Blut und Thränen erspart haben. Wenn Ihr Herr sich freimüthig mit mir verbinden will, so können wir noch jetzt der Welt die Ruhe wiedergeben, und das Project eines allgemeinen Friedens verwirklichen, der ein Gegenstand aller meiner Gedanken, der Zweck aller meiner Anstrengungen ist. Man glaubt, daß ich den Krieg liebe. Man irrt sich. Die Uebel, welche er er-

zeugt, machen mein Herz bluten. Immer habe ich vor Anfang eines Feldzugs Frieden angeboten, und immer meinen überwundenen Feinden ihn zugestanden. In einigen Wochen werde ich 300,000 Mann haben. Ich werde nach Magdeburg gehen. Ihr Kaiser kann seinerseits mir die Hand in Erfurt reichen, eine Flankenbewegung mit 200,000 Mann machen, und mir beistehen, den Norden von Europa von den Barbaren zu befreien, die ihn durchstreifen. Wir müssen vereint die Civilisation retten. Versagt er mir seinen Beistand, so werde ich das große Werk ohne ihn vollbringen. Es wird mir mehr Zeit kosten. Ich werde mehr Menschen opfern müssen. Mein Herz wird dabei leiden. Ihr Herr muß entweder mein Feind oder mein Bundesgenosse seyn."

„Wohlan! Sire!"

„Aha! Ich verstehe Sie, mein Herr Ambassadeur! Sie entrollen Ihr Gewand, und lassen uns den Krieg mit allen seinen Geißeln schauen. Nun wohl! Sie werden Krieg haben!"

„Sire! Wir fürchten ihn nicht! Ich werde meinem Hofe schreiben, daß er sich darauf vorbereite."

Napoleon stutzte einen Augenblick. Er sah den Herrn von **a verwundert an, und sagte: „Nein! Die Menschheit hat genug gelitten. Ich will den Frieden. Ich will ihn aufrichtig. Von Ihrem Hofe hängt es ab, ihn Europa zu verleihen. Daß nur meine Feinde aufhören, auf Euere Neutralität oder Euere Mitwirkung zu rechnen. Die Kaiserin theilt meine Gesinnun-

gen. Gehen Sie zu ihr. Sie erwartet Sie. Dann schreiben Sie an Ihren Hof."

Napoleon entfernte sich, indem er dem Hrn. v. **a gnädig zulächelte.

VI.

Fox und Buonaparte.

Dieser kleine Aufsatz wurde geschrieben, als noch in Chatillon mit Buonaparte unterhandelt wurde, als Paris noch nicht eingenommen war, als die verbündeten Mächte die Erklärung noch nicht ausgesprochen hatten, daß Sie mit Napoleon Buonaparte nicht mehr unterhandeln wollten. Der Aufsatz kann daher bei dem Abdrucke nicht mehr den Sinn haben, den er beim Niederschreiben haben sollte. Indeß scheint uns die Thatsache, die in ihm dargestellt ist, merkwürdig genug, um ihm den wenigen Raum zu gönnen, den er einnimmt; also geben wir ihn ganz unverändert.

* * *

Bekanntlich machte Fox, der furchtbare Parlamentsredner, der erhabene Staatsweise, der Freund der Freiheit, der treffliche Geschichtschreiber, der große Mann, im Jahre 1802 nach dem Frieden von Amiens, eine Reise nach Frankreich, zunächst, wie es hieß, um die Pa-

piere zu benutzen, die zu Paris im Schottischen Collegio von der Hand Jacob's II. aufbewahrt wurden. Denn die Geschichte dieses Königs und seines Nachfolgers wollte er beschreiben: er hielt aber ein historisches Werk für das erhabenste Erzeugniß des menschlichen Geistes; deßwegen wollte er nichts unbenutzt lassen, „um die Mähr jener Zeit" würdig zu erzählen. Es ist gleichfalls allgemein bekannt, daß Fox an der Ausführung seines schönen Vorsatzes zuerst durch sein geschäftvolles Leben, dann durch seinen allzufrühen Tod verhindert worden ist. Nur den Anfang des Werks hat er hinterlassen, wenig von dem, was er wollte, genug, um zu zeigen, was er vermochte, und um die Welt das Fehlende beklagen zu lassen.

In Frankreich ward er überall mit der größten Begeisterung und mit den schönsten Ehrenbezeugungen empfangen. Jeder drängte sich hinan, ihn zu sehen, ihn zu begrüßen; in den Schauspielhäusern waren die Blicke nicht auf die Bühne, sondern auf Fox gerichtet. In Paris gehörte es bald zum guten Tone, zu gehen wie Fox, zu sitzen wie Fox, zu reden wie Fox, zu denken wie Fox. Besonders gaben sich die Frauen alle ersinnliche Mühe, irgend ein Zeichen seiner Aufmerksamkeit zu gewinnen. Die berühmte Madame Recamier, die durch seine Ankunft aus der Mode gekommen war, entführte ihn gewissermaßen, um mit ihm auf der Promenade zu erscheinen, und sich dadurch einen neuen Reiz zu geben. Auch war es ihr ganz recht, daß ein bescheidener Poet Fox und sie als Jupiter und Venus darstellte und besang.

Doch das ist Französische Art; wichtiger ist Folgendes. — Kurz nach seiner Ankunft in Paris, ließ Fox den ersten Consul, Buonaparte, fragen: „wann er die Ehre

haben könnte, ihn zu sehen?" Der Consul erwiederte: „es würde ihn sehr freuen, zu jeder Stunde, bei Tag und bei Nacht, einen Mann, wie Fox, zu empfangen; er möge nur selbst die Stunde bestimmen."

Fox wurde dem ersten Consul bei einer öffentlichen Audienz (den 3. Sept. 1802) vorgestellt. Buonaparte redete ihn zweimal an, und sagte ihm unter andern Schmeicheleien, was folgt: „Es giebt nur zwei Nationen in der Welt: die eine bewohnt das Morgenland, die andere das Abendland. Engländer, Franzosen, Teutsche, Italiener u. s. w. leben unter denselben Gesetzen, haben dieselben Sitten, dieselben Bräuche, fast dieselbe Religion, und sind Kinder Einer Familie. Die Menschen, welche unter diesen Völkern die Fackel des Kriegs wieder anzünden wollen, die wollen den Bürgerkrieg. Diese Grundsätze, mein Herr, haben Sie in Ihren Reden mit einer Kraft entwickelt, die Ihrem Herzen eben so viele Ehre macht, als Ihrem Geiste."

Noch an demselben Tage speis'te Hr. Fox mit dem ersten Consul, und hatte mit ihm eine lange Unterredung; nachher sahen sie sich häufig. Was in diesen Unterredungen gesprochen worden ist, weiß man nicht; aber mit welcher feinen Berechnung, mit welcher schlauen Umsicht Buonaparte den edlen, großgesinnten, hochherzigen Engländer behandelt haben mag, das kann man nicht bloß aus dem, was wir schon angeführt haben, ahnen, sondern es erhellt deutlich aus dem Urtheile, welches Fox über Buonaparte's Art und Absicht fällte.

„Buonaparte, sagte Fox, ist eben so erhaben magnificent) in seinen Mitteln, als in seinen Zwecken.

Er hat den entschiedensten Charakter. Er wird seinen Vorsatz mit mehr Beharrlichkeit und weit länger verfolgen, als man glaubt. Seine Entwürfe sind nicht gegen England gerichtet, sondern er blickt allein auf das feste Land. Seine Handelsfeindschaft war nur eine vorübergehende Maasregel, und sollte nie bleibende Politik seyn. Er hat eine stolze Redlichkeit (a proud candour); und im Vertrauen auf das Gelingen aller seiner Beschlüsse, verachtet er, seine Absichten zu verhehlen. Ich sah niemals so wenig Winkelzüge (indirectnels) bei irgend einem Staatsmanne, als bei dem ersten Consul. Er macht kein Geheimniß aus seinen Planen."

Der unsterbliche Burke machte einst die Bemerkung: „die Französische Revolution habe nicht bloß Europa erschüttert, sondern sie habe auch die einzelnen Menschen verwirrt; dem Hrn. Fox aber habe sie das Herz von der rechten Stelle hinweggerückt." Diese Bemerkung scheint einen neuen Sinn zu erhalten, wenn man an Palafox'es Worte denkt, daß nämlich der Corse Buonaparte der Universalerbe der Französischen Revolution sey.

Es ist unter uns mehr als einmal mit Schmerz bemerkt worden, daß Männer, auf welche das Vaterland darum am meisten rechnen zu können schien, weil ihnen Gott die schönsten Gaben gegeben hatte, für Napoleon entweder gewonnen, oder doch durch ihn geblendet oder bethört wurden, sobald sie ihn gesehen, und mit ihm geredet hatten. Aber was verzeiht man nicht, wenn man sieht, daß ein Mann, wie Fox, der ein so großes, reiches, bürgerlich freies Leben geführt hatte, und durch dieses Leben, und durch sein Vaterland an die erhabensten Grundsätze gewöhnt war, den Schlingen nicht zu entgehen vermochte, sondern sich auf eine arge Weise betrügen ließ?

Die Spanischen Cortes haben einen Brief, welchen Kaiser Napoleon ihnen geschrieben hatte, unerbrochen zurückgeschickt, wahrscheinlich weil sie für das zweckmäßigste Mittel hielten, allen listigen Verlockungen dieses Monarchen zu entgehen, wenn sie sich gar nicht mit ihm einließen. Aber sie hatten auch auf die schrecklichste Weise die Gefahr kennen gelernt, die jener Universalerbe Dem bereitet, der nicht auf seiner Hut ist. Mit fürchterlicher Stimme rief ihnen ihre Geschichte zu ... *Hunc tu, Hispane, caveto!*

VII.

Die Schweizer.

Die Schweiz war eine Teutsche Provinz; man könnte sie einen Teutschen Kreis nennen. Vor beinahe 500 Jahren hat sie, wegen Bedrückungen einzelner Beamten, die Fahne des Aufruhrs aufgesteckt, und sich von dem Mutterlande getrennt. Teutschland ließ sie, gleich einem entlaufenen Sohn, gehen, und ihr Wesen für sich treiben; sie aber verkaufte ihre Söhne in der Regel an Mächte, welche unaufhörlich gegen Teutschland im Krieg waren, und dasselbe zu unterjochen drohten, nicht ahnend, daß, wenn Teutschland unmächtig ist, auch die Schweiz dem Joche nicht entgehen kann. Jetzt hat sie diese Erfahrung gemacht. Napoleon hat sich zum Herrn der Schweiz aufgeworfen, hat ihr Land genommen, hat sie zur Stellung vieler Tausend Soldaten gezwungen, und sie so hin und her gehetzt, daß sie

in der Angst dem Ungeheuer bald ganz in den Rachen gekrochen wäre.

Teutschland hat sich durch Rußland's Hülfe ermächtigt. Alexander, Friedrich Wilhelm, Franz, haben ihm die Freiheit wieder errungen. Diese Freiheit haben sie auch den Schweizern und den Holländern wieder gebracht. In Teutschland ist Alles zu den Waffen geeilt, um die errungene Freiheit zu behaupten, um den Weltdespoten zu vernichten, und die Freiheit zu sichern. Die Holländer haben sich ihres Ursprungs, haben sich ihrer Aeltern, haben sich Teutschland's würdig gezeigt; die Schweizer aber, Teutsche wie wir, sind so ausgeartet, daß sie müßige Zuschauer bleiben wollten, während ihre Brüder sich für sie erschlagen ließen. Sie wollten ihre Freiheit nicht mit eigenem Blute, sondern mit dem unsrigen erkaufen; sie wollten durch eine faule Neutralität uns unseren Kampf noch schwer machen, um dann die, während ihres Müssiggangs, blutig gebrochenen Früchte lachend mit zu verzehren. Pfui der Schande! Pfui der Schweizer! Verdient ein solches Teutsches Land Schonung? Seit Jahrhunderten hängt die Schweiz als ein lahmes Glied an unserm Leib, und saugt unsere Säfte, ohne sich dafür zu bewegen. Daß man es abhaue, ist Schaden für das Glied, Mißstaltung für den Leib; also werde es wieder belebt durch innige Verbindung mit dem Leibe. — Die Schweiz sey von nun an wieder ein Teutscher Kreis; sie bitte, ihr den Abfall, den Müßiggang, die Pflichtvergessenheit zu verzeihen, und sie wieder anzunehmen, wie einen verlornen Sohn.

Die Schweiz gleicht einer alten Ritterburg, die der Herr verlassen hat, um zum heiligen Grabe zu pilgern. Er ist nicht zurückgekommen; zeitige Verwalter führen nun das

Regiment. Zur Verschönerung, zur Verbesserung des Gebäudes, ist nichts geschehen; was verfiel, blieb eingefallen; durch die Fenster bläs't der Wind, oder sie sind mit Papier verklebt; die Thore sind verwittert; die Gräben von abgefallenen Ziegeln und eingestürzten Mauern verschüttet; der Uhrzeiger steht still auf 6; der Wetterhahn hängt schief, und zeigt gewöhnlich unrechten Wind; der Brunnen ist nicht gereinigt, man muß das Wasser aus dem Flusse holen; zu diesem führt den Berg herunter eine zerfallene Treppe, aber über ihn giebt es keine Brücke; das Thor liegt voll von Bettlern, Krummen und Lahmen; einer von diesen hält den Wachtspieß; im Hofe laufen Hunde, Schweine, Ochsen, Schafe, Pferde und Hühner unter einander herum; der Burgweg ist kaum noch für ein Tragpferd brauchbar; Viehhirten, Reitknechte und übriges Schloßgesinde versehen, wenns Noth thut, die Stellen von Rittern und Knappen, und zanken sich um den Oberbefehl.

Dies ist ein nicht übertriebenes Bild von der Schweiz. Wer es nicht glaubt, der gehe hin! In jedem Dorfe wird er von einer Menge Bettler und Krüppel um Almosen angefallen; in jedem Wirthshause, jedem Kutscher, auf jeder Post muß er ohne Maaß bezahlen; da scheuet er sich wankende, elende Brücken zu befahren; dort hört er die Bauern über ihre Freiheit schwatzen; da hält ein Schuster in irgend einer Wirthsstube vor einem Ammann, der ein Schneider seyn mag, als Advocat Reden, und hier zankt sich nachher derselbe im Nebenzimmer am Weintische mit seinem Gegen-Advocaten über den Prozeß; auf der Straße schlendert und jodelt ihm ein Haufen Bursche entgegen, von denen er in der Ferne glauben muß, daß sie etwa nach der Fastnacht vom nächsten Dorfe kommen, und aus Uebermuth und Weintrieb die Zaunpfähle ausgerissen haben; diese Bursche

nennen die Schweizer Soldaten. Ein Vorübergehender ruft etwa: He Zuribieter! wie viel het d' Schwytz Cantune g'han? Dryzeh. Wieviel het sie jetz? Nyzeh. Isch das recht? Mir isch gliich. He, du Bärner! Was sägsch du därzu? Minni Heere wölle dryzeh; ich ha nigs därvon. Du Argäuer? Un minni wölle nyzeh; mir syn dryzeh mansgnug. Lucärner? Jh bliib by dryzeh. Un du Bündter? Jh bih e Bündter! — Dies ist ungefähr der Patriotismus der Schweizer!

Wahrlich, es ist die höchste Zeit, daß die Schweiz einen Herrn bekommt, sonst geht sie zu Grunde. Denn was haben wir vor unsern Augen gesehen! Nachdem die Rettungsheere in die Schweiz eingerückt waren, und die Schweizer vom Französischen Joche frei gemacht hatten, da sahen wir sie darüber jauchzen, aber keiner lief zur Waffe. Sie, die Freien! bleiben Feinde von Europa's Freiheit. Wir sahen noch mehr. Sie, die Freien! wollten diese Zeit benutzen, sich Unterthanen zu schaffen, andere zu unterjochen; die wüthendsten Leidenschaften wirbelten auf zwischen den Ständen um die Herrschschaft. Nur gewisse Cantone wollten Rathsherren, sie — in der freien Schweiz — sie wollten Herren seyn, um die andern zu Leibeigenen zu machen. Statt die eigenen Angelegenheiten zu vergessen, und für Europa's Befreiung gleich den andern Mächten, Alles aufzubieten, tobten sie als halsstarrige Despötlein gegen einander; und es ist wahrlich nicht ihr Charakter, sondern bloß die Furcht vor den drei Errettern, daß sie sich noch nicht zerfleischen! Wir sahen noch mehr. Die Franzosen rückten wieder der Schweiz näher; sie bedrohten Genf, der Schweizer alte Bundesstadt: Und es regte sich kein Schweizer; Keiner kam ihr zu Hülfe. Die Herrschwuth einiger Familien in Bern, Lucern, Freiburg ꝛc. fesselt Alles. Ob Genf,

ob Teutschland, ihr Mutterland, ob Europa zu Grunde geht, daran liegt diesen Familien nichts; wenn nur sie allein im Rathe sitzen, und Unterthanen haben! So sind die Schweizer ausgeartet! Wir sahen und hörten noch mehr. Den Bourbonen verboten sie die Werbung in der Schweiz, während Napoleon ihre Truppen hatte; in den Zeitungen jammerten sie unaufhörlich über Durchmärsche und über die zahlreichen Lazarethe, obgleich das liberale, milde Oesterreich der Schweiz die Kosten ersetzt hat!

Unseres Erachtens kommen die Schweizer von selbst nicht zur Besinnung. Je mehr und länger man sie sich selbst überläßt, desto weiter bilden sich die Leidenschaften aus, desto mehr rennen sie sich in ihre Streitigkeiten ein. Man sollte sie schnell aufbieten, unter die Waffen zu treten. Denn würde ihre Aufmerksamkeit auf ein höheres Gut geleitet, so behielten sie nicht Zeit, an die elenden kleinstädtischen Zwistigkeiten zu denken. Unterdessen sollte man ihnen eine Verfassung geben. Die Schweizer haben alle Bande mit andern Staaten gelöset, weil sie mit keinem und für keinen etwas zu thun haben wollen; sie haben sich als Feinde von Teutschland gezeigt, und beharren als solche. Man hat also ein Recht, die abtrünnig gewordene, und darum ausgeartete, Provinz von Teutschland wieder an sich zu ziehen, und ihr eine übereinstimmende, obgleich von andern Provinzen verschiedene, Verfassung zu geben. — Ohne Ernst und Strenge richtet man mit keinem Volk etwas aus.

D.

VIII.

Das Jahr 1813.

(Fortsetzung von Seite 264 des zweiten Stücks.)

4.

Das große Russische Heer unter dem grauen Helden Kutusow, der die fürstliche Würde und den Beinamen des Smolenskers, mit welchem sein dankbarer Kaiser ihn beehrte, wohl verdient hatte, war Anfangs mit Ungestüm den fliehenden Franzosen nicht nur gefolgt, sondern auf Seitenwegen vorausgeeilt. Nach und nach aber war die Verfolgung schwächer geworden: die unerhörte Jagd ermüdete Menschen und Thiere; die Verpflegung wurde schwieriger, je weiter man vorgieng; auch reizte keine Beute den Krieger mehr, und die unglückseligen Franzosen, deren gräßlicher Anblick, nachdem die heilige Rache gesättigt war, jedes Menschen Auge gern vermied, schienen auch ohne Schwerdt ihrem Geschicke nicht entgehen zu können. Die Heere jedoch, welche wider sie entweder siegreich an der Düna gekämpft, oder schreckhaft an der Beresina gestanden hatten, ließen ihnen auch dann keine Ruhe, als frische Haufen zu ihnen gestoßen waren, und als eine wirthlichere Gegend bei denen, die noch hoffen konnten, einige Hoffnung erregen mochte.

Kaiser Napoleon hatte vor seiner Flucht, die von Freund und Feind mit hartem Namen, von Allen wenigstens unedel genannt ist, seinem Schwager, Joa-

chim Mürat, welchen man den König von Neapel nennt, über alle, wider Rußland vereinte, Truppen übertragen. Aber weder die sonst oft und hochgepriesene Kühnheit dieses Mannes, dessen Zweideutigkeit übrigens das Urtheil der Welt nachmals schwankend gemacht hat, noch die lange Kriegserfahrung der Männer, die um ihn standen, vermochten Ordnung in einer Menge von Menschen herzustellen, welche in dem ungeheuern Elende, das sie erduldet, selbst die Kraft, die zum Gehorchen gehört, verloren hatten; noch weniger konnten sie einigen Muth zurückbringen in derselben gebrochene Seelen. Von den Befehlen, die man noch zuweilen ergehen ließ, ist ungewiß, ob man wirklich etwas von ihnen für die Herstellung alter Zucht und Art gehofft, oder ob man sie nur bekannt gemacht habe, um auch hierdurch die Welt noch auf einige Augenblicke über die wahre Lage der Dinge zu betrügen; vielleicht gab man sie nur, weil man Beweise von seinem Daseyn schuldig zu seyn glaubte, oder weil man an Befehle und Gaukelei gleich stark gewöhnt war. [1]) Indeß

1) So wurde z. B. von dem Fürsten von Neufchatel, Berthier, am 20. Decbr. in einem Tagsbefehl angeordnet, „daß alle Generale, Stabs- und Subaltern-Offiziere, die sich zu Königsberg befänden, spätestens binnen 24 Stunden von dort abreisen sollten, um sich nach den verschiedenen großen Depots ihrer respectiven Armeecorps zu begeben: die zum ersten Corps gehörigen nach Thorn; die zum zweiten und dritten nach Marienwerder u. s. w. — Alle kranke und verwundete Generale und Stabsofficiere sollten sich zur Herstellung ihrer Gesundheit nach Stettin und Küstrin begeben, und ihre Ankunft daselbst nach Königsberg einberichten.“ — So wurde am 22. Decbr. von Ebendemselben in einem andern Tagsbefehle verkündigt: „daß jeder Soldat, den man, ohne daß er besondere Erlaubniß

dienten doch die frischen Schaaren, denen man, von Wilna an, [2]) nach und nach begegnete, oder die man herbeizog, obgleich sie zum Theil in die allgemeine Verwirrung fortgerissen wurden, und das Elend theilten, dazu, die Flucht wenigstens etwas zu decken gegen des Feindes leichte Truppen.

hätte, auf dem linken Weichselufer finden würde, als Ausreißer behandelt und bestraft werden sollte." — Diese Strafe wird aber gewiß an Keinem vollzogen seyn, weil kurz nachher das ganze Heer nur aus Ausreißern bestand. — Wenn man bei diesen Befehlen erwägt, mit welcher ängstlichen Vorsicht verhütet ward, daß man im Rücken des Heeres so lange gar nichts von den Unfällen erführe, bis sie sich schlechterdings nicht mehr verbergen ließen; daß man noch am 2. Decbr. den Krönungstag Napoleon's in Wilna feierte, als stände Alles aufs Vortrefflichste; daß man selbst in dem ungeheuersten Unglücke die Städte, durch welche man fliehen mußte, über dasselbe zu betrügen suchte, daß man z. B. in Gumbinnen Vorspann, Wohnung und Verpflegung für 100,000 Mann der großen Armee verlangte, daß man die Tage bestimmte, an welchen dieselben in Säulen zu 25,000 Mann ankommen sollten, und dabei erzählte: andere 100,000 würden zwischen Warschau, Posen und Thorn die Winterquartiere beziehen (S. Arndt's Geist der Zeit, 3r Th. S. 181): so kann man nicht zweifeln, daß auch die öffentlichen Befehle von demselben Geiste der Lüge eingegeben wurden, von welchem die Franzosen besessen waren, und durch welchen sie ihre — Größe erlangt hatten.

2) Schon sieben Meilen vor Wilna, bei Osmiana, kamen den Fliehenden 10,000 Mann entgegen, welche General Loison von Königsberg aus herbeiführte. Leider waren es meist Teutsche Jünglinge; und leider fanden die Meisten von ihnen einen ruhmlosen und jammervollen Tod. Bald nachher trafen drei Neapolitanische Leibregimen-

Von manchen wohlgesinnten Männern unsers Volks wurde bei diesen Vorfällen nicht ohne Klage und Zorn getadelt, daß man die elenden Reste des Heeres, welches die Welt zu beherrschen gewähnt hatte, so unaufgehalten, so fördernd sogar, [3]) durch Preußen und Teutschland ziehen ließe. Alle andere Völker, meinten sie, würden, wenn sie solche Mißhandlungen und Erniedrigungen erduldet hätten, als die Franzosen gottlos und frevelhaft über die Teutschen gebracht hatten, im innersten Herzen ergrimmt über diese Urheber des Uebels und der Schande, herfallen, und sie entweder vernichten, oder doch für neue Verbrechen und neue Greuel unschädlich machen. Leicht möchte dieses geschehen, wenn sich das Volk erhöbe in seiner Kraft; leicht auch könnte solche That vor Gott und Menschen verantwortet werden. Nicht nur der gerechte Grimm über Schmach und Leiden, die den Einzelnen widerfahren wären, und der heilige Zorn über die Zertretung und Schändung des Vaterlandes und alles

ter ein, guten Theils zu gleichem Schicksale. So Andere, bis endlich auch der Marschall Macdonald herankam.

3) „Demüthig, als wenn sie vorher freundlich gewesen, zutraulich, als wenn sie Zutrauen verdienten, kamen die elenden Verbrecher mit und ohne Stern der Ehrenlegion, Keiner mit einem Stern der Ehre im Herzen, in den Städten zu ihren alten Wirthen, und diese, Alles vergessend, selbst der bedrängten Zeit vergessend, nahmen sie mitleidig und gütig auf, pflegten ihre Wunden, stärkten ihre siechen und ausgehungerten Leiber, retteten die Gefangenen vor dem sichern Tode in Hospitälern, und dem gerechten Zorn der Russischen Sieger, die ihnen bald nachrückten. O ihr treue und redliche, nur zu treue und redliche Teutsche, könnt ihr denn nie ergrimmen?" Arndt, Geist der Zeit, Bd. 3. S. 186.

Schönen und Menschlichen in demselben, gäben den Teutschen das natürliche Recht der Rache, das keine Sophisterei Völkern und Staaten rauben würde; sondern viel edles Blut braver Jünglinge und Männer würde nicht vergossen, und der Welt würden unermeßliche Uebel erspart werden. Wohl wäre die Rache des Himmels schwer genug auf die Unglücklichen gefallen, die fremder Wuth und Gewalt ohne Wahl und Willen gedient hätten; wohl dürfte von den gemeinen Soldaten wenig mehr zu fürchten seyn, da die Meisten, welche das Leben retteten, doch ohne Kraft und Seele wären: aber anders wäre es mit den Führern. Wenn diese Könige, Prinzen, Marschälle, Generale, Obersten und Hauptleute, die den alten Trotz noch nicht verloren hätten, nicht nach Frankreich zurückkämen: so könnte Napoleon, in seiner fürchterlichen Gewalt über ein knechtisches und entwürdigtes Volk, vielleicht noch Menschen, unglückliche Schlachtopfer seiner wahnsinnigen Ehrsucht, zusammentreiben, aber dem Körper würden die Nerven und Sehnen fehlen, und darum würde er nur eine unbrauchbare Masse seyn. Ohne Zweifel, ohne Besorgniß, ohne große Anstrengung könnte die Freiheit Teutschland's und der Welt von schmählicher Knechtschaft gewonnen, und die Schande gerächt werden, welche ein vormals edles Volk so lange erduldet habe. Aber auch das wäre nicht unwichtig, die Gemeinen aufzuhalten. Diese trügen in ihren zerrütteten, halbverweseten Leibern eine abscheuliche Seuche, die sie überall verbreiten würden, wo Menschen mit ihnen in Berührung kämen. — Und in der That ist in der Folge unter allen Gräueln des Kriegs kaum ein anderes so unermeßlich verderblich geworden, als die Pest, welche unter dem Namen eines Nervenfiebers von den zurückkommenden Flüchtlingen durch Preußen, Polen, Teutschland, bis in das Innere Frank-

reich's verbreitet ward. Denn diese Pest ergriff mit der höchsten Wuth gerade die Menschen, die in den kraftvollsten und lebenreichsten Jahren standen; sie warf dieselben auf ein so ekelhaftes, als jammervolles Lager; auf diesem fanden Viele, oft in fürchterlichster Raserei, von Freunden und Geliebten verlassen, einen plötzlichen Tod; wenn aber die Liebe theurer Aeltern, Gatten oder Geschwister alle Angst besiegend und allen Widerwillen überwindend, sich des Kranken Lager naheten, um ihn zu warten und zu pflegen: so folgten sie ihm nicht selten ins Grab, oder seine Genesung war der Todestag seiner Theuren! [4])

Andere hingegen meinten: zu verwundern wäre allerdings, daß diese Franzosen, die den tiefsten Haß aller Teutschen auf so mannichfaltige Weise lange verdient hätten, einzeln, ohne alle Wehr, zu Fuße und zu Wagen, mit größter Sicherheit vom Niemen bis an den Rhein gehen dürften; daß ihnen nicht einmal der Raub genommen würde, den Manche (so arg wäre die Habsucht des verworfenen Volks) durch alles Elend mit sich schleppten; [5]) daß sie nirgends ein Hinderniß fänden, daß sie

4) Im Uebrigen versteht sich wohl von selbst, daß diese Seuche auch die Officiere nicht schonte. In Königsberg starben z. B. die berühmten Artillerie-Obergenerale Laribosssière und Eblé, der jenen ersetzen sollte, wenige Tage nach einander. Ueberhaupt war in Königsberg die Sterblichkeit unter den Bürgern ungeheuer groß; sie stieg bis auf 250 wöchentlich; ja, nach öffentlichen Blättern (Allgem. Zeitung, 1813 Num. 58.) wurden in 2 Tagen 150 Menschen gegen das Ende des Januars begraben. In andern Städten war sie nach Verhältniß wohl eben so wenig geringer, als auf den Dörfern.

5) Ueber diese Thatsache haben wir nicht nur von Augenzeugen mündliche Nachrichten, sondern auch in Arndt's an-

höchstens hin und wieder mit einiger Neckerei, [6]) in welcher sich eine verzeihliche Freude ausspräche, weit öfter aber mit Theilnahme und Thränen empfangen würden: aber zu tadeln wäre dieses keineswegs; vielmehr würden fremde Völker, wenn sie so gerecht gegen die Teutschen seyn könnten, wie diese gegen das Ausland zu seyn pflegten, solch' ein Betragen höher preisen, als es sich für Teutsche gezieme. Nicht Mangel an Gefühl, an Muth, an Kraft, bewöge dazu: die Teutschen hätten Beweise gegeben: sondern eine heilige Scheu, in ein Werk einzu-

geführtem Werke ist S. 183 Folgendes zu lesen: „Eine Schande, die schändlichste aller Schanden, verläugneten die Französischen Großherren, Großmarschälle und Soldaten bis auf den letzten Augenblick nicht: den schnödesten und schaamlosesten Geiz, der allein über jedes Unglück erhaben war." — Hierauf werden als Beispiele angeführt: der König von Neapel, der sich in Nebenstunden mit dem Einschmelzen von Gold und Silber beschäftigte, welches er von Altären und Heiligenbildern gebrochen hatte; Loison, Macdonald, Dumas. Dann heißt es: „Früher als jene letzten Abgerissenen, kamen einzelne Franz. Generale, Obersten und Stabsofficiere an, von welchen die Bedienten verriethen, die Pferde, welche ihre reichbeladenen Kutschen zogen, seyen von den Kanonen abgespannte Artilleriepferde oder gestohlne Reitpferde; unter den zerrissenen Soldaten trugen doch mehrere noch Säcke, die sie von Moskau her glücklich mitgeschleppt hatten, Säcke voll gestohlnen Kirchensilbers, köstlichen Geschmucks und Geschmeides; diese Eine Last war ihnen unter allen Lasten nicht zu schwer geworden u. s. w."

6) An solchen Neckereien erkannten die Franzosen die allgemeine Stimmung in Teutschland, und besonders in Preußen. Ueber dieselben beklagten sie sich mit heftigen Drohungen, und, es ist nicht zu läugnen, auch die Teutschen Soldaten stimmten ihnen in Klagen und Drohungen bei.

greifen, welches die Vorsehung ohne Menschenhülfe vollenden zu wollen schiene, um sich desto erhabener und allmächtiger zu zeigen. Es wäre unedel, die Hände in das Blut elender Flüchtlinge zu tauchen, die, wenn gleich noch in Vielen der alte Uebermuth und die gewohnte Schaamlosigkeit leben möchten, [7]) doch in diesem Augenblicke keinen andern Schutz fänden, als die Großmuth Derer, durch deren Mißhandlung sie das Unglück, das sie verfolgte, aufgerufen hätten. Im redlichen Kampfe hätten die Väter zu siegen geliebt, nicht durch Hinterlist und Ueberfall, der auch Feigen gelingen möge. So sey der Teutschen Sinn, so ihre Art. Und was gewonnen werden könnte mit dem Untergange jener Ueberbleibsel, ohne welche allerdings Napoleon keine achtbare Macht wieder gewinnen möchte? Wenn die Teutschen Fürsten den Sinn ihrer Völker theilten, und mit Zucht und Ordnung die Kraft gebrauchen wollten, die in diesen lebte: so wäre alle Macht, die Napoleon vereinigen könnte, keineswegs zu fürchten; eine Freiheit aber, die ohne Anstrengung gewonnen würde, wäre ein verächtliches Gut, welches derselbe Zufall rauben könnte, der es gegeben hätte; nur das wäre dem Menschen theuer und seiner würdig, was er durch Tugend und Aufopferung errungen hätte. Die Rache möchte süß seyn und auch gut; aber nur Völker dürften sie üben gegen Völker: der Einzelne, der ohne Einheit mit seinem Volke, wenn nicht gegen,

7) „Als sie sich nur ein Paar Tage gewärmt und gespeiset und besonnen hatten, und die Kosacken nicht mehr heiß in den Ohren und Fersen fühlten: wie waren sie sogleich wieder übermüthig und trotzig! Die Wenigen, die nach Danzig und Berlin entlaufen konnten, sagten den Wirthen höhnisch beim Abschiede: „Wir kennen euch Preußen wohl, ihr liebt uns nicht; wartet nur u. s. w.“

doch ohne den Gesammtwillen seiner Mitbürger, über den Einzelnen herfalle, sey ein Nichtswürdiger. Gegen das Volk sey das Volk schuldig, und jeder einzelne Genosse desselben, nicht aber gegen den Einzelnen der Einzelne. Im Uebrigen müßten gegen andere Uebel andere Mittel angewendet, und das Unvermeidliche müßte ertragen werden mit Geduld und Ergebung.

Die Entscheidung über diese Meinungen ist nach dem Ausgange leichter, als sie zu der Zeit war, da das Loos der Flüchtlinge von ihr abhieng; durch jene ist die zweite, als die beste, gerechtfertigt. Wie man aber auch urtheilen mag: die Franzosen (mit ihren Verbündeten) giengen durch Preußen unaufhaltsam zurück. Am ersten Tage des Jahres verließ der König von Neapel Königsberg, weil er fürchten mußte, daß eine Schaar leichter Russischer Truppen, die, links an Königsberg vorbei, über Friedland (berühmt durch die Schlacht, welche den unglückseligen Frieden von Tilsit herbeiführte) vorgieng, ihm den Weg versperren oder doch erschweren möchte. In der That hatte er drei Tage nachher ein Gefecht bei Mehlsack zu bestehen, von welchem wenig bekannt geworden, dessen Ausgang aber nicht zweifelhaft ist. Die Franzosen wurden von der Straße über diesen Ort hinweggedrängt. Dagegen blieb ihnen der Weg über Braunsberg nach Elbing offen, sey es, daß sie einem Angriffe der Russischen Reiterei widerstanden, sey es, daß diese nur die Absicht hatten, zu beunruhigen und den Zug zu beschleunigen. Aber an demselben Tage, an welchem der König von Neapel Königsberg verließ, war der Marschall Macdonald, Herzog von Tarent, von Tilsit aufgebrochen, um mit jenem in Verbindung zu bleiben.

Lebhaft verfolgten ihn die Russen; der Marschall Ney, Herzog von Elchingen, welchen der König von Neapel für die Hinterhut zurückgelassen hatte, zog ihm von Königsberg aus entgegen. Ehe er aber diese Stadt erreichte, hatte er mehrere Gefechte zu bestehen. So mußte bei Tapiau gestritten werden, um, wo möglich, einige Ruhe zu gewinnen. Der Ort gerieth in Flammen, wie fast alle Städte und Dorfschaften in Preußen, bei welchen und in welchen geschlagen ward; es ist ungewiß, ob in der Hartnäckigkeit der Kämpfe diese Flammen zufällig entstanden, [8]) oder ob sie von den Franzosen absichtlich erregt worden, um den furchtbaren Feinden in dem feindlichen Element einen Widerstand entgegen zu setzen, den sie in der eigenen Kraft nicht mehr fanden; zuweilen mag jenes geschehen seyn, hin und wieder dieses.

Aber Macdonald konnte auch nicht in Königsberg verweilen. An demselben Tage (den 4. Januar), an welchem der König von Neapel bei Mehlsack, um Ruhe und Rettung, vergeblich stritt, befahl er die Räumung der Stadt. Aber als in der Nacht, bei dem Scheine anbefohlner Erleuchtung, die letzten Schaaren die Stadt verlassen wollten, da begegneten sie schon vor dem Thore, durch welches sie den Ausweg suchten, Russischen Kriegern. Der Graf Sievers war auf Nebenwegen, die man für Truppen ungeeignet hielt, um die Stadt gegangen; vor dem Brandenburger Thore traf er auf die letzten Franzosen, 1800 Mann; er griff sie an, machte einen guten

8) Ein Pulverwagen soll in Tapiau in die Luft geflogen seyn, und die Flamme verbreitet haben.

Theil gefangen, und sprengte den Rest aus einander. Hierauf zogen Russische Truppen in die Hauptstadt Preußen's, einige noch beim Glanze der Lichter, welche für den Abzug der Franzosen angezündet waren, andere sogleich mit dem anbrechenden Tage (den 5. Januar.). Ueberall wurden die Russen in den vorliegenden Preußischen Städten mit Freude und Jubel empfangen; überall wurden sie als Retter und Befreier begrüßt. Von ihrer Seite hatten sie dagegen ihr Versprechen erfüllt; nirgends waren sie als Feinde erschienen; die Last des Kriegs ward so viel als möglich erleichtert, und keine Unordnung gut geheißen. In Königsberg aber war der Empfang in dem Maaße ausgezeichneter, in welchem diese Stadt über die früher berührten Städte emporragt. Die Einwohner von Königsberg hatten durch den unerhörten Uebermuth der Franzosen seit sieben Jahren unendlich gelitten. Den Schmerz über den Jammer des Vaterlandes, die Erbitterung über die Entwürdigung des Namens der Väter, mochte ihnen mit allen guten Preußen gemein seyn; durch ihre Lage aber, im Angesichte des Meers, für Schifffahrt und Handlung bestimmt und an sie gewöhnt, mußte das Continentalsystem für sie unmittelbar verderblicher und empörender seyn, als für eine binnenländische Stadt: die Leere des Markts, die Stille des Havens, das Verfaulen der Schiffe, die Unthätigkeit, die Verzagtheit, die Armuth, die Verzweifelung einer Menge von Menschen, welche Gesundheit und Kraft zu einer Arbeit drängten, die sie nirgends fanden, machten jeden Tag das Unglück, wie die Schmach, fühlbarer. Aber in Königsberg waren auch schon früh Gesinnungen erwacht, durch deren Verbreitung das Unglück verhütet und die Schmach getilgt werden konnte; es waren Grundsätze laut ausgesprochen, durch deren Befolgung die alte Ehre des Vaterlandes

wieder gewonnen werden mußte; 9) und der anhaltende Zwang hatte den Geist wohl niedergehalten, aber weder zerstört noch geschwächt. Das Gefühl war mehr und mehr allgemein geworden, daß ein dienstbares Leben unter fremder Herrschaft ein elendes Gut sey, unwürdig edler Menschen, daß aber auch nur Besonnenheit, Ergebung, Aufopferung retten könnten, oder wenigstens allein geziemten. Nun hatte man so eben den schrecklichen Zustand des Französischen Heers gesehen; die große Entschließung des Generals York mußte die Gemüther, die noch wankten, fortreißen, und Allen die Zukunft verbürgen. Also zogen die Russen unter freudigem Zujauchzen und Händegeklatsch, unter dem Wehen weißer Tücher und dem Schwenken der Hüte in die Stadt; sie wurden mit Speise und Trank fröhlich und reichlich gelabt, wie befreundete Gäste, die, lange erwartet, nach beschwerlicher Reise gesund und wohl eintreffen und die Bekümmerniß theurer Anverwandten endigen. Die ersten Russischen Truppen blieben indeß nur einige Stunden; dann setzten sie dem Feinde nach. Wenige Tage nachher kam der Graf Wittgenstein in Königsberg an; da wurden die Festlichkeiten erneuert und gesteigert; man wollte dem teutschen Mann und menschlichen Sieger beweisen, von welchen Gesinnungen man beseelt, und sonach zu welchen Handlungen man bereit wäre. Hieraus aber erkannten die Russen, mit welcher Seele die Teutschen, die bisher durch schnöde Gewalt ihre Feinde gewesen waren, ihrer Ankunft harrten, um sich von der Last ihrer Freunde und der Schmach ihrer Beschützer durch ihre Hülfe zu befreien. Hierdurch mochten

9) Zum Beweise dürfen wir nur auf die vortreffliche Vorlesung vom Hrn. Staatsrath Süvern verweisen, mit welchem wir dieses Stück der Nemesis eröffnet haben.

sie sich noch mehr für die Ausführung ihres großen Gedankens gestimmt und geneigt fühlen, die Hoffnung der Preußen, daß ihr Benehmen edel seyn werde [10]), zu erfüllen.

Mehr und mehr verließen Marschälle, Generale, Oberste und Hauptleute das Französische Heer, um aus Frankreich neue Kräfte, moralische wie physische, zu holen. Dem Könige Joachim aber mochte nicht wohl zu Muthe seyn bei dem Befehl über eine Menschenmasse ohne Seele, die immer neuem Unglücke begegnete. Ohne Aufenthalt verließ er Elbing; am 12ten Januar rückten daselbst Russische Truppen ein. Zu Marienwerder setzten fünf oder sechs Kosaken, die, ohne Befehl, fortgerissen durch ungestüme Kühnheit, in die Stadt sprengten und dann, verwegen, auf dem Markt ihre Gewehre wider die Besatzung abschossen, die Franzosen in solche Furcht, daß sie in größter Eile und arger Verwirrung aus der Stadt flohen [11]). Hierauf suchte ein Theil, befehligt von dem General Grandjean, nach Danzig zu kommen, um die Besatzung dieser wichtigen Festung, die sehr geschwächt war, zu verstärken. Dieses Ziel erreichte Grandjean

10) Nach dem Ausdruck einer Bekanntmachung des Stadtraths vom 5ten Januar.

11) Und so wurde auch hier das Wort des Propheten erfüllt: „Weil ihr das Gesetz des Herrn verachtet und die rechte Lehre verwerfet, und verlasset Euch auf Frevel und Uebermuth, und trotzet darauf: so soll euch solche Untugend seyn, wie ein Riß in einer hohen Mauer, die plötzlich einfällt und zerschmettert. — Eure Verfolger sollen Euch übereilen. Eurer Tausend sollen fliehen vor eines Einigen Schelten; ja, vor fünfen sollet ihr Alle fliehen.“ Jesaias 30. V. 12 und 16—17.

wirklich, obwohl nicht ohne Hinderniß. Zwischen ihn und die Festung hatten sich einzelne Russische Haufen gedrängt; mit diesen mußte er bei Rosenberg, zwischen Dirschau und Danzig, ein Gefecht bestehen; die Russen aber, deren Zahl auf diesem Wege überhaupt gering war, und die nur stark erschienen durch ihre Kühnheit, durch ihre Siege und durch die Furcht der Franzosen [12]), vermochten nicht ihn aufzuhalten.

Auf der Stadt Danzig hatte der ungeheuere Druck der Zeit vielleicht am schwersten gelastet, theils weil sie schon im Preußischen Kriege die Drangsale einer harten Belagerung ausgestanden, theils weil sie, ungeachtet man ihr (auf dieselbe Weise, wie einst Titus Quinctius Flamininus den Griechen) arglistig die Freiheit von jeder fremden Herrschaft gegeben hatte, unter Französischer Verwaltung geblieben war. Der einzige Quell ihres Wohlstandes, der Handel, war seit sieben Jahren gänzlich zerstört; das kleine Gemeinwesen war schwer verschuldet, und alle Verhältnisse des Lebens auf eine fürchterliche Art zerrüttet. Die Einwohner hatten daher, als die ersten Flüchtlinge von dem zerstörten Heere bei ihnen anlangten, und sie durch ihre Rede, wie durch ihre Erscheinung von dem allgewaltigen Schicksale benachrichtigten, welches über sie und ihre Gesellen allesammt gekommen

12) Wie stark die Russen, und besonders die Kosaken, die Napoleon in der Wuth seines Herzens „eine verächtliche Reiterei" nannte, auf der Franzosen Mark und Nieren gewirkt hatten, das mag man u. a. auch daraus ersehen, daß sie bei dem Namen Kosak zu fluchen pflegen, wie ehemals beim Namen Gottes. So haben wir sie gar häufig, anstatt des ruchlosen: *sacré Dieu*, oder *sacre nom de Dieu*, welches die ewige Zuflucht der Franzosen ist, sagen gehört: *sacré Cosak*, oder *sacré nom de Cosak*.

war, die süße Hoffnung endlicher Erlösung von der Knechtschaft einer solchen Freiheit zu fassen gewagt; die Franzosen selbst, deren Geist sich sogar hinter den Wällen der Festung nicht mehr zu dem Gedanken des Widerstandes gegen Russische Krieger erheben konnte, hatten diese Hoffnung genährt. Aber als Französischer Statthalter war der General Rapp wieder in Danzig erschienen. Von diesem Mann mochte ein fester Wille, große Kühnheit in der Schlacht mit Recht gerühmt werden; aber man fürchtete ihn, weil er einer der Getreuesten des Kaisers zu seyn schien und, wie die Einwohner Danzigs schon früher erfahren hatten, ohne Schonung und Sittlichkeit war. Die Gewalt, die in seine Hand gelegt war, wurde von ihm oft gemißbraucht, und stets mit großer Härte geübt; dabei soll er nicht gescheuet haben, zur Befriedigung gemeiner Lüste, Unglück und Jammer in das Innere der Häuser zu bringen [13]). Dieser Mann hatte schon einige Tage vor der Ankunft des Generals Grandjean (den 8ten Januar) öffentlich erklärt: „daß er die Festung um jeden Preis, bis auf's Aeußerste zu vertheidigen entschlossen sey; Jeder, der von Uebergabe reden würde, sollte mit Beschimpfung aus der Stadt gejagt werden, der Stern aber, den die Elemente auf einen Augenblick gebleicht hätten, würde bald in neuem Glanze wieder erscheinen [14])." Hierdurch war

13) Wir haben davon Manches gehört, aber es läßt sich nicht erzählen.

14) In einem Tagsbefehle (vom 8ten Januar) hieß es: man habe das Gerücht verbreitet, daß die Festungswerke gesprengt werden sollten; selbst Militärpersonen hätten an dieses Gerücht geglaubt, das nur Unwissende und Uebelgesinnte erfunden haben könnten. Die Besatzung von Danzig aber werde die Festung, die ihrer Treue und Ehre anvertrauet sey, bis auf den letzten Augenblick verthei-

schon die Hoffnung der Einwohner gesunken; nachdem aber die Schaar, die Grandjean anführte, wie zusammengesetzt sie auch seyn mochte, angekommen war, schwand sie gänzlich; man sah dreifachen Gräueln mit banger Seele entgegen: der gewohnten Noth, dem Elend der Seuche, und den Drangsalen einer neuen Belagerung.

Der übrige Theil des Französischen Heers hingegen, der noch zu lenken war, wandte sich, nachdem die Feste Thorn so gut als möglich besetzt worden, über Bromberg nach Posen, um mit den Schaaren, die noch vorwärts in Polen standen, in Verbindung zu bleiben, und um die neue Schaar, welche der General Grenier aus Teutschland herbeiführte, der um diese Zeit in Berlin angekommen war, wenn es möglich wäre, an sich zu ziehen. Am fünfzehnten Januar kam das Hauptlager nach Posen. Aber hier übergab der König von Neapel den Oberbefehl an den Vice-König von Italien, den Prinzen Eugen Beauharnois, Napoleon's Stiefsohn, und reisete dann auf dem kürzesten Wege durch Teutschland nach Italien. Was ihn zu diesem Entschlusse veranlaßt habe, ist ungewiß; vielleicht war es seiner Natur zuwider, in der Mitte einer entmutheten, entwürdigten und flüchtigen Masse von Menschen zu stehen, die sein ungestümer Geist nicht zu Ordnung und Zucht zurückzubringen vermochte, da er bisher nur gewohnt war, als gefeierter Sieger stolz an der Spitze trotziger Heere zu erscheinen; vielleicht hatte, wie vorgegeben wurde, seine Gesundheit gelitten und ihm

digen. „In Zukunft soll Jedem, den man überführt, dergleichen Reden (von Sprengung der Werke) gehalten zu haben, bei der Parade das Haar abgeschoren und derselbe mit Schande aus der Stadt gejagt werden."

Ruhe und südliche Luft zum Bedürfniß gemacht, obgleich auf seiner Reise durch Teutschland von Männern, die ihn gesehen hatten, bemerkt wurde, sein Geist möchte wohl mehr angegriffen gewesen seyn als sein Leib; vielleicht hatte auch der Kaiser Napoleon, durch die Schmeichelei eines knechtischen Volks und durch feiler Diener schaamlose und heuchlerische Anbetung über die letzten Unfälle getäuscht, und mit altem Uebermuthe von Neuem erfüllt, vergessen, wie weit er sein schönes Heer hinabgebracht, und war deßwegen unzufrieden mit seinem Stellvertreter, weil dieser nicht wieder herzustellen vermocht, was er selbst als vernichtet aufgegeben hatte. Gewiß ist wenigstens, daß Napoleon die Veränderung in der Oberanführung auf eine solche Weise der Welt bekannt machte, die seinen Unwillen gegen den König von Neapel zu beweisen schien: denn von dem Vice-Könige wurde gerühmt, „daß er an eine große Verwaltung mehr gewöhnt sey, und des Kaisers ganzes Vertrauen besitze", ohne daß des Königs von Neapel mit einigem Lobe gedacht wäre. In der That ist aber auch nicht zu läugnen: der Vice-König Eugen zeigte sich unter sehr schwierigen Umständen als geschickten Feldherrn: das haben selbst die Feinde eingestanden; und wenn er auch gezwungen war, im Sinne seines Vaters zu handeln und zuweilen die freche Sprache des Völkertreibers zu reden: so suchte er doch durch die Art, mit welcher er das Eine wie das Andere that, die Gemüther der Menschen zu gewinnen, und den Ruhm eines guten Mannes bei Freund und Feind zu erhalten.

Die Russen giengen nach dieser Bewegung überall über die gefrorene Unterweichsel und durchzogen ungehindert alles Land bis an die Oder, durch welche sie gleichfalls nicht aufgehalten werden konnten. Aber aus Posen suchten

sie die Franzosen nicht zu vertreiben, entweder weil dieses bei ihrer Schwäche nicht gelingen, oder weil es nichts helfen konnte, so lange nicht das Hauptheer über Warschau vorgegangen war. Also entstand auf dieser Seite einige Ruhe, und diese gab den Franzosen und ihren Anhängern Gelegenheit, sich selbst und Andere mit der thörichten Hoffnung zu täuschen, daß die Russen nicht in Menge, zu kriegerischer Unternehmung über die Weichsel gehen würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

IX.

An die Schweiz.

(Gedichtet im December 1813.)

Es tönt in allen Landen
Ein Ruf zum heil'gen Streit,
In ihrer Kraft erstanden
Ist neu die Christenheit,
Die Stürme Gottes fahren
Und wecken jeden Mann,
Wie da vor grauen Jahren
Der Kreuzeszug begann.

Uralte Kräfte regen
Sich schön und fürchterlich,
In ihrer Gruft bewegen
Die Freiheitshelden sich,

Es tritt aus seiner Höhle
Der Felsengreis, der Tell,
Und jauchzt aus voller Seele,
Und prüft den Bogen schnell.

Und du nur könntest wanken,
Sonst hochgepriesne Schweiz?
Geöffnet steh'n die Schranken:
Hat Freiheits-Tod nicht Reiz?
Du bliebest unentzündet
Von Gottes Wort und Strahl?
Wär'st nicht mit uns verbündet,
Und hießest jetzt — neutral?

O Schmach der feigen Seele,
Die solches Wort erdacht!
Kein freies Volk erwähle
So schlechte Gränzenmacht.
Dazu gab Gott uns Eisen,
Den Fäusten gab er Kraft;
Die männlich zu beweisen,
Wuchs mancher Lanzenschaft.

Wenns euch nach Schlaf gelüstet:
Wir haben Tag gemeint.
Wir kommen an gerüstet:
Freund heißt es oder Feind!
Euch rufen Väterheere,
Ihr Enkel werdet wach,
Der Teutschen Mütter Ehre
Errettet von der Schmach.

Wir konnten nimmer zeugen
Ein schwächliches Geschlecht;
Und wenn die Völker schweigen,
Die Steine schrei'n um Recht!
O zündet alle Feuer
Auf hohen Alpen an,
Vielleicht erwärmt ein neuer
Held Gottes sich daran.

Es gründeten die Dreie,
Im stillen Felsenthal,
Der Freiheit und der Treue
Ein Reich nach Gottes Wahl;
Nicht für ein kleines Streiten
Entbrannte das Gemüth:
Ein Held für alle Zeiten
Fiel Arnold Winkelried.

Noch hängen Felsenmassen
An die Lavine sich;
Die Frommen zieh'n und fassen
Einander kräftiglich;
Oft muß aus kleinem Saamen
Die größte That gedeih'n,
Darum in Gottes Namen,
Ihr Schweizer, schlaget drein!

v. R.

X.

Napoleon's Ausgang.

„Wie, ist es mit dem Treiber doch sogar aus, und der Zins hat ein Ende!"

„Der Herr hat die Ruthe der Gottlosen zerbrochen, die Ruthe der Herrscher, welche die Völker schlug im Grimm ohne Aufhören, und mit Wüthen herrschete, und verfolgte ohne Barmherzigkeit."

„Nun ruhet doch alle Welt und ist stille und jauchzet fröhlich." —

„Deine Pracht ist herunter gefahren in die Hölle, sammt dem Klange Deiner Harfen. Motten werden Dein Bette seyn, und Würmer Deine Decke.

„Wie bist Du vom Himmel gefallen, Du schöner Morgenstern! Du gedachtest in Deinem Herzen: ich will in den Himmel steigen und meinen Stuhl über die Sterne Gottes erhöhen; ich will über die Wolken fahren und gleich seyn dem Allerhöchsten!"

„Ja, zur Hölle fährst Du, in die Tiefe der Grube! Wer Dich siehet, wird Dich anschauen und sagen: ist das der Mann, der die Welt zittern und die Königreiche beben machte? Der den Erdboden zur Wüste machte und die Städte darauf zerbrach, und gab seine Gefangene nicht los?"

„Alle Könige der Völker liegen doch mit Ehren, ein jeglicher in seinem Hause: Du aber bist verworfen von Deinem Grabe, wie ein verachteter Zweig, wie ein Kleid der Erschlagenen, so mit dem Schwerdt erstochen sind, die hinunterfahren zu den Steinhaufen der Hölle, wie eine zertretene Leiche. Du wirst nicht wie dieselben begraben werden, denn Du hast Dein Land verderbet und Dein Volk erschlagen." —

Mit diesen Worten, welche uns die heilige Urkunde unter dem Namen des begeisterten Sehers und Königlichen Geschichtschreibers, Jesaias [1]), aufbehalten hat, feierte ein alter Dichter den Fall eines übermüthigen Eroberers. Seit sie gesungen wurden, hat die Welt oft den Wechsel menschlicher Dinge gesehen; verbrecherische Völker sind zerschmettert, frevelnde Tyrannen gestürzt; die Hand Gottes hat sich allgewaltig gezeigt in Zertrümmerung der Werke des Uebermuths und der Verruchtheit, und die Welt hat gejubelt über den Sieg der Gerechtigkeit und über die Erlösung der Völker aus den Banden der Knechtschaft: aber einen so ungeheuern Wechsel des Glücks, als der, welcher uns an jene Worte des Propheten erinnert hat, weiß die Geschichte der Menschen nicht; nie hat die heilige Sache der Menschheit einen schönern Triumph gefeiert; nie ist die Welt eines solchen Jauchzens voll gewesen; nie ist bei allen Völkern und in allen Zungen mit solcher frommen Freude, mit solcher kindlichen Ergebung, mit solcher frohen Anbetung ausgerufen worden: „groß und gerecht ist Gott, und Herr ist sein Name!"

1) Cap. 21. V. 4—7 und 11—19.

Napoleon Buonaparte, der noch vor achtzehn Monden für einen unbesiegbaren Feldherrn, für den größten Helden aller Jahrhunderte, und für den Herrn Europa's galt, von Lissabon bis Moskau allgewaltig gebietend; der es noch vor zwölf Monden lächerlich fand, daß man ihm die Abtretung irgend eines Dorfs, welches er zu seinem Reiche gezogen hätte, ansinnen könnte; der noch vor wenigen Tagen unbeschränkter Kaiser gewesen war, und knechtischen Gehorsam und kriechende Schmeichler gefunden hatte, — dieser Napoleon Buonaparrte hat am Feste der Auferstehung des Heilands der Welt [2]), in der Verzweifelung der Einsamkeit, Verzicht geleistet auf den Thron, den er entweiht hatte, und auf die Krone, deren Glanz vor lauter blutigen Lorbern nicht erkannt werden mochte. Dieser Mann, der sich selbst für einen Boten des Schicksals ausgegeben hat, und der auch wie ein Gesandter des Himmels hätte verehrt werden

2) Die Acte d'Abdication de l'Empereur Napoléon ist am zweiten Ostertage unterzeichnet, und lautet, wie die Zeitungen sie bekannt gemacht haben, wie folgt:

Les puissances alliées ayant proclamé que l'Empereur Napoléon était le seul obstacle au rétablissement de la paix en Europe, l'Empereur Napoléon, fidèle à son serment, déclare qu'il renonce pour lui et ses héritiers aux trônes de France et d'Italie, et qu'il n'est aucun sacrifice personnel, même celui de la vie, qu'il ne soit prêt à faire à l'intérêt de la France.

Fait au palais de Fontainebleau, le 11. avril 1814.

Napoléon.

pour copie conforme:

Dupont de Némours, secrétaire général du Gouvernement provisoire.

mögen, wenn er Ehrfurcht bewiesen hätte für das Heilige, Schonung für die Gefühle der Menschheit, Achtung für menschliches Leben und Wollen, ist mit Abscheu ausgestoßen, wie ein Sohn der Hölle. Dieser Mann, der von sich selbst rühmte, „er habe von Gott selber den Willen und die Macht, alle Hindernisse zu besiegen;" der sich so mächtig wähnte, daß er zu sagen wagte, „künftig solle keine Kanone in Europa ertönen, als nur mit seinem Wissen und auf seinen Befehl;" der durch einen seiner Knechte [3]) von sich lobpreisen lassen durfte: „er habe die Gestalt der Welt verändert; er durchlaufe Europa, Kronen gebend, Kronen raubend; er verändere, er beschränke, er erweitere die Gränzen der Reiche, wie ihm beliebe:" — dieser Mann steht nun da, ohne Krone, ohne Scepter, verspottet, verlacht, verhöhnt und kein Arm bewegt sich auf sein Geheiß [4]). Könige haben um seinen Tisch gestanden, Kaiser haben ihn Freund und Bruder genannt; alte Fürsten haben sich mit seiner Familie verbunden, und aus dem ältesten Kaiserhause hat er eine Gemahlin erhalten: nichts hat ihn geschützt, nichts gerettet, weil er nicht verstand, ein Mensch zu seyn. Das Blut von Hunderttausenden, mit welchen er die Erde überschwemmt hatte, schrie um Rache; das grauenvolle Elend, welches er über die Völker gebracht, wollte Sühnung. Er hatte seinen Willen an die Stelle der großen Grundsätze gesetzt, welche das Leben der Menschen allein halten und lenken können. Darum „gab ihn

3) Den Grafen Fontanes.

4) Selbst sein Mamluck, Rustan, dem er am liebsten sein Leben vertrauen mochte, soll ihn verlassen haben, wenn anders den Pariser Zeitungen zu trauen ist, was wir freilich stark bezweifeln.

Gott dahin, im verkehrten Sinn zu thun, was nicht taugt." Er hatte den thörichten Dünkel seines Herzens der Weisheit vorgezogen, welche uns die Geschichte der Jahrtausende lehrt; Lüge war seine Wehr gewesen und Betrug seine Waffe: darum ward sein Auge verblendet; darum „tränkte ihn der Herr mit dem Geist eines tiefen Schlafs," daß er seine Lage nicht begriff, und im Wahnsinn seines Ehrgeizes den Abgrund nicht bemerkte, über welchem er stand. Wie ein Zerstörer war er über die Länder der Erde gezogen; Schrecken war vor ihm hergegangen, Unglück hatte ihn begleitet, Jammer war ihm gefolgt: darum versäumte er, wie ein berauschter Thor den Augenblick der Rettung, der ihm geboten ward [5]), damit die Nemesis ihr heiliges Werk an ihm vollenden und die verhöhnte Menschheit rächen könnte. Er, der Millionen in den Krieg, der Hunderttausende zum Tode geführt hat, er hat nicht das Glück gehabt, den raschen Tod der Schlacht zu sterben: denn er hatte diesen Tod stets als einen schönen, glückseligen, ehrenvollen gepriesen, und war darum seiner nicht würdig. In seinen eigenen

5) Noch in Chatillon. Napoleon verwarf hier bekanntlich die Friedensbedingungen der Verbündeten; diejenigen, die er dagegen vorschlug, haben wir erst nach Vollendung dieses Aufsatzes erfahren; sie waren nach Englischen Blättern (Allg. Zeitung Stück 114.) folgende: 1. Prinz Eugen Beauharnois sollte König von Italien bleiben und auch Venedig behalten; 2. der Rhein sollte die Gränze gegen Teutschland machen; 3. Holland sollte abgetreten werden, aber Nimwegen und ein Theil der Waal sollten bei Frankreich bleiben; 4. Joseph Bonaparte sollte für den Verlust von Spanien, Hieronymus Bonaparte für den Verlust von Westphalen, Louis Napoleon für das Großherzogthum Cleve und Berg, Eugen Beauharnois für das versprochene Großherzogthum Frankfurt — entschädigt werden. — Himmel! wie? wo? warum?

Netzen ist er gefangen. So tief ist er gesunken, daß ihm weder ein Freund geblieben ist, der ihn durch einen raschen Stoß von der Schande verworfener Wehrlosigkeit gerettet hätte, noch die Kraft, sich selbst zu befreien von dem Hohn der Menschen, vom Gespötte der Welt und von demüthigendem Mitleiden [6]). Was nun auch aus ihm werden mag: die alte Gottheit, die Frevel und Uebermuth bestraft, hat sich in jugendlicher Kraft furchtbar und herrlich an ihm bewährt. Findet er, wie wahrscheinlich ist, seinen Tod, so hat er lange genug gelebt, um zu erkennen, wie verhaßt er ist bei Gott und wie verabscheut bei den Menschen, wie verkehrt sein Wollen gewesen, wie verrucht sein Thun, wie eitel und umsonst sein Leben; wie er dasteht, der Mitwelt ein Fluch und den kommenden Geschlechtern ein Grauen; er hat lange genug gelebt, um sich nicht zu täuschen über seine Bestrebung, und um nicht mit dem seligen Wahn aus der Welt zu gehen, der ihm vielleicht solch ein Leben möglich gemacht hat, mit dem Wahn, Großes und Bleibendes gethan zu haben. Ueberlebt er aber auch diese Erniedrigung [7]), so wird er dem erwachten Gewissen nicht entgehen; er ist klug genug, seine Missethaten zu überrechnen: hat er Zeit, sie in ihrer ganzen Größe zu erkennen, so wird die Hölle in seinem Innern um so entsetz-

6) Oder wäre das Ueberleben keine Feigheit, sondern Stärke? und lebte in Napoleon's Seele noch die Hoffnung einer Umkehrung der Dinge und eines neuen Glücks! — Oder wollte er, wie einst Sulla, sein Leben beschreiben? Das werden die Fürsten Europa's kaum wünschen?

7) Sollte Napoleon, wie in den Zeitungen verkündigt ist, nach der Insel Elba gebracht werden: so empfehlen wir Denen, die neugierig sind den Aufenthalt desselben näher kennen zu lernen, eine kleine Schrift, die im Jahre 1809 im Verlage des Industrie-Comtoirs zu Wei-

licher auflodern. Könnte man aber den Gedanken fassen, daß er im Stande wäre, die Summe ruhig zu verzehren, welche ihm die Großmuth der erhabenen Fürsten, nachdem er sie auf die empfindlichste, auf die ungerechteste, auf die gewaltthätigste Art wiederholt gekränkt hatte, zugestanden hat [8]): so würde er um so unwürdiger und — man möchte sagen — widriger dastehen vor Welt und Nachwelt, ein entsetzliches Beispiel verworfener Größe [9]). In jedem Falle hat die Nemesis ihr Werk vollbracht, und ihr altes Ansehen behauptet, selbst wenn menschliche Verkehrtheit ihm noch einmal Raum und Gelegenheit gewährte, wieder empor zu kommen. —

Aber so groß, gerecht und fromm auch die Freude aller guten Menschen über die Unwandelbarkeit der Gesetze des

mar unter folgender Ueberschrift herausgekommen ist: Arsenne Thiebaut's von Berneaud Schilderung der Insel Elba. Aus dem Französischen von T. F. Ehrmann. Mit einem artigen Chärtchen.

8) Nach Pariser Blättern soll er sogar gefeilscht haben, um die bewilligte Summe zu vergrößern; aber was erzählen diese nicht! Bald lassen sie ihn beständig weinen, bald in Wuth gerathen, bald sich verkriechen. Ueber die Art, wie Napoleon sich benommen hat und wie es mit der Entsagung eigentlich gegangen ist, müssen wir erst vollständiger unterrichtet werden, ehe wir urtheilen können.

9) Wir sagen nicht, ein warnendes Beispiel; denn wir fürchten, auch durch diese Ereignisse werde in Zukunft Keiner abgeschreckt werden. Wer über sein eigenes Gewissen, über das Gefühl für das Gute und Rechte, über die Liebe zur Freiheit und über die Achtung der Menschheit hinaus ist: der kommt auch wohl über den Gedanken an den Ausgang hinweg. Man muß die Diebe hängen: dazu sind die Galgen; aber das Stehlen wird immer wieder in der Hoffnung gewagt, glücklich um diese hinweg zu kommen.

Menschenlebens und über das Walten der Gottheit durch dasselbe seyn mag; so manche Veranlassung werden doch Diejenigen, welche sinnig in die Ereignisse der Zeit schauen, zum Ernst finden, zur Wehmuth, zur Klage, und wenn das Volk, welches durch die Begebenheiten am meisten zu ernster Einkehr in sich selbst, zu Demuth und Scham geführt werden sollte, sich mit schalem Witz, mit eitlen Wortspielen und mit prahlerischem Klingklang zu begnügen scheint, so geziemen uns Teutschen wohl ernste Betrachtungen. Wir wollen uns erlauben, einige niederzuschreiben, wie diese Tage sie in uns erzeugt haben.

Zuerst wird Keiner läugnen mögen, daß Napoleon Buonaparte von der Natur mit ungemein großen Eigenschaften ausgerüstet sey. Ohne eine gewaltige Kraft des Geistes hätte er nie werden können, was er geworden ist. Zu einer solchen Höhe, als er erreicht hat, wird Keinen ein blindes Glück führen. Man kann ohne Kraft, Einsicht und Tugend für einen Thron geboren werden, aber Keiner, der in den untern Ständen der menschlichen Gesellschaft das Daseyn erhielt, wird ohne Kraft, Einsicht und Tugend einen Thron erwerben. Allerdings wirft das aufgewühlte Meer Schaum empor, und die Stürme der Revolution haben nicht immer Geist und Verdienst an die gebührende Stelle gebracht; auch viele Menschen sind in die Höhe getrieben, welche auf der Wage menschlichen Werths und menschlicher Würde unendlich leicht gefunden werden dürften: aber die Wasserblase zerspringt so schnell, als sie gebildet ward, die nächste Welle führt neue auf ihrem Rücken einher, und Menschen, die ohne Werth und Kraft in sturmvollen Zeiten emporkommen, stürzen eben so schnell in's Nichts zurück; wenigstens mag keiner sich über Allen halten, der nicht im eigenen Geist eine schützende Gewalt findet,

Das Blatt, das leicht vom Winde verweht würde, hängt fest am Stamme; aber wer hält den Stamm, wenn die Wurzel verfault ist? Des Höchsten Gewalt kann verworfene Gesellen schützen, aber was soll den Höchsten beschirmen, wenn er es nicht selbst vermag? Buonaparte's Festigkeit ist im Fortgange seines Ruhms entartet bis zu grausamer Halsstarrigkeit, sein Wille bis zu schauderhafter Wildheit, seine Einsicht bis zum gefährlichen Wahnsinn, seine Klugheit bis zu consequenter Narrheit: aber wenn man über dem späteren Leben das frühere, obgleich es auch die Geschichte haben soll, etwa vergessen kann, so kann es doch nicht durch dasselbe verändert werden. Das mag man vielleicht bezweifeln, daß er je Herz und Gemüth gehabt habe; aber alsdann wird man nicht läugnen können, daß er mit seinem Verstande gar oft Herz und Gemüth zu ersetzen gewußt. Denn er hat sich nicht bloß als großen Feldherrn bewiesen, sondern er hat auch viele große Verhältnisse des menschlichen Lebens mit ungemeiner Feinheit aufgefaßt und behandelt [10]), und sich (früher, versteht sich) in vielen Verhältnissen gut und liebenswürdig gezeigt: wie hätte er sonst so viele edle Menschen täuschen und gewinnen können? — Ist es nun nicht zu beklagen, daß ein Mann mit solchem Geiste, und mit solcher Kraft sich so entsetzlich verirren konnte, als Buonaparte sich verirrt hat? Ist's nicht traurig, daß so große Eigenschaften so gräuelhaft mißbraucht werden mochten? daß ihm zu den herrlichen Gaben, mit welchen ihn die Natur beschenkt hatte, nicht die eine gegeben war, sich selbst zu bezwingen? daß ihm nicht gegeben war, den Sinn des Lebens zu verstehen, die Bedeutung der Völker zu begreifen, die Menschheit zu achten und das Glück zu erkennen?

10) Wir wollen nur an die Discussionen über das Gesetzbuch erinnern, dem er nachmals seinen Namen gegeben hat.

Hierdurch ist geschehen, daß er, der groß und herrlich für alle Zeit in der Geschichte hätte glänzen mögen, mit allem Reichthum seines Geistes zur Zeit der Entscheidung unendlich arm da stand vor der Welt, und daß er fast untergegangen ist, wie ein gemeiner Abenteurer. O, gewiß, er hatte Recht, als er einst das berühmte Wort aussprach: daß Gebrechlichkeit und Schwäche die Natur des Menschen sey! [11]) Wohl mag er dieses Wort heuchlerisch und im frechen Vertrauen auf seine Macht, auf sein Ansehen, auf sein Glück gesprochen haben: dadurch gerade wird es nur um so bedeutender.

Der Ernst aber, mit welchem diese Gedanken die menschliche Seele erfüllen müssen, wird noch gesteigert, wenn man Napoleon im Verhältnisse zu seiner Zeit betrachtet. Wir sind weit von der so verkehrten als verderblichen Ansicht entfernt, daß die Menschen, ohne eigenthümliche Anlagen und Neigungen geboren, nur durch Erziehung und Umgebung so werden, wie sie sind; aber das wird doch auch Keiner bezweifeln, daß der Mensch Gelegenheit bedarf, um zu zeigen, was in ihm ist, daß seine Art sich nur unter besondern Verhältnissen zum Guten, wie zum Schlechten, besonders gestalten könne. Darum hätte, ohne ein solches Zeitalter, als in welchem Napoleon lebte, seiner Natur vielleicht dieselbe Verworrenheit, Härte, Wildheit ingewohnt, aber gewiß würde sie ohne ein solches Zeitalter sich nicht so gräßlich geäußert haben, und mithin nicht so klar und bloß erkannt worden seyn. Wir wollen nur von seinem Volke reden, von den Franzosen. Wenn diese Franzosen nicht in der Wuth einer unsinnigen Zügellosigkeit den Sinn für ächte bürgerliche Freiheit, den letzten Rest für

11) Gegen den Prinzen von Asturien, 1808.

Gemeinwohl und Vaterland aus sich hinaus geraset hätten: so möchte in Napoleon's Brust allerdings die Lust zu willkürlicher Gewalt gelegen, es möchten in seinem Geiste die Grundsätze des Despotismus gelebt haben: nie aber hätte ihm, der unter so Vielen gestanden war, gelingen mögen, willkürliche Gewalt zu üben und die Grundsätze des Despotismus auszuführen; ohne den Knechtsgeist, den Sclavensinn, die Heuchelnatur des Geschlechts, das ihn umgab, hätte er schwerlich gewagt, was ihm gelungen ist. Eben so möchte er wohl in sich die Begierde gefühlt haben, der Allgewaltige in Europa zu seyn, Thronen zu zertrümmern, Kronen zu zerbrechen, Könige zu stürzen, Völker zu unterwerfen: aber, was würde er erreicht haben, wenn die Franzosen Achtung gehabt hätten für die Freiheit der Völker und Ehrfurcht für die Menschheit in den Menschen? wenn sie Schaam gefühlt hätten vor der Welt und Scheu vor Gott? wenn sie nicht von einer unbegreiflichen Eitelkeit, welche sie Ehre nannten, besessen gewesen wären, und von der schändlichsten Habsucht, welche sich durch den Raub und die Plünderung fremder Völker zu befriedigen wünschte? Gewiß, diese Franzosen haben ihn eben so sehr fortgestoßen, als er sie fortgezogen hat. Sie waren nicht weniger verwildert, als er. Unter Allen, die je mit ihm nach Teutschland gekommen sind, von den Königen an, bis zum Fuhrknecht, bis zum Todtengräber hinunter, sind sehr wenige gefunden, die nicht große Lust zur Beknechtung der Welt gezeigt, die nicht gern den Napoleon an der Stelle, auf welcher sie standen, gemacht hätten. Wenn man aber alle Entwürfe zu den ewigen Kriegen, die er geführt hat, auf das große Register seiner Sünden setzen darf, weil er sich allen Ruhm gelungener Unternehmungen zuzueignen pflegte: wer ist

denn verantwortlich für das grausenvolle Betragen der Französischen Heere bei diesen Unternehmungen? Jene Entwürfe, als solche, möchten, weil sie gottlos waren und entsetzlich, allerdings die Edelsten in den fremden Völkern aufgereizt haben, Alles zu wagen. Das vergossene Blut der erschlagenen Brüder, die schrecklichen Erpressungen durch zahllose Contributionen und Requisitionen, die Zerstörung alles Handels, die Hemmung alles geistigen Verkehrs, die Vernichtung alles Glaubens und Vertrauens, die Aufpasser und Schergen aller Art — Alles dieses war wohl geeignet, die Französische Herrschaft auf das fürchterlichste verhaßt zu machen, und alle Kraft zu ihrer Vernichtung aufzurufen. Aber dieser allgemeine Grimm gegen Alles, was Franzos heißt, diese heilige, und, wir möchten sagen, durchdachte Erbitterung, die auch in den untersten Gliedern des Volks gefunden wird, kann nur durch die Art entstanden seyn, mit welcher die einzelnen Franzosen die Uebermacht und das Glück ihrer Regierung mißbraucht haben. Weil sie eben so eitel waren, als einfältig, eben so trotzig als ehrlos, eben so frech als feig, eben so habsüchtig und geizig, als niederträchtig, gemein, grausam und entmenscht: darum werden sie gehaßt und verachtet; die Franzosen selbst sind es, die ihnen den Haß und die Verachtung erregt haben. Napoleon hat doch vielleicht bei seinen Unternehmungen, so verkehrt und verrucht sie auch gewesen seyn mögen, stets einen Gedanken von neuer Weltgestaltung und ewigem Ruhme gehabt; was aber haben die übrigen Franzosen, die bloßen Werkzeuge seines Willens zur Entschuldigung der Verbrechen anzuführen, die sie begangen haben? Sie, die Keiner nannte, oder die, wenn sie genannt wurden, nur als geschickte Diener des Uebermuths einen unglückseligen Ruf

gewinnen mochten, sie hatten nichts als ihre Knechtsseele, ihre Eitelkeit, ihre Habgierde! Napoleon hat freilich auch, außer jenen großen Sünden, viele kleinere auf sich geladen; er hat sich gegen einzelne Menschen unkaiserlich und gemein bewiesen, elend, grausam und erbärmlich; aber, so wie man ihm die Art nicht zurechnen kann, mit welcher seine Diener seine Befehle erfüllten, so muß man auch bedenken, daß die Ursache zu seinem unverständigen Betragen, zu seiner Leidenschaftlichkeit und zu seinem Grimme oft in den Verhetzungen und Aufreizungen seiner Umgebung zu suchen seyn möge. Er konnte nicht Alles selbst untersuchen und berathen; seine Diener umgaben ihn mit Lügen und er sündigte fort auf dem Grunde dieser Lügen [12]). Wenn daher auch die Franzosen gern geltend machen möchten: daß Buonaparte ein Corse sey und kein Franzose, so werden sie damit die Welt nicht betrügen, vielleicht auch sich selbst nicht [13]). Wer ist denn, um nur Ein Beispiel anzuführen, dieser Davoust mit seinen Mordbrennern, welche ohne Sinn und Zweck auf eine unmensch-

12) Man vergleiche nur die Dépêches et lettres interceptées par des partis détachés de l'Armée combinée du Nord de l'Allemagne, die au mois de Fevrier 1814. im nördlichen Teutschlande bekannt gemacht worden sind; und man wird von der einen Seite allerdings ein arges Mißtrauen bei Napoleon bemerken, aber von der andern wird man auch erkennen, daß man ihm durchaus die Stimmung und die Verhältnisse der Welt zu verheimlichen suchte.

13) Fast lustig ist, daß die Schweizer den Kaiser Napoleon, den die Franzosen so gern ausstoßen möchten, sich vindiciren wollen. „Sein Aeltervater war aus dem Canton Appenzell; er hieß Guttheil und übersetzte diesen

liche Weise Hamburg verwüstet haben, und noch zu einer Zeit zu verwüsten fortfahren, da der Corse schon ohnmächtig darnieder liegt?

In der That, das menschliche Gemüth wird auf eine sehr schmerzliche Weise ergriffen, wenn man den Gang der Ereignisse überdenkt. Die Franzosen haben sich als das erste, als das feinste, als das liebenswürdigste Volk der Welt proclamirt; und auf eine Weise, welche die Nachwelt der Geschichte schwerlich glauben wird, haben andere Völker in diesen Ton eingestimmt. Die Ersten in diesen Völkern haben sich nicht geschämt, ihre mächtige, reiche, reine und wahre Sprache zu vertauschen gegen die armseligen Französischen Schnarrtöne, die voll sind von Lügen, Trug und Zweideutigkeit; sie haben sich nicht geschämt, die unkeuschen, buhlerischen, ehrlosen Sitten der Franzosen nachzuahmen, und in der Vernachlässigung einfachen, vaterländischen Brauchs Feinheit zu suchen und Bildung. Dieses erste und liebenswürdigste Volk aber vollbrachte das Unseligste und Heilloseste, welches je geschehen ist, so weit die Geschichte der Menschen reicht; und je mehr dieses zu gelingen schien, desto gräßlicher war der gottlose Jubel des Volks, über die Verödung der Welt und die Zertretung der Völker, desto wilder das Gelächter der Franzosen, desto unverschämter die Lobpreisungen Dessen, der, an ihrer Spitze stehend, sie zu solchem greuelhaften Triumphe führte. Und es ist nicht zu bändigen gewesen, dieses Volk, und nicht zurückzubringen von seiner Verruchtheit, bis alle Völker Europa's

Namen, als er sich auf Corsica niederließ, in Buonaparte, seine Mutter ist aus Basel u. s. w." (Allg. Zeitung 114.) — Die Zeiten der Telle und Winkelriede sind berühmt durch ihre Tugend und ihren Freisinn.....

gegen daſſelbe in der höchſten Erbitterung über den unendlichen Frevel aufgeſtanden ſind. Und nicht die erhabenen Gerichte des Himmels, die wiederhohlt mit unerhörter Strenge über daſſelbe gehalten waren, mochten es zurückführen zum Rechten und Guten, und nicht die Schonung und Mäßigung der hohen Häupter, welche die Völker wider Frankreich lenkten, konnten Gehör finden: ſo lange noch einige Hoffnung war, ſich zu behaupten in dem Raube der Welt, ſo lange ſtanden die Franzoſen zu Napoleon Buonaparte und ſchienen den letzten Mann mit dem letzten Groſchen unter ſeine Adler bringen zu wollen [14]). Kaum aber war der Ort des Gräuels, der Sitz des Verbrechens, die Niederlage des Raubes in die Gewalt der Verbündeten gekommen; kaum war die Hoffnung einer andern Rettung, als durch die Großmuth Derer, die ſie verhöhnt und mißhandelt hatten, verſchwunden: ſo verließen ſie „den Helden, der das Schickſal der Welt in ſeiner Hand gehalten und die Franzoſen auf immer zu dem großen Volke gemacht hatte." Napoleons Genoſſen, Bewunderer, Schmeichler wandten ihm den Rücken und ſchmäheten ſein Loos: „denn Tyrannen haben keine Freunde"; Sie, die mit ihm gefochten und von ihm Reichthum, Rang und Glanz erhalten hatten, ſuchten nichts als die Behauptung dieſes Reichthums, dieſes Glanzes und Ranges; was hierfür, was für ſeine Ehrſucht, was für die Beknechtung der Welt geſchehen war, das wollten ſie geltend machen als geſchehen für Frankreichs Ruhm, als vollbracht für das

14) Der geſetzgebende Körper ſcheint freilich Sinn und Ernſt bewieſen zu haben; aber dieſe Geſchichte iſt noch zu dunkel, und die Schritte deſſelben würden keine Folgen gehabt haben, wenn es dem Kaiſer gelungen wäre, den Verbündeten länger zu widerſtehen.

Vaterland. Uebrigens wechselte man Eide wie Kleider, redete die Sprache der Unschuld, und knüpfte sein Schicksal an ein neuaufgehendes Gestirn!

Wir erinnern uns, daß einst die berüchtigten Damen der Halle dem Kaiser Napoleon einen Blumenstrauß bringen wollten; er ließ sie aber nicht vor sich, weil er meinte, dieses Gesindel werde Ludwig XVIII. wenn derselbe an seiner Stelle stände, eben so begrüssen. Ist denn die Gesinnung der Halle die Gesinnung von ganz Frankreich? — Wahrlich, nichts ist schrecklicher als die Barbarei der Civilisation, und nichts gefährlicher als ein gewandtes und geschicktes Volk, ohne Religion und Liebe. —

Was wollen wir mit diesen Bemerkungen? — Wünschen wir etwa, die Franzosen möchten Napoleon nicht verlassen haben? Gewiß nicht; vielmehr wünschen wir, daß sie nie zu ihm gestanden haben möchten; wir würden sie gepriesen haben, wenn sie ihn früher verlassen hätten; und auch jetzt noch jubeln wir mit aller Welt, weil Ihm widerfährt, was Er verdient hat. — Wollen wir denn etwa, daß der Krieg gegen Frankreich fortgesetzt, daß schwere Rache genommen würde für das, was die Franzosen gegen uns und Andere gesündigt haben, daß das Land gänzlich bezwungen und getheilt werden möchte? — Eben so wenig! Der Krieg hat nur zu lange gewüthet, des Bluts ist nur zu viel geflossen; die Gottheit selbst hat uns gerächt, wie es seyn soll; für bezwungen halten wir Frankreich auch jetzt, und selbst die Franzosen werden hoffentlich, nachdem der Mittelpunkt ihrer Welt und der Himmel ihrer Herrlichkeit, Paris, genommen ist, sich für bezwungen ansehen, wenn sie auch nicht sogleich

die Sprache alter Eitelkeit verändern können [15]). — Oder wünschten wir etwa, daß alle Die, welche mit Napoleon oder durch Napoleon — groß, oder reich geworden sind, auch zu Grunde gehen möchten wie Er? — Wahrlich, das ist uns einerlei. Wer gefrevelt hat, der wird Gott nicht entgehen, und die Geschichte wird auch sie richten. — Oder wollen wir endlich den Volkshaß der Teutschen wider die Franzosen erhalten und dadurch mitwirken zu neuen Händeln und zur Fortsetzung des Kriegs im Frieden? — Keineswegs! Ein Volk wird andere Völker desto weniger hassen, je mehr es sich selbst liebt; je mehr es von seiner eigenen Volksthümlichkeit durchdrungen ist, desto mehr wird es Achtung beweisen für fremde Volksthümlichkeiten. Ein Volk, das Völker haßte, wäre kein Volk; Volkshaß ist abscheulich, wenn er mehr ist, als Liebe des eigenen Volksthums. Aber Verirrungen und Sünden gehören so wenig zur Natur der Völker, als der Menschen, und verdienen so wenig bei jenen, als bei diesen Entschuldigung. Frevel

15) Wenn man die Französischen Berichte lieset, z. B. von dem Einzuge der Verbündeten in Paris: so sollte man fast glauben, die ganze Sache habe ihretwegen Statt gefunden, und die Völker Europa's und Asiens seyen zusammen gekommen, um den Parisern ein Schauspiel zu geben. Sie sind der Mittelpunkt von Allem. „Die Pariser haben sich ihrer würdig betragen; sie haben eine majestätische Ruhe und Ordnung bewiesen. Die Jahrbücher der Geschichte, die nichts Aehnliches aufzuweisen haben, werden ein solches erhabenes Schauspiel nimmer vergessen." Und unaufhörlich hallt das traurige Wort *Gloire Française* durch Reden und Schriften. — Ach, ihr solltet halb Frankreich darum geben, wenn es möglich wäre, aus der Geschichte die letzten zwanzig Jahre zu vertilgen, und den unglückseligen Ruhm zu vernichten, den ihr erworben habt!

und Verbrechen müssen Haß finden, und Nichtswürdigkeiten Verachtung bei Völkern, wie bei Menschen.

Was wollen wir also? — Wir wollen, so viel an uns ist, auch hierin zeigen, welche Nachbaren wir haben. Es ist gut seine Umgebung zu kennen, hohle Wörter nicht für Sprache der Empfindung und geheuchelte Ehrlichkeit nicht für Wahrheit zu halten. Wer lange gesündigt hat, der muß lange Reue beweisen, ehe man Vertrauen zu ihm faßt; am wenigsten mag uns der Frevler gewinnen, der zur Sprache der Tugend zurückkehrt, wenn er seinen Vortheil dabei findet, und das Rechte und Gute thut, wenn er Gewinn davon hat. Auch ist gut, Allen, die sich in das öffentliche Leben wagen, und die Verhältnisse desselben mitbestimmen, so oft als möglich ins Gedächtniß zu rufen, daß man das Urtheil der Welt und die Geschichte schwer betrügt.

Die hohen verbündeten Monarchen werden sich hoffentlich bald mit den Franzosen auf eine angemessene Weise setzen. Dann mögen diese Franzosen ihren Weg gehen, wie ihnen gefällt. Für uns Teutsche ist nur nöthig, daß wir eben Teutsche bleiben und uns frei halten von Französischem Tand, von Französischer Sprache, Sitte und Art. Also sey das Gebet jedes guten Sohnes des Vaterlandes, zuerst, daß diejenigen unserer Brüder, welche diesen ruhmvollen und heiligen Krieg mitgekämpft haben, und als Teutsche gegen Frankreich gezogen sind, nicht als Oestreicher, Preußen, Baiern, Würtenberger oder Hessen zurückkehren, und daß wir sie, die wir beim Abzuge als Teutsche gesegnet haben, nicht beim Heimzuge als Oesterreicher, Preußen, Baiern begrüssen mögen; dann aber, daß die Bande Teutscher Ein-

racht, welche durch die Noth der Unterdrückung zwischen uns geknüpft sind, nicht durch die Wiederkehr der Freiheit und des Glücks gelöset werden, sondern daß vaterländischer Geist und vaterländischer Sinn sich erhalte, verbreite, mehre und uns mit solchem Willen erfülle und zu solchen Handlungen bestimme, die da würdig sind der Ehre unserer Väter, der Hoffnung unserer Tage, des Glücks unserer Kinder und des reinen Lobes aller Völker und Geschlechter!

XI.

De caloribus Aprilis.

Folgende kleine Ode ist neulich im Nürnbergischen Correspondenten abgedruckt gewesen. Die zarte und sinnreiche Art, mit welcher sie die Erscheinungen in der ewigen Natur und im wechselvollen Menschenleben zu verknüpfen weiß, hat uns auf's Lebendigste angesprochen und entzückt; und da wir glauben, daß die sinnigen Leser der Nemesis gleiches Vergnügen über diese Ode empfinden werden, so legen wir ihnen, mit Erlaubniß des Verfassers, dieselbe vor. Der Verfasser aber ist der Herr Oberfinanzrath Roth in München; ein Mann, der schon längst, theils durch eine vortreffliche, tiefgreifende Vergleichung der beiden größten Geschichtschreiber der Welt, theils durch historische Darstellungen, in welchen er jenen Geschichtschreibern in der Sprache Roms glücklich nachstrebt, theils auf andere Weise, vollgültig dargethan hat,

daß er nicht bloß die Alten kennt, ſondern daß er tief eingedrungen iſt in ihren Geiſt.

Aeterna rerum quid genitrix novi
Nec jam tremendi prodigii parat?
Majusne praecurrens Aprilis
Instabile imperium repressit?

Adest jam adultum atque impatiens morae
Frondere quercum ver olea simul
Concordibus poscit decoras
Regibus et populis coronas.

Turpi levatum servitio sinum
Purgata tellus pandere nititur,
Non illa praeclari laboris
Segnior egregiis alumnis.

Haeretque terris insatiabili
Totos beatis sol oculo dies,
Fas dum resumi jusque castum
Purpureumque videt pudorem.

Monachii prid. Id. April.

F. Roth.

„Welches neue, doch nicht furchtbare, Wunder bereitet die ewige Mutter aller Dinge? Hat der Mai vorstrebend des Aprils unstete Herrschaft gebändigt?

„Schon ist der Frühling da, schon erwachsen, und kein Zögern duldend, begehrt er an die Eiche und an den Oelbaum, daß sie grünen zu schönen Kränzen für einträchtige Könige und Völker.

„Ihr Schoos, befrei't von schmählicher Knechtschaft, strebt die reine Erde aufzuthun; nicht lässiger in herrlicher Arbeit als ihre trefflichen Söhne.

„Und mit unersättlichem Auge haftet ganze Tage an den seligen Ländern die Sonne, da sie Zucht und Recht und edle Scham wiederkehren sieht."

Inhalt.

Seite

I. Einleitungs-Vortrag zu einer Reihe von Vorlesungen über die politische Geschichte von Europa, gehalten in Königsberg im Winterhalbenjahre 180⅞. Vom Herrn Staatsrath Süvern . . . 429

II. Etwas über Erfurt während der Französischen Herrschaft 446

III. Ueber Preußen's Wiederherstellung im Jahre 1813 466

IV. Ueber das Schicksal des Generals Moreau . 476

V. Unterredung Napoleon's mit dem Grafen von **a zu Paris am 10. März 1813 496

VI. Fox und Buonaparte 506

VII. Die Schweizer 510

VIII. Das Jahr 1813 (Fortsetzung) 515

IX. An die Schweiz 532

X. Napoleon's Ausgang 535

XI. De caloribus Aprilis 553

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064246646

Digitized by Google

Digitized by Google